FRIEDRICH LENZ

STALIN-GRAD

Der ‚verlorene' Sieg

FRIEDRICH LENZ

STALINGRAD, der „verlorene" Sieg

KEINE SCHLACHT

des 2. Weltkrieges war von so weittragender Bedeutung wie die Schlacht um Stalingrad. Der Sieg bei Stalingrad hätte den erfolgreichen Fortgang der Offensive im Kaukasus nach sich gezogen und damit den Sieg über die Russen. Die Niederlage bei Stalingrad leitete die deutsche Niederlage überhaupt ein.

KEINE SCHLACHT

des letzten Krieges wird im Bewußtsein und in der Geschichte des deutschen Volkes einen so bedeutsamen Platz einnehmen wie die tragische Schlacht um Stalingrad.

KEINE SCHLACHT

verdiente es daher so sehr wie die Schlacht um Stalingrad, daß jeder Deutsche die Wahrheit über sie erführe, denn über keine Schlacht sind so viele Lügen und Irrtümer verbreitet.

ES WIRD KEINEN LESER

geben, auch nicht den „bestorientierten", der nicht überrascht sein wird über die Fülle der in volkstümlicher Sprache gebrachten Argumente und Beweise gegen alle bisherigen Darstellungen. Dieses Buch wird ihm die Augen öffnen, damit er erkennen kann, warum dieser so greifbar nahe gewesene Sieg verloren ging.

250 Seiten mit 8 Kartenseiten 15,— DM

STALINGRAD – DER ‚VERLORENE' SIEG

FRIEDRICH LENZ

STALINGRAD – DER ‚VERLORENE' SIEG

FRIEDRICH LENZ
HEIDELBERG

1. Auflage

INHALTSVERZEICHNIS

VORWORT

Bis jetzt ist ein gutes Dutzend Veröffentlichungen über Stalingrad erschienen, wenn auch nicht alle in Buchform.

Der Leser wird daher gerne zur Schlußfolgerung neigen, daß dies eigentlich ausreiche. Wenn ich es trotzdem wage, auch noch darüber zu schreiben, dann in der Hoffnung, daß der Leser nach der Lektüre meines Buches einsehen wird, daß es die Möglichkeit bietet, diese Schlacht auch von einem anderen Standpunkt aus zu betrachten, als dies bisher geschehen ist. Die anderen Veröffentlichungen gleichen sich nämlich in doppelter Hinsicht. Einmal sind sie alle nach einem Schema geschrieben, das — auf den kürzesten Nenner gebracht — lautet:

> Alle an der Schlacht beteiligten Uniformträger waren tapfere Helden, die höheren Offiziere alle Strategen, welche bestimmt gesiegt hätten, wenn man ihnen das erlaubt hätte. Im Kessel saß ein in hündischem Gehorsam ergebener Armeeführer, und im Führerhauptquartier willfährige Männer, die nicht den Mut fanden, dem Verbrecher Hitler in den Arm zu fallen, als er um eines Phantoms willen die Rettung einer ganzen Armee wissentlich verhinderte.

Das andere auffallende Merkmal ist die Tatsache, daß in keiner Veröffentlichung das Problem des Verrats auch nur mit einem einzigen Worte im Zusammenhang mit der Schlacht um Stalingrad erwähnt wurde.

Da aber das deutsche Volk um seiner Zukunft willen Anspruch darauf hat, die Wahrheit nicht nur in bloßen Versprechungen phrasenhafter Vorworte, sondern tatsächlich zu erfahren, habe ich mir zwei Aufgaben gestellt:

> Einmal alle Unwahrheiten zu widerlegen, die in den bisherigen Veröffentlichungen aufgestellt wurden. Wenn ich sage alle, so meine ich nicht die Hunderte kleiner Unrichtigkeiten und Tendenzlügen, sondern jene wesentlichen, die geeignet sind, eine völlig falsche Beurteilung des Schlachtverlaufes hervorzurufen. Ich war bestrebt, mich in der Darstellung der einzelnen

Bewegungen und Abschnitte der Schlacht auf das zu beschränken, was für den Leser notwendig zu wissen ist, um den Verlauf zu begreifen. Den Mangel, daß ich selbst nicht an der Schlacht teilnahm, versuche ich durch die Einfügung solcher Erlebnisberichte auszugleichen, von denen ich die Überzeugung habe, daß sie das Geschehen wirklichkeitsgetreu schildern. Das, was ich selbst kritisch zur Schlachtführung sage, hätte ich auch dann nicht besser sagen können, wenn ich an irgendeiner Stelle mit begrenztem Blickfeld an der Schlacht teilgenommen hätte.

Zum anderen in einem besonderen Kapitel alles Material über jene Handlungen der Feinde im Rücken zusammenzutragen, die auf den Ausgang der Schlacht einen erheblichen Einfluß hatten. Dieses Kapitel allein dürfte eine Rechtfertigung für die Herausgabe meines Buches sein.

Die Reihe der Verfasser spannt sich von Plivier bis Manstein, also vom unberufensten Romanschreiber, der sich die Aufgabe stellte, seine östlichen Brötchengeber und Leser dadurch zufriedenzustellen, daß er gruselige Schauermärchen über die Leiden und den Zustand der Angehörigen der 6. Armee erzählte – bis zur Darstellung v. Mansteins, eines der Hauptbeteiligten, der es eigentlich am besten wissen müßte, und als Feldmarschall auch die nötigen fachlichen Voraussetzungen für eine einwandfreie Schilderung der Schlacht mitbrächte. Dazu gehören die Darstellungen einiger Obersten, Generale und Hofhistoriker – und eines Kriegsberichters, der ‚alles' miterlebte. Wenn ich nun als einfacher Soldat der Ostfront auch noch zur Feder greife, so deswegen, weil ich der Auffassung bin, daß das Geschehen um Stalingrad ohne vorausberechnetes Interesse und ohne politische Tendenz so geschildert werden muß, wie es wirklich abgelaufen ist. Die Verfasser der bisherigen Veröffentlichungen sind nämlich selbst schuld, daß ich mit ihnen in Konkurrenz treten muß, denn es wäre traurig, wenn niemand seine Fähigkeiten und seinen Mut einsetzen würde, ihre mit Phrasen verbrämten entstellenden Darstellungen zu widerlegen und den Versuch zu machen, dem Leser ein selbständiges Urteil darüber zu ermöglichen, welche Umstände dazu beitrugen, daß wir diese berühmte Schlacht – und damit den Krieg verloren.

Aus dem gleichen Grunde gelangen auch alle bisher verstreuten Unterlagen, die mit der Schlacht im Zusammenhang stehen und erfaßt werden konnten, zum Abdruck. Soweit es irgend möglich war, habe ich alle erschienene Literatur und Auskünfte Beteiligter herangezogen, doch bitte ich den Leser, zu berücksichtigen, daß mir

als privatem Schriftsteller der Zugang zu öffentlichen Quellen und die Hilfe wirklich Beteiligter sehr erschwert, ja das Arbeiten überhaupt fast unmöglich gemacht wird.

Wenn ich trotzdem mit rauhem Griff den Vorhang, der den Blick zur Wahrheit verhüllen sollte, wegreiße, so tat ich es selbst auf die Gefahr hin, daß mir die ‚fachlich besser geschulten' Hofkritiker kleine Irrtümer nachweisen können. An der Richtigkeit meiner Behauptungen im großen und ganzen werden auch jene nichts ändern können, die meine Arbeiten gerade wegen der darin enthaltenen Wahrheiten ablehnen. Auf jeden Fall wird mein Versuch eine neue Reihe von Veröffentlichungen einleiten, die wie im Falle der Schlachten an der Marne oder den Masuren die Findung eines wahren Geschichtsbildes fördern werden. Ich danke allen, die mir bei meinem Versuche um der Sache willen behilflich waren.

Heidelberg, den 23. August 1956



IN MEMORIAM

Lebe droben, o Vaterland
und zähle nicht die Toten!
Dir ist, liebes! nicht einer zu viel gefallen.

(HÖLDERLIN)

Man schließe nicht immer von dem Ausgange einer Unternehmung auf die Güte des Entwurfs, und hüte sich, die Unfälle, welche sich bei der Ausführung ereignen, stets einem Mangel an Vorsicht zuzuschreiben! Sie können von verborgenen Ursachen herrühren, die der gemeine Haufe blindes Ungefähr nennt und die sich, so gewaltigen Einfluß sie auf die menschlichen Schicksale haben, wegen ihrer Dunkelheit oder vielfältigen Verwicklung auch dem schärfsten philosophischen Beobachter entziehen.

FRIEDRICH DER GROSSE
(Betrachtungen über den Charakter
und die militärischen Talente Karls XII., 1759)

ZIELE und PLANUNG

Die Vorgeschichte der Schlacht um Stalingrad geht bis in das Jahr 1941 zurück. Schon am 11. 11. 41 sagte Hitler in seiner Weisung an das Oberkommando des Heeres (OKH), daß „es bei entsprechender Wetterentwicklung den äußersten Einsatz rechtfertigen würde, im Süden durch den Vorstoß auf Stalingrad bzw. durch baldiges Gewinnen von Maikop — Grosny unsere beschränkte Erdölversorgung zu bessern und zu sichern."

Dies zu wissen, ist aus zwei Gründen wichtig, einmal, weil diese Absicht verraten wurde und zum andern, weil in einer gewissen Nachkriegsliteratur immer heftige Kritik an Hitlers Entschluß geübt wurde, sich auch 1942 für eine Offensive in südlicher Richtung nach dem Kaukasus statt für eine Offensive zur Eroberung von Moskau zu entscheiden:

Es dürfte daher für den Leser interessant sein, durch die wortgetreue Wiedergabe der Darstellung des seinerzeitigen Chefs der Operationsabteilung Heusinger aus seinem Buche „Befehl im Widerstreit" zu erfahren, wie sich diese Auseinandersetzung um die beiden Offensivmöglichkeiten Ende März 1942 im Führerhauptquartier abgespielt haben soll:

Hitler: Ich weiß, der überraschend starke russische Widerstand seit Dezember hat in manchen Köpfen zu Zweifeln am Siege geführt. Aber, meine Herren, was hat sich denn in Wirklichkeit ereignet? Nicht der Russe hat uns Halt geboten, sondern eine Naturkatastrophe größten Ausmaßes. Der kälteste Winter seit hundert Jahren brach über uns herein und drohte uns zu vernichten. Es gelang ihm nicht. Wir sind auch damit fertig geworden. Wäre dem

Russen nicht diese Kälte zu Hilfe gekommen, dann wäre seine Offensive wie eine Seifenblase zerplatzt. Man soll mir da nichts vormachen. Wir werden also in diesem Jahre vollenden, was uns das Schicksal im vorigen versagt hat. Den tödlichen Schlag aber versetzen wir dem Gegner, wenn wir ihn von seinem Ölvorkommen im Kaukasus abschneiden. Dann wird seine ganze Kriegführung zum Erliegen kommen. Er wird unbeweglich und damit das Opfer unserer Panzerkorps werden. Dieser Schlag wird ihn wirkungsvoller treffen als eine erneute Operation gegen Moskau, Halder. Was wollten Sie damit erreichen?

Der Chef des Generalstabes: Ich hoffe, auf diese Weise die Masse des russischen Heeres zu treffen, das Moskau verteidigen wird. Ferner zerreiße ich das russische Verkehrsnetz in zwei Hälften und lähme so die operative Beweglichkeit des Gegners auf das empfindlichste. Und schließlich gewinnen wir das äußerst bedeutsame Industriegebiet um Moskau. Die propagandistische Wirkung wird auch nicht zu unterschätzen sein, und wir werden voraussichtlich im Anschluß an diese Operation auch die Front unserer nördlichen Heeresgruppe in eine gesicherte Verbindung mit den Finnen ostwärts des Ladogasees vortreiben und die russische Bahn nach Murmansk abschneiden können.

Hitler: Gewiß, das mag alles sein. Allein, ich halte diese Gründe für nicht so entscheidend wie die Ölfrage. Der Russe muß um sein Ölgebiet ebenso kämpfen wie um Moskau. Als Wesentliches kommt hinzu, daß wir das Öl selbst dringend brauchen. Die rumänische Ausbeute reicht auf die Dauer nicht aus.

Der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht: Keinesfalls, mein Führer.

Hitler: Und dann bedenken Sie die politischen und operativen Chancen, die wir haben, wenn wir in einem riesigen Bogen von Batum über Baku-Stalingrad-Woronesh stehen. Die Türkei wird endgültig auf unsere Seite treten. Wir werden mit Expeditionskorps sowohl in Richtung Persischer Golf wie in den Ural vorstoßen können. Die Auswirkungen nicht nur auf Rußland, sondern auch auf England werden gewaltig sein. Die ganze arabische Welt gerät in Bewegung. Rommels Vorgehen gegen Ägypten bekommt ein anderes Gesicht. Die Luftoffensive gegen Malta hat schon jetzt große Erfolge. Sie wird die Nachschubschwierigkeiten für Rommel

beheben. Nein, man kann mir sagen, was man will, ich sehe keine andere Operation, die gleiche Aussichten bietet.

Der Chef des Generalstabes: Und doch fühle ich mich verpflichtet, auf das ungeheure Ausmaß der Operation im Verhältnis zu den verfügbaren Kräften hinzuweisen. Wir werden den weitaus größten Teil der 500 km langen Donflanke zwischen Stalingrad und Woronesh nur durch die Rumänen, Italiener und Ungarn besetzen können, um die Stoßkeile gegen den Kaukasus und die Wolga stark genug zu machen. Vor allem aber bereiten mir die auseinanderstrebenden Angriffsrichtungen Sorgen. Ich möchte daher wenigstens vorschlagen, die beiden Ziele nacheinander zu verfolgen, also zunächst die Wolgaverbindung abzuschneiden und die Donflanke fest aufzubauen, ehe wir zum Kaukasus vorstoßen.

Hitler: Das wird sich im Lauf der Offensive ergeben. Hinter die Front der Verbündeten aber müssen wir deutsche Eingreifreserven stellen und dürfen ihre Abschnitte nicht zu breit machen. Im übrigen ist mir eine möglichst starke Beteiligung der Bundesgenossen nur erwünscht. Die Völker Europas müssen mehr als bisher erkennen, daß es auch um ihr Schicksal geht. Das muß ihnen immer wieder klargemacht werden. Keitel, auch die Französische Legion und die Spanische Division sollten erheblich verstärkt werden.

Der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht: Erheblich, mein Führer!

Hitler: Wann Generaloberst Halder, werden wir mit der Offensive beginnen können? Wir dürfen wegen der frühen Schneefälle im Kaukasus nicht zu spät antreten.

Der Chef des Generalstabes: Die Offensive wird sich in mehrere Abschnitte gliedern. Zunächst müssen wir uns den Raum um Charkow als Ausgangsbasis wieder erkämpfen. Ich hoffe, daß dieses Ziel bis Mitte Mai erreicht sein wird. Sobald die zuzuführenden deutschen und ungarischen Kräfte eingetroffen sind, wird dann die eigentliche Offensive mit der Heeresgruppe von Bock in Richtung Woronesh am Don erfolgen können. Der Antransport wird bis Mitte Juni dauern, die Bahnlage läßt ein schnelleres Tempo nicht zu, zumal gleichzeitig auf der südlichen Strecke die Italiener liegen. Wenn wir Mitte Juni antreten, dann hoffe ich, den Angriffsbeginn der Heeresgruppe List nördlich des Asowschen Meeres für Anfang Juli vorsehen zu können.

Hitler: Das ist aber auch der allerspäteste Zeitpunkt. Wir müssen bis Ende August den Kaukasus überschritten haben. Also sehen Sie zu, die Zeiten noch zu drücken, Halder!

Der Chef des Generalstabes: Viel wird sich nicht mehr herausholen lassen, aber ich werde es prüfen. Ich muß jedoch nochmals die Forderung erheben, soviel Kräfte wie irgend möglich auch aus dem Westen für die Offensive zuzuführen und Italien, Rumänien und Ungarn zur Stellung möglichst starker Truppenkontingente zu veranlassen. Mich läßt die Sorge um die Donflanke nicht los.

Hitler: Jodl, ich glaube, wir können aus dem Westen noch abgeben. In diesem Jahre passiert dort sicher nichts.

Der Chef des Wehrmachtführungsstabes: Ich werde es mit dem Oberbefehlshaber West besprechen. Vielleicht kann man zum Ausgleich weitere Teile des Ersatzheeres nach Holland und Frankreich verlegen.

Der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht: Das wird sicher möglich sein, mein Führer, und es entlastet die Heimat. Ich werde Fromm fragen.

Hitler: Also, Halder, Sie sollen kriegen, was möglich ist. Aber Sie werden erleben, wie der russische Widerstand zusammenbricht. Ihre Berechnung über das russische Menschenpotential enthalten viele unsichere Faktoren und Schätzungswerte. Ich traue ihnen nicht. Die Verluste werden viel höher sein, und die Zahlen der in der Industrie eingesetzten männlichen Arbeitskräfte erscheinen mir zu niedrig. Und eines dürfen Sie auch nicht vergessen: die Menschen müssen ja auch erst militärisch ausgebildet werden. Dazu braucht man Lehrpersonal. Gerade an diesem Führerbestand fehlt es aber dem Russen.

Der Chef des Generalstabes: Ich werde Ihnen in den nächsten Tagen eine Weisung für die Südoperation mit Ihren Gedanken vorlegen. Ich wäre aber dankbar, wenn Sie sich die Operation Moskau auch noch einmal überlegen würden. Wir brauchen uns ja erst in einem Monat endgültig zu entscheiden.

Hitler: Ich werde es tun. Gleichwohl werden Sie mich nicht überzeugen. Fassen Sie die Weisung klar und eindeutig ab! Ich wün-

sche keine übertriebene Einschaltung der Heeresgruppen. Wir werden selbst straff führen und uns dazu nach vorn begeben ..."

Wenn ich schon sagte, daß sich die Auseinandersetzung so abgespielt haben soll, so deswegen, weil sich später ergeben wird, daß diese Darstellung im Feuilletonstil nicht stimmt. Zunächst wollen wir aber hören, was heute Halder, der Generalstabschef des Heeres, behauptet, seinerzeit gesagt zu haben. Er berichtet darüber in seinem — schon in Aufmachung und Tendenz höchst unpassenden — Büchlein ‚Hitler als Feldherr' auf Seite 48 folgendes:

„In der Krisis des Winters hatte sich Hitler mehrfach verschworen, er werde nie wieder eine Entwicklung zulassen, welche die Front der notwendigen Reserven entblößt. Kaum aber war die russische Winteroffensive einigermaßen zum Stehen gekommen, da trat Hitler mit der Forderung zur Fortsetzung der Offensive hervor. Damit war seine Meinung sowohl über die strategische wie über die operative Weiterführung des Krieges im Osten ausgesprochen.
Der Generalstab des Heeres widersprach. Angesichts der personellen und materiellen Quellen Rußlands und angesichts des Kräftemangels und materiellen Zustandes des deutschen Heeres nach diesem schweren Winter sei der Versuch, Rußland durch eine Offensive zum Frieden zu zwingen, aussichtslos. Selbst unter Entblößung der ganzen übrigen Front von Reserven könne höchstens ein verhältnismäßig schmaler Frontteil durch einen Angriff um ein bemessenes Stück vorwärtsgetrieben, nie aber eine strategische Entscheidung erzwungen werden. Die vorhandenen Kräfte würden eben ausreichen, die tiefen Fronteinbrüche zu beseitigen und dadurch die Front erheblich zu verkürzen und die erforderlichen operativen Reserven zu bilden. So könne es möglich sein, eine erfolgreiche strategische Defensive durchzuführen, an der sich die Kräfte des Feindes verbrauchen mochten, bis günstigere Verhältnisse für einen entscheidenden Schlag geschaffen werden konnten.

Hitler war nicht zu überzeugen; nicht einmal die neuerliche Entblößung weiter Frontteile von den unbedingt notwendigen Reserven konnte ihn schrecken. Seine Begründung war: Der Russe sei tot. Mit der Winteroffensive habe er seine letzte Kraft verbraucht. Es komme nur darauf an, das schon Fallende zu stoßen. Nietzsche und Clausewitz wurden zitiert, um diesen „heroischen" Feldherrnentschluß zu begründen.

Hitler erteilte den dienstlichen Befehl zur Vorbereitung einer Offensive des deutschen Südflügels zwischen Schwarzem Meer und Kursk mit dem Ziel, den Mittellauf des Don und die Wolga bei Stalingrad zu erreichen. Was geschehen konnte, um die Truppe für

ihre neue, nun nicht mehr zu ändernde Aufgabe zu befähigen, ist mit Aufgebot aller Kräfte geschehen. Dabei war vorgesehen, daß zur Deckung dieses Angriffs nach Süden bemessene Kräfte zum Flankenschutz über den unteren Don in Richtung auf den Kaukasus vorgeschoben werden sollten. Was an Kräften verfügbar gemacht werden konnte, wurde bereitgestellt. Die zunächst mit der Säuberung der Krim unter Wegnahme von Sebastopol beauftragte Krim-Armee sollte nach Freiwerden der angreifenden Front nachgeführt werden.

Am 28. 6. 1942 trat der Angriff im Süden der Ostfront an. Der Feind, der noch kurz vorher, wie an den übrigen Fronten so auch im Süden, durch tiefe Einbrüche in die deutsche Front recht drastische und unerfreuliche Beweise dafür geliefert hatte, daß er keineswegs „tot" sei, wich aus. Der klare Hinweis auf diese Tatsache brachte Hitler in Wut: Das rasche Fortschreiten des Angriffs sei „der größte Sieg der Weltgeschichte", die Überheblichkeit des Generalstabes, der selbst nicht den Mut für diesen Angriff aufgebracht habe, wolle seinen Erfolg verkleinern.

Die vorgefaßte Meinung, daß der russische Widerstand nun endgültig gebrochen sei, verleitete Hitler während des Vorwärtsschreitens der Operation, die Mehrzahl der gerade in diesem Augenblick gegen sich versteifenden russischen Widerstand westlich Stalingrad besonders notwendigen Panzerverbände der 6. Armee zu entziehen, nach Süden über den Don anzusetzen und den dort zusammengefaßten Kräften einen neuen Auftrag zu geben: Besitznahme des Kaukasus und Durchstoßen bis zur Linie Batum-Baku!

Das war etwas völlig Neues. An Stelle einer einheitlichen nach Osten gerichteten Operation mit dem Schwerpunkt Stalingrad, die nach Süden lediglich abgeschirmt werden sollte, traten zwei divergierende Operationen. Sie hätten vielleicht gleichzeitig geführt werden können, wenn ausreichende Kräfte zur Verfügung gestanden hätten, niemals aber konnten sie gleichzeitig geführt werden von den schwachen Kräften, die — zusammengerafft von der ganzen Ostfront — kaum für eine durchschlagende Wirkung der auf Stalingrad angesetzten Operation ausreichten."

Später werden wir Gelegenheit haben, festzustellen, welche große Unwahrheiten diese Darstellung enthält, so daß wir auch den Schlußfolgerungen den entsprechenden Wert beimessen müssen. Es wäre nun ein hoffnungsloses Beginnen, sich in lange Erörterungen einlassen zu wollen, welche Lösung die richtige gewesen wäre: die Moskaulösung oder die Südlösung, weil diesen Erörterungen doch nur rein theoretische Ergebnisse als Grundlage dienen könnten. Wir

können nur und müssen prüfen, ob der tatsächlich gewählten Lösung genügend gewichtige Argumente zugrunde lagen und versuchen, die tatsächlichen Ereignisse als Beweis dafür anzuführen. Schon im August 1941 hatte sich Hitler gegen den Vorschlag Halders und Guderians zunächst für die Schlacht bei Kiew und gegen den Vorrang des Angriffs auf Moskau entschieden. Er bezeichnete Guderian gegenüber „die Rohstoffe und die Ernährungsbasis der Ukraine als lebensnotwendig für die Fortsetzung des Krieges. Die Krim müsse als Flugzeugträger der Sowjetunion im Kampfe um die rumänischen Ölfelder ausgeschaltet werden."

Als Hitler die vorerwähnte Weisung vom 11. 11. 41 gab, schien die Eroberung Moskaus nahe bevorzustehen. Sie scheiterte bekanntlich, weil der plötzliche Einbruch des härtesten Winters seit hundert Jahren den Fortgang des deutschen Angriffs hinderte, und weil die Russen dank des Verrates von Richard Sorge — Japan würde Rußland nicht angreifen — ihre frischen Sibirientruppen zur Verteidigung Moskaus einsetzen konnten. Bis zum Frühjahr 1942 müßten sich nun eigentlich die Argumente für den Vorrang einer Eroberung Moskaus verstärkt haben. Wenn Hitler nach so vielen Erfahrungen und nachdem er über vier Monate Zeit hatte, alle Für und Wider gegeneinander abzuwägen, sich doch für die Südlösung entschloß, so wird er seine schwerwiegenden Gründe gehabt haben, obwohl er sich eigentlich, wenn er die ihm unterstellten bösen Eigenschaften alle gehabt haben würde, hätte für die Moskaulösung entschließen müssen. Ob ihm dort angesichts des von höchster Stelle ausgehenden Verrates und wahrscheinlich stärksten russischen Widerstandes aus der Südflanke heraus nicht eine größere Niederlage bereitet worden wäre, kann niemand mit Sicherheit bestreiten.

Die Entscheidung für die Kaukasuslösung basierte auf zwei Erwägungen: Durch die Inbesitznahme Stalingrads und die Eroberung des Kaukasus konnte man sich selbst den so dringenden notwendigen Rohstoff Öl verschaffen — zumal dies die dauernde Luftgefährdung der rumänischen Ölfelder erforderlich machte — und konnte diese Rohstoffquellen dem Russen, für den sie noch lebensnotwendiger waren, wegnehmen.

Chester Wilmot macht hierüber in seinem Buche „Der Kampf um Europa" sehr interessante Ausführungen, die dem Leser zur Beurteilung dieses Problems nicht vorenthalten werden sollen:

„Im Jahre 1941 war die gesamte Ölversorgung, über die er (Hitler d. V.) verfügte, auf 8 929 000 t gestiegen (gegenüber 7 Millionen t im letzten Vorkriegsjahr); dabei hatte er die Kriegsmaschi-

ne nur dadurch im Gang halten können, daß er 1 140 000 t von seinen mageren Reserven in Anspruch nahm. Ende 1941 beliefen sich die Reserven für alle militärischen und zivilen Zwecke außer für den Bedarf der Flotte nur auf 797 000 t und damit kaum auf die Produktion eines Monats. Unter solchen Verhältnissen verfügte Hitler über keinen ausreichenden Spielraum, und dabei war er noch nicht gezwungen gewesen, einen Feldzug mit unablässigen Operationen an zwei Fronten zu führen.

Hitler konnte damals nur mit einem jährlichen Zufluß von 12 Millionen t Rohöl rechnen. Die Produktion synthetischen Treibstoffs, 4 Millionen t im Jahre 1941, stieg 1943 auf 6 Millionen, aber dieser Gewinn wurde zum Teil dadurch aufgehoben, daß die rumänische Produktion sank. Durch Verschleiß war sie bereits von 8,7 Millionen t im Jahre 1937 auf 5,5 Millionen im Jahre 1941 zurückgegangen, und die Hälfte dieses Ertrages wurde zur Aufrechterhaltung seiner Wirtschaft und zur Versorgung seiner in Rußland kämpfenden Truppen von Rumänien selbst gebraucht. Auch wenn Hitler im Osten zur strategischen Defensive übergegangen wäre, hätte er nicht über genug Erdöl verfügt, gegen die Westmächte einen Luft- und Seekrieg zu führen, mit dem er ihre Niederlage hätte erzwingen können.

Im Jahre 1941 hatte die Luftwaffe über ein Viertel ihres Bedarfs aus den Vorräten decken müssen, und jede Wiederaufnahme einer Luftoffensive im Westen von der Intensität der Schlacht über England hätte mindestens das Doppelte der Menge an Flugbenzin erfordert, die das von Deutschland beherrschte Europa produzierte. Die Flotte befand sich in einer ebenso mißlichen Lage. Am 13. November legte Raeder Hitler die folgende vielsagende Aufstellung vor:

	Treibstoff
Gesamtvorräte der deutschen und der italienischen Flotte	410 000 t
Monatlicher Gesamtbedarf beider Flotten	200 000 t
Monatliche Gesamtzuweisung	84 000 t

Die U-Boot-Operationen wurden davon noch nicht berührt, weil die Versorgung mit Dieselöl ausreichte. Vor Ende 1941 aber hatte die Knappheit an Treibstoff die deutsche Flotte gezwungen, die Operationen im Atlantik aufzugeben, die für die „Tirpitz", die „Scharnhorst" und die „Gneisenau" geplant worden waren. Am 12. Dezember meldete Raeder, die Öllage sei „sehr kritisch". Der Bedarf der Marine sei „auf die Hälfte gedrosselt". Dies habe eine

„unerträgliche Einschränkung der Fahrmöglichkeiten" zur Folge. Die rumänischen Lieferungen an Deutschland und Italien hätten völlig aufgehört. Die Rumänen, sagte Raeder, verlangten zur Deckung ihrer Währung Gold. Hitler schickte das Gold sofort, aber auch danach kam nicht genug Öl heran. Die rumänischen Lieferungen, die Mitte 1941 46 000 t monatlich betragen hatten, waren im April 1942 auf 8 000 t gesunken. In demselben Monat wurden den Achsenflotten 61 000 t zugeteilt, eine Menge, die nur ein Drittel ihres Bedarfs deckte. In den vorangegangenen fünf Monaten waren die Vorräte von 380 000 t auf 150 000 t gefallen.

Ribbentrop, der bei Antonescu die dringende Bitte um eine Erhöhung der Öllieferungen vorbrachte, bekam von dem rumänischen Diktator eine fatale Antwort: „Was das Erdölproblem anbelangt, sagte ich, daß Rumänien das Maximum, das in seinen Kräften stand, geliefert habe und daß es nicht mehr leisten könne. Der einzige Ausweg wäre die Eroberung der an Erdöl reichen Gebiete." Hitler zog denselben Schluß. Am Vorabend der Sommeroffensive gegen den Kaukasus im Juni 1942 erklärte er den höheren Befehlshabern der Heeresgruppe Süd: „Wenn ich das Öl von Maikop und Grozny nicht bekomme, dann muß ich diesen Krieg liquidieren."

Diese Ausführungen werden unterstrichen durch die Ansichten eines russischen Sachverständigen, die in dem Schreiben zum Ausdruck kommen, das der Hitlergegner Graf Wedel am 24. Juli 1942 an seinen Freund, den bekannten General Schoenaich, richtete:

„. . . Ich hörte auch in diesen Tagen etwas, das hoffnungsvoll klingt und das ich auch gerne glauben möchte. Meine Quelle ist ein russischer Fürst, der hier wohnt und der früher Güter dort unten irgendwo am Don besessen hat. Außerdem war er lange russischer Landwirtschaftsminister und schließlich noch kurze Zeit Innenminister. Er kennt also sein Heimatland gründlich. Er sagt, daß das Land zwischen Don und Wolga steppenartig sei, hart und eben und überall für Autos und Panzer befahrbar. Er glaubt daher, daß die deutschen Truppen sehr bald die Wolga erreicht haben würden; damit sei den Russen ihre wichtigste Verbindung auf dem Wasserwege mit Baku abgeschnitten – natürlich auch die Bahnverbindungen. – Mit der Besetzung der Wolga sei der volkreichste Teil Rußlands in deutschen Händen. Er ist der Ansicht, daß der Widerstand der Bolschewisten aus Mangel an Öl und Eisenbahnverbindungen erlahmen würde, so daß wir erheblich weniger Truppen brauchen würden. Allem Anschein nach haben wir nicht die Absicht, bis Baku oder überhaupt südlich des Kaukasus vorzustoßen."

Dafür, daß dem Entschluß Hitlers, die Entscheidung im Süden zu suchen, keine absurden Erwägungen zugrunde lagen, finden wir sehr aufschlußreiche Ausführungen in Churchills Erinnerungen zum I. Weltkrieg. Dort kommt dieser in einer Betrachtung über die strategischen Möglichkeiten, die sich im Jahre 1916 dem deutschen Generalstabschef, General v. Falkenhayn, darboten, zu dem Schluß, daß Deutschland nicht bei Verdun, sondern im Osten hätte angreifen müssen:

„Diese Ziele lagen innerhalb der deutschen Reichweite und verlangten keine Anstrengung, die über Deutschlands Kraft hinausging. Ein fortgesetzter Vormarsch gegen den südlichen Teil Rußlands in die Ukraine und auf Odessa hätte mit einem verhältnismäßig geringen Einsatz ausreichende Nahrung für das deutsche Volk gesichert. Mit Flotten und Flottillen, die mit deutschem Geschick zu improvisieren waren, hätte man beide Inlandgewässer leicht beherrschen können. Die Herrschaft über diese Gewässer aber hätte zugleich jeden Punkt ihrer 5000 Meilen langen Küstenlinie bedroht und auf jeden Deutschen zehn Russen in einer negativen Verteidigung gehalten, außerdem aber die Möglichkeiten eines weiteren Vormarsches in fast unbegrenztem Maße vermehrt... Die deutsche Front gegen Rußland hätte sich von Riga nach Astrachan erstreckt mit wenig mehr Kraftaufwand als notwendig war, um die bestehende Ostfront zu halten.

Durch die Seeherrschaft auf dem Kaspischen Meer wäre Persien eine leichte und billige Beute geworden. Auch bestand keine Notwendigkeit, wie Alexander große Armeen gegen den Osten zu führen. Ein paar tausend Deutsche hätten buchstäblich Nordpersien beherrschen können. Ostwärts über Persien hinaus aber lag Afghanistan und die Drohung für Indien. Die Folgen einer solchen deutschen Politik hätten alle britischen Kriegsanstrengungen von Indien aus lähmen müssen. In Ägypten, Mesopotamien und Indien hätten ganze Armeen britischer und indischer Truppen müßig stehen müssen in der Furcht vor einer drohenden Invasion oder Revolution, während der Ruhm der deutschen Adler und die Hoffnung eines herannahenden Wechsels die Völker Asiens weithin ergriffen hätte."

Es ist nun sehr interessant, diesen Ratschlägen Churchills das folgen zu lassen, was Chester Wilmot in seinem Buch ‚Der Kampf um Europa' über die Befürchtungen der Alliierten berichtete, als Hitler 1942 im Kaukasus erschien:

„Als jedoch die Japaner im April im Bengalischen Meerbusen erschienen waren, und Hitler sich anschickte, den Vorstoß nach

dem Kaukasus zu erneuern, war die Gefahr groß, daß die Achsenmächte am Indischen Ozean einander die Hand reichen könnten. Angesicht dieser Möglichkeit kamen die britischen Stabschefs zu dem Schluß, daß der strategische Schwerpunkt im Gebiet des Persischen Golfs und seiner Ölfelder liege; dort waren die beiden Kriege strategisch ineinander verhakt."

Wem diese Stimmen bis jetzt noch nicht reichen, um Hitlers Entschluß zu verstehen, der möge hören, wie die Russen an höchster Stelle in den kritischen Tagen selbst ihre Lage beurteilten. Victor A. Kravchenko, der Verfasser des bekannten Buches „Ich wählte die Freiheit", war in den Tagen des deutschen Vormarsches in den Kaukasus und auf die Wolga zu als Leiter des Departements ‚Kriegsbewaffnung' in der Umgebung einflußreicher Männer des Kremls. Er läßt uns die russische Gefahr und Angst eindringlich miterleben, wenn er schreibt:

„An der einen Wand von Utkins Büro hing eine große Karte Rußlands. Jeden Morgen schoben sich die Nadeln, welche den deutschen Vormarsch anzeigten, immer tiefer in unser Land hinein, und ein blutroter Faden zeigte das Ausmaß unserer Verluste an. Ich traf Utkin, der auf diese Karte starrte und sein rundes, hübsches Gesicht in Sorgenfalten legte.

„Ich habe ein dringendes Geschäft, Andrej Iwanowitsch", sagte ich und legte ihm einige Schriftstücke auf den Schreibtisch.

„Die Papiere können warten. Komm hierher und schau Dir einmal an, was die deutschen Hurensöhne machen."

Die rote Linie verlief nur noch etwa 100 Kilometer westlich von Moskau, gerade noch jenseits von Moschaisk. Sie schnitt die ganze Ukraine ab und rückte beängstigend nahe zur Wolga in Richtung auf Stalingrad.

„Was sollen wir tun, wenn sie unsere Ölquellen erwischen, Victor Andrejewitsch? Dann sind wir verloren!"

„Ein scheußliches Bild", gab ich zu, „scheußlich! Das einzige, was wir tun können, ist arbeiten, arbeiten und nochmals arbeiten. Es ist gut, daß der Pacht-Leih-Vertrag langsam zu wirken beginnt . . ."

„Der Pacht-Leih-Vertrag!" rief Utkin nervös aus. „Was wir brauchen, ist eine zweite Front! Aber die kapitalistischen Bastarde zögern immer noch. Sie scheren sich einen Teufel darum, wieviel russisches Blut vergossen wird! Wir bezahlen ihren Pacht-Leih-Vertrag reichlich . . ."

Die Mobilisierung war schon lange in einem so riesigen Ausmaß durchgeführt worden, wie in keinem anderen kriegführenden Land. Die Arbeitskräfte in der Industrie und auf dem Land waren aus-

gerechnet dann, wenn der Produktionsbedarf am größten war, erschöpft. Ich saß genau an dem Ort in der Regierung, wo sich dieses katastrophale Bild am deutlichsten zeigte. Unsere kämpfenden Truppen rekrutierten sich aus Männern zwischen 16 und 56 Jahren. Die letzten Vorwände einer richtigen ärztlichen Untersuchung und der Dienstbefreiung fielen durch einen persönlichen Befehl Stalins hinweg, ein Befehl, der niemals veröffentlicht wurde. Zehntausende von Verletzten standen wieder an der Front, ehe ihre Wunden auch nur halb ausgeheilt waren. Knaben und Mädchen im schulpflichtigen Alter, Mütter kleiner Kinder, ja sogar Frauen vom Lande, deren Männer bereits eingezogen waren, erhielten Aufgebote zur Arbeit in den Fabriken. In dieser zunehmenden Krise an Arbeitskräften bildete die Zwangsarbeit der Millionen von Gefangenen einen wichtigen und oft sogar den wichtigsten Faktor zur Rettung der russischen Militärwirtschaft. Man muß dieser Wahrheit ins Angesicht blicken, wie unangenehm sie auch sein mag ...
... Um zehn Uhr abends treffen wir uns zu unserer wöchentlichen Versammlung. Genosse Mironow führt unter einem riesigen Bild Stalins den Vorsitz. Andere bedeutende Genossen stehen bei ihm auf der Rednerbühne. Genosse Judin, der Leiter der Regierungspresse, jetzt aber bei uns als Vertreter der Abteilung für Agitationspropaganda des Zentralkomitees der Partei, ist heute abend unser Gast. Weil wir wissen, daß er einer der geschätztesten Theoretiker Stalins ist, hören wir aufmerksam zu. Er spricht über die Weltlage. Was er aber sagen wird, sind nicht bloße „Ansichten" im Sinne des Westens. Er wird den vorgeschriebenen Glauben und die vorgeschriebene Haltung schildern, von der wir nicht abzufallen wagen – von der abzufallen auch keinem treuen Kommunisten je einfallen würde. Judin wird zu uns mit der Stimme Stalins sprechen, mit der Stimme der Partei und der Sowjetdiktatur.
Ehe er beginnt, gibt uns ein anderer Genosse einen Überblick über die militärische Lage. Er leugnet das Ausmaß unserer Verluste und die Größe der Gefahr nicht. Stalingrad ist der Prüfstein. Wir dürfen und werden nicht versagen. Wenn Stalingrad fällt und die Deutschen die Wolga überschreiten, sind wir vom Öl abgeschnitten, und die ganze Kriegsanstrengung wird gelähmt. Aber das ist noch nicht alles:
„Genossen, wir alle müssen verstehen, daß Stalingrad nicht einfach bloß eine weitere Stadt ist. Es ist die nach Stalin, dem Woschd des Weltkommunismus, benannte Stadt. In Stalingrad prallen zwei Weltanschauungen in einem Kampf auf Leben und Tod aufeinander: der Kapitalismus in seiner faschistischen Form und der Kom-

munismus, die Armeen Hitlers — und die Kraft der stalinistischen Idee. Oder wie es Lenin ausdrückte: Kto kowo? Wer wird wen besiegen? Die Stadt Stalins darf und wird nicht aufgegeben werden, koste es, was es wolle. Wir werden jeden Stein und jeden Ziegelstein verteidigen. Riesige Reserven an Menschen und Material werden auf dieses historische Duell vorbereitet. Die Deutschen werden in ihrem eigenen Blut ersäuft werden. Die Welt wird wissen, was der geliebte Name Stalins bedeutet. Stalingrad wird die Jahrhunderte als ein ruhmreiches Denkmal für das Genie unseres geliebten Führers überdauern."

Damit sind auch alle jene Zweckbehauptungen widerlegt, Timoschenko hätte als kluger Feldherr den dummen Hitler durch geschicktes Ausweichen absichtlich nach Stalingrad gelockt, damit sich seine Armee dort verbluten würde.

Um diese Behauptung endgültig zu erledigen, hätte es gar nicht jenes Artikels in der amtlichen sowjetischen Zeitschrift ‚Militärischer Herold' vom Jahre 1956 bedurft, in dem die These aus Stalins Zeit als unwahr hingestellt wird, daß der sowjetische Rückzug auf Stalingrad schon fast mit dem Durchbruch der deutschen Truppen am Donbogen geplant worden sei, um die Flanke des Gegners zu entblößen.

Zum Schluß ist es interessant, noch den bekannten Militärhistoriker Fuller zu hören, der auf Seite 218 seines Buches „Der zweite Weltkrieg" feststellt, wie nahe die Russen seinerzeit der Niederlage waren, und welcher christlichen und antibolschewistischen Hilfe sie es zu danken haben, daß sie vor der entscheidenden Niederlage gerettet wurden:

„Nichtsdestoweniger war die wirtschaftliche Lage Rußlands im Herbst 1942 verzweifelt und wäre nicht der ununterbrochene Zustrom von englisch-amerikanischen Versorgungsgütern, welcher sich nach Archangelsk ergoß, gewesen, so ist es zweifelhaft, ob die Russen imstande gewesen wären, die phantastische Situation, in welche Hitler seine Armee gebracht hatte, zu ihren Gunsten umzubiegen.

Seit Juni 1941 war die sowjetische Bevölkerungsziffer durch die deutsche Besatzung von 174 Millionen auf 126 Millionen gesunken — das ist um mehr als 30%. Weiters waren die wirtschaftlichen Verluste Rußlands gigantisch — nämlich an Nahrungsmitteln 38%, an Kohle und Elektrizität 50%; an Eisen und Stahl 60%; an Manganerz und Aluminium 50% und in der chemischen Industrie 33%.

Deshalb war die Idee, welche hinter Hitlers strategischem Plan lag, richtig — nämlich, die wirtschaftliche Kraft, die Quelle der militärischen Macht des Gegners zu zerstören."

Es ist verschiedentlich behauptet worden, daß man, um sich in den Besitz der Erdölfelder des Kaukasus zu setzen, keinesfalls notwendig gehabt habe, zuvor oder gleichzeitig Stalingrad zu erobern. Solche Auffassungen gründen sich auf eine falsche Beurteilung der geographischen Verhältnisse. Ein Blick auf die Landkarte – unter Berücksichtigung der Größenverhältnisse – zeigt klar, daß der Besitz Stalingrads unbedingt notwendig war, weil sonst die in den Kaukasus vorstoßenden Armeen den bei Stalingrad stehenden Russen nicht nur in der Flanke, sondern sogar im Rücken gehabt hätten. Die Wichtigkeit dieses Flankenschutzes zum Schutze der Kaukasusoffensive wird sehr interessant unterstrichen durch die Rede Stalins im Oktober 42, wonach ihm ein Dokument in die Hände gefallen sei, daß die Deutschen beabsichtigen, zuvor ‚als Sperrgebiet' das Viereck Woronesch-Saratow-Stalingrad-Rostow zu erobern. Wie sehr die Russen die Eroberung eines solchen Sperrgebietes als logisch ansahen, geht daraus hervor, daß sie, wie einwandfrei feststeht, den Angriff dort noch lange Zeit erwarteten.

Hitlers Entschluß zur Offensive im Süden fand nun seinen Niederschlag in der Weisung Nr. 41 vom 5. April 42, die ich absichtlich hier in vollem Wortlaut wiedergebe, damit sich der Leser selbst von der Unhaltbarkeit zahlreicher Behauptungen überzeugen kann, die in den bisherigen Darstellungen über Stalingrad aufgestellt wurden:

Der Führer und Oberste Befehlshaber
der Wehrmacht

OKW/W F St Nr. 55616/42 g. K. Chefs *F.H.Qu., den 5. 4. 1942*

Weisung 41.

Die Winterschlacht in Rußland geht ihrem Ende zu. Durch die überragende Tapferkeit und den opferfreudigen Einsatz der Soldaten der Ostfront ist ein Abwehrerfolg von größtem Ausmaß für die deutschen Waffen errungen.

Der Feind hat schwerste Verluste an Menschen und Material erlitten. In dem Bestreben, scheinbare Anfangserfolge auszunutzen, hat er auch die Masse seiner für spätere Operationen bestimmten Reserven in diesem Winter verbraucht.

Sobald Wetter- und Geländeverhältnisse die Voraussetzung dazu bieten, muß nunmehr die Überlegenheit der deutschen Führung und Truppe das Gesetz des Handelns wieder an sich reißen, um dem Feind ihren Willen aufzuzwingen.

Das Ziel ist, die den Sowjets noch verbliebene lebendige Wehrkraft endgültig zu vernichten und ihnen die wichtigsten kriegswirtschaftlichen Kraftquellen soweit wie möglich zu entziehen.

Hierzu werden alle verfügbaren Kräfte der deutschen Wehrmacht und die der Verbündeten herangezogen. Dabei muß aber gewährleistet sein, daß die besetzten Gebiete im Westen und Norden Europas, insbesondere die Küsten, unter allen Umständen gesichert bleiben.

I. Allgemeine Absicht:

Unter Festhalten an den ursprünglichen Grundzügen des Ost-Feldzuges kommt es darauf an, bei Verhalten der Heeresmitte, im Norden Leningrad zu Fall zu bringen und die Landverbindung mit den Finnen herzustellen, auf dem Südflügel der Heeresfront aber den Durchbruch in den Kaukasus-Raum zu erzwingen.

Dieses Ziel ist in Anbetracht der Abschlußlage nach der Winterschlacht, der verfügbaren Kräfte und Mittel und den Transportverhältnissen nur abschnittsweise zu erreichen.

Daher sind zunächst alle greifbaren Kräfte zu der Hauptoperation im Süd-Abschnitt zu vereinigen mit dem Ziel, den Feind vorwärts des Don zu vernichten, um sodann die Ölgebiete im kaukasischen Raum und den Übergang über den Kaukasus selbst zu gewinnen.

Die endgültige Abschnürung von Leningrad und die Wegnahme des Ingermanlandes bleibt vorbehalten, sobald die Entwicklung der Lage im Einschließungsraum oder das Freiwerden sonstiger ausreichender Kräfte dies ermöglichen.

II. Die Führung der Operationen:

A. Erste Aufgabe des Heeres und der Luftwaffe nach Abschluß der Schlammzeit ist es, die Vorbedingungen für die Durchführung der Hauptoperation zu schaffen.
Das erfordert die Bereinigung und Festigung an der gesamten Ostfront und in den rückwärtigen Heeresgebieten mit dem Ziel, dadurch möglichst viele Kräfte für die Hauptoperation zu gewinnen, an den übrigen Fronten aber mit geringstem Einsatz dennoch jedem Angriff gewachsen zu sein.
Wo zu diesem Zweck Angriffsoperationen mit begrenztem Ziel nach meinen Anordnungen geführt werden müssen, ist aber auch hierzu jeweils ein überwältigender Einsatz sämtlicher ver-

fügbarer Angriffsmittel des Heeres und der Luftwaffe sicherzustellen, um schnelle und durchschlagende Erfolge zu erreichen. Nur dadurch wird vor allem auch schon vor dem Beginn der großen Frühjahrsoperationen in der eigenen Truppe die unbedingte Siegeszuversicht wieder gestärkt, dem Feind aber seine hoffnungslose Unterlegenheit eingehämmert werden.

B. *Die nächsten Aufgaben in diesem Rahmen sind es, auf der Krim die Halbinsel Kertsch zu säubern und Sewastopol zu Fall zu bringen. Die Luftwaffe und demnächst auch die Kriegsmarine haben den Auftrag, zur Vorbereitung dieser Unternehmungen den feindlichen Nachschubverkehr im Schwarzen Meer und in der Straße von Kertsch nachdrücklichst zu unterbinden.*
Im Südraum ist der beiderseits Isjum eingebrochene Feind im Zuge des Donez abzuschneiden und zu vernichten.
Die in der Mitte und im Nordabschnitt der Ostfront noch erforderlichen Frontbereinigungen können erst nach Abschluß der laufenden Kampfhandlungen und der Schlammperiode endgültig übersehen und entschieden werden. Hierzu müssen aber die notwendigen Kräfte — sobald die Lage dies zuläßt — durch Strecken der Front geschaffen werden.

C. *Die Hauptoperation an der Ostfront.*
Ihr Ziel ist es — wie schon betont — zur Einnahme der Kaukasus-Front die russischen Kräfte, die sich im Raum von Woronesh nach Süden, westlich bzw. nördlich des Dons befinden, entscheidend zu schlagen und zu vernichten. Aus Gründen des Eintreffens der hierzu verfügbaren Verbände kann diese Operation nur in einer Reihe von nacheinander folgenden, aber untereinander im Zusammenhang stehenden bzw. sich ergänzenden Angriffen durchgeführt werden. Sie sind daher von Norden nach Süden zeitlich so aufeinander abzustimmen, daß außerdem in jedem einzelnen dieser Angriffe ein Höchstmaß der Konzentration sowohl von Heeres- als auch besonders von Luftstreitkräften an den entscheidenden Stellen sichergestellt werden kann.
Bei der nunmehr zur Genüge erwiesenen Unempfindlichkeit der Russen gegenüber operativen Einschließungen ist entscheidender Wert — ähnlich wie in der Doppelschlacht von Wjasma-Brjansk — darauf zu legen, die einzelnen Durchbüche in die Gestalt enger Umklammerungen zu bringen.
Es muß vermieden werden, daß durch zu spätes Einschwenken

der Umklammerungsverbände dem Gegner die Möglichkeit offenbleibt, sich der Vernichtung zu entziehen.
Es darf nicht vorkommen, daß durch ein zu schnelles und weites Angreifen der Panzer- bzw. mot.-Verbände die Verbindung mit der nachfolgenden Infanterie abreißt oder die Panzer- und mot.-Verbände selbst die Möglichkeit verlieren, den schwer vorwärtskämpfenden infanteristischen Kräften des Heeres durch ihr unmittelbares Einwirken in den Rücken der umklammerten russischen Armeen zu Hilfe zu kommen.
Es ist also, abgesehen von dem großen operativen Ziel, in jedem einzelnen Fall die Vernichtung des angegriffenen Gegners schon durch die Art des Ansatzes und der Führung der eigenen Verbände unter allen Umständen sicherzustellen.
Die Einleitung der Gesamtoperation hat mit einem umfassenden Angriff bzw. Durchbruch aus dem Raum südlich Orel in Richtung auf Woronesh zu beginnen. Von den beiden zur Umklammerung angesetzten Panzer- und mot.-Verbänden hat der nördliche stärker zu sein als der südliche. Das Ziel dieses Durchbruches ist die Besetzung von Woronesh selbst. Während es nun die Aufgabe eines Teiles der Infanterie-Divisionen ist, zwischen dem Ausgangspunkt des Angriffs von Orel in Richtung auf Woronesh sofort eine starke Verteidigungsfront aufzubauen, haben die Panzer und mot.-Verbände den Auftrag, von Woronesh aus mit ihrer linken Flanke, angelehnt an den Don, nach Süden den Angriff fortzusetzen zur Unterstützung eines zweiten Durchbruches, der etwa aus dem allgemeinen Raum von Charkow nach Osten hin geführt werden soll. Auch hier ist es primär das Ziel, nicht die russische Front als solche einzudrücken, sondern im Zusammenwirken mit den den Don abwärts vorstoßenden mot.-Verbänden die russischen Kräfte zu vernichten.
Der dritte Angriff dieser Operation ist so zu führen, daß die den Don abwärts stoßenden Verbände sich im Raum von Stalingrad mit jenen Kräften vereinigen, die aus dem Raum Taganrog-Artemowsk zwischen dem Unterlauf des Don und Woroschilowgrad über den Donez nach Osten vorstoßen. Diese sollen abschließend die Verbindung mit der gegen Stalingrad vorrückenden Panzer-Armee finden.
Sollte sich im Zuge dieser Operation, besonders durch die Inbesitznahme unversehrter Brücken die Aussicht bieten, Brückenköpfe ostwärts bzw. südlich des Dons zu bilden, so sind solche Möglichkeiten wahrzunehmen. Auf jeden Fall muß versucht werden, Stalingrad selbst zu erreichen oder es zumindest so un-

ter die Wirkung unserer schweren Waffen zu bringen, daß es als weiteres Rüstungs- und Verkehrszentrum ausfällt.
Besonders erwünscht wäre es, wenn es gelänge, entweder unversehrte Brücken sei es in Rostow selbst, oder sonst gesicherte Brückenköpfe südlich des Dons zu gewinnen für die weitere Fortführung der später beabsichtigten Operationen.
Um zu verhindern, daß wesentliche Teile der nördlich des Don befindlichen russischen Kräfte über den Strom nach Süden entweichen, ist es wichtig, daß die aus dem Raum von Taganrog nach dem Osten vorgehende Kräftegruppe eine Verstärkung ihres rechten Flügels durch die Zuführung von Panzer- und schnellen Truppen erhält, die — wenn notwendig — auch durch improvisierte Verbände zu bilden sind.
Entsprechend dem Fortschreiten dieser Angriffe muß nicht nur auf starke Sicherung der Nordostflanke der Angriffsoperationen Bedacht genommen, sondern auch der Ausbau der Stellungen in Anlehnung an den Don sofort begonnen werden. Dabei ist auf stärkste Panzerabwehr entscheidender Wert zu legen. Die Stellungen sind von vornherein auch im Hinblick auf ihre etwaige Ausnutzung im Winter festzulegen und dafür mit allen Mitteln vorzubereiten.
Zur Besetzung der sich im Laufe dieser Operation mehr und mehr verlängernden Don-Front werden in erster Linie die Verbände der Verbündeten mit der Maßgabe herangezogen, daß deutsche Truppen als starke Stütze zwischen Orel und dem Don sowie an der Stalingrader Landenge einzusetzen sind, im übrigen aber einzelne deutsche Divisionen hinter der Donfront als Eingreifreserven verfügbar bleiben.
Die verbündeten Truppen sind weitgehend in eigenen Abschnitten so zu verwenden, daß am weitesten nördlich die Ungarn, demnächst die Italiener, am weitesten südostwärts die Rumänen eingesetzt werden.

D. Die schnelle Fortsetzung der Bewegungen über den Don nach Süden zur Erreichung der Operationsziele muß im Hinblick auf die jahreszeitlichen Bedingungen gewährleistet sein.

III. Luftwaffe:

Neben der unmittelbaren Unterstützung des Heeres ist es die Aufgabe der Luftwaffe, den Aufmarsch im Raum der Heeresgruppe Süd durch Verdichtung der Luftverteidigung zu schützen.

Dies gilt insbesondere für die Eisenbahnübergänge über den Dnjepr.
Werden Aufmarschbewegungen des Feindes erkannt, so sind seine Hauptverkehrswege und die in den Kampfraum hineinführenden Eisenbahnen weit im Hintergelände nachhaltig zu unterbrechen und hierzu in erster Linie Zerstörungsangriffe gegen die Eisenbahnbrücken über den Don zu richten.
Als Einleitung der Operation ist die feindliche Luftwaffe und ihre Bodenorganisation im Angriffsraum mit zusammengefaßten Kräften anzugreifen und zu zerschlagen.
Die Möglichkeit einer raschen Verschiebung von Fliegerverbänden in die Kampfräume Mitte und Nord muß gewahrt, die dazu nötige Bodenorganisation so weit als möglich aufrechterhalten bleiben.

IV. Kriegsmarine:

Im Schwarzen Meer ist es die Hauptaufgabe der Kriegsmarine, — soweit die eigenen Mittel an Kampf- und Sicherungsstreitkräften, sowie an Schiffsraum es irgend gestatten — die Versorgung des Heeres und der Luftwaffe durch Seetransporte zu entlasten.
Im Hinblick auf die noch ungebrochene Kampfkraft der russischen Schwarz-Meer-Flotte ist es von besonderer Bedeutung, daß die ins Schwarze Meer zu überführenden leichten Seestreitkräfte dort möglichst frühzeitig einsatzbereit werden.
Die Ostsee ist durch Abriegelung der russischen Seestreitkräfte im inneren Finnenbusen zu sichern.

V.

Meine zur Wahrung der Geheimhaltung erlassenen grundsätzlichen Befehle sind erneut allen an den Vorbereitungen beteiligten Stellen zur Pflicht zu machen. Das hierin zu beobachtende Verhalten gegenüber den Verbündeten wird durch besondere Weisungen zu dieser Weisung geregelt.

VI.

Die beabsichtigten Vorbereitungen der Wehrmachtteile sind mir, auch in ihrem zeitlichen Ablauf, über das Oberkommando der Wehrmacht zu melden.

gez. Adolf Hitler.

Nach den vorhergehenden Feststellungen und dem klaren Wortlaut dieser von Halder wahrscheinlich selbst entworfenen, mindestens jedoch abgezeichneten, daher sehr gut bekannten Weisung sind also seine Behauptungen, Stalingrad sei das Hauptziel gewesen, die Verschiebung von Kräften in Richtung auf den Kaukasus habe nur als Flankenschutz und zur Deckung des Hauptangriffs auf Stalingrad gedient und die Offensive in den Kaukasus sei etwas ‚völlig Neues' gewesen, ganz unzutreffend, denn es war genau umgekehrt. Generaloberst v. Kleist, der ja seinerzeit als Führer der 1. Pz. Armee bei den Offensiven im Süden einen hervorragenden Anteil hatte, erzählte dem englischen Militärhistoriker Liddel Hart eindeutig, welche persönliche Instruktion ihm Hitler über die Bedeutung des Angriffs auf Stalingrad erteilt habe:

> „Die Eroberung von Stalingrad war der Hauptaufgabe untergeordnet. Die Stadt hatte nur Bedeutung als der geeignete Platz, an dem wir in der Enge zwischen Don und Wolga einen Angriff gegen unsere Flanke durch russische Kräfte aus dem Osten aufhalten konnten. Zu Beginn war Stalingrad für uns nichts als ein Name auf der Landkarte."

ERFOLGREICHE ANFÄNGE

Für die geplanten Offensiven standen zusammengefaßt als Heeresgruppe Süd unter Generalfeldmarschall v. Bock folgende Armeen bereit:

Ostwärts Kursk: als Armeegruppe Weichs unter Führung des Generalobersten Freiherrn v. Weichs:
die 4. Pz.Armee unter Generaloberst Hoth,
die 2. Armee (Generaloberst v. Salmuth),
die 2. Ung. Armee unter Generaloberst Jany.

Ostwärts Charkow: die 6. Armee unter General der Panzer Paulus.

Ostwärts Isjium: die 1. Pz.Armee unter Generaloberst v. Kleist.

Ostwärts Stalino: die 17. Armee unter Generaloberst Ruoff und das ital. Expeditionskorps.

Nördlich Taganrog: die Gruppe Wietersheim (XIV. Pz.K.) unter Führung des Generals der Panzer v. Wietersheim.

Auf der Krim: die 11. Armee unter Gen. Feldm. v. Manstein.

Vom 14. Juli ab wurde die Heeresgruppe Süd aufgeteilt in 2 Heeresgruppen: Die Heeresgruppe B unter Gen. Feldm. Freiherr v. Weichs umfaßte:

Die 6. Armee (Paulus),
die 2. Armee (Salmuth),
die 2. Ung. Armee (Jany),
die 8. ital. Armee unter General Gariboldi,
die 3. Rum. Armee unter Generaloberst Dimitrescu.

Die Heeresgruppe A unter Gen.Feldm. List (bis 10. 9. 42) umfaßte:

Die 17. Armee (Rouff),
die 1. Pz.Armee (v. Kleist),
Teile der 11. Armee.

Am 28. 6. eröffnete die Armeegruppe Weichs mit der 4. Pz.Armee unter Generaloberst Hoth, und der 2. Armee die eigentliche Offensive mit dem Angriff aus dem Raume ostwärts Kursk in Richtung Woronesh. Schon am 4. Juli erreichte sie den Don, und da ihr glücklicherweise eine unversehrte russische Brücke in die Hände fiel,

konnte sie ostwärts des Flusses zwei Brückenköpfe bilden und das starke Wirtschafts- und Rüstungszentrum Woronesh nach harten Kämpfen am 6. 7. besetzen und die wichtige, von Moskau nach Rostow führende, Bahnlinie unterbrechen.

Generalmajor Doerr rankt in seinem Buche „Der Feldzug nach Stalingrad" um diesen ersten Abschnitt der Offensive eine kritische Darstellung, auf die deswegen näher eingegangen werden muß, weil sich dabei schon zeigt, wie leicht mit falschen Feststellungen und Fehlbeurteilungen umgesprungen wird. Er behauptet auf Seite 17, daß Hitler die Einnahme von Woronesh gegen die Auffassung der Heeresgruppe Süd befohlen habe, die unter dem Befehl des Generalfeldmarschalls von Bock stand, und sich zugunsten einer schnellen Fortsetzung der Operationen nach Süden auf keine zeitraubenden Kämpfe um die Stadt einlassen wollte. Ganz abgesehen davon, daß die Einnahme von Woronesh schon in der Weisung vom 5. April, also schon zu einem Zeitpunkt festgelegt war, wo die Heeresgruppe noch gar nicht ihrer gegenteiligen Auffassung zu diesem Befehl Ausdruck geben konnte, war es im Gegenteil Hitler selbst, der scharf eingriff, um die vorgesehene Fortsetzung des Panzerangriffs nach Süden entlang des Dons zu erzwingen. Dieser Eingriff führte sogar zur Absetzung des Gen. Feldm. v. Bock, wobei natürlich dessen Haltung bei Charkow mitbestimmend gewesen sein mag. Inzwischen war es am 3. Juli der 2. Ung. Armee und dem zunächst noch zur 6. Armee gehörigen XXXX. Pz.K. gelungen, bei Stary Oskol starke russische Kräfte einzuschließen und über 40 000 Gefangene zu machen.

Das XXXX. Pz.K. setzte seinen Marsch fort, erreichte am 4. Juli schon den Don bei Korotojak, drehte nach Süden und gelangte am 6. 7. bis Nowoja Kalitwa und am 9. 7. bis Kantemirowka. Es war klar, daß die drei Panzerdivisionen des Korps, die nun auf fast 300 Kilometer verteilt waren, nicht verhindern konnten, daß sich durch ihre Reihen hindurch russische Kräfte über den Don retteten. Um diesen den Rückzug besser zu erschweren, wurde beschleunigt die 4. Pz. Armee von Woronesh nachgezogen, so daß sie am 14. 7. bei Kantemirowka eintraf. Inzwischen war das XXXX. Pz.K. am 11. 7. am Tschir bei Bokowskaja angelangt.

Die 6. Armee unter General Paulus war von ihrem Standort östlich Charkow ebenfalls zum Angriff angetreten. Die ihr gegenüberstehende russische Armee, deren Front durch den umfassenden Vorstoß des XXXX. Pz.K. sowieso schon ins Wanken geraten war. mußte bis Millerowo zurückweichen, wo sie mit Hilfe der inzwischen angekommenen 4. Pz. Armee vernichtet werden konnte.

Die 1. Pz.Armee stieß nördlich Lissitschansk über den Donez und erreichte am 14. Juli die Gegend Millerowo. Ihr Vorgehen nördlich des Donez erleichterte den Angriff der 17. Armee südlich des Donez, der sie von Artemowsk nach Woroschilowgrad führte, wo sie am 14. Juli eintraf.

General Doerr kritisiert nun, daß die 17. Armee ihren Schwerpunkt zu sehr nördlich von Rostow verlegt habe, so daß auf dem rechten, dem Nordufer des Don, kein Angriff vorgetragen wurde, um, wie es in der Weisung Nr. 41 heißt, „zu verhindern, daß wesentliche Teile der nördlich des Dons befindlichen russischen Kräfte über den Strom nach Süden zu entweichen". Diese Kritik scheint nur berechtigt, ist aber völlig abwegig, weil die Russen auf den Verrat hin den Angriff auf Rostow erwartet hatten, und daher zum Schutze des Einfallstores nach dem Kaukasus, ihrer Kornkammer und ihres wichtigen Industriegebietes zwischen Woroschilowgrad und Rostow ein tiefgegliedertes Stellungssystem ausbauten und mit best ausgebildeten Truppen besetzten. Es war daher ein genialer Schachzug, auf den direkten Stoß Richtung Rostow nördlich des Dons zu verzichten und Rostow gewissermaßen durch Umklammerung von hinten her zu nehmen. Es wäre auch nicht zweckmäßig gewesen, sich durch das viele kilometerbreite Delta des Dons und die starken Bunkerstellungen in seiner Umgebung aufhalten zu lassen. Aus diesen Erwägungen heraus entwickelte sich die Kesselschlacht von Rostow, die Herr Doerr deswegen so heftig ablehnt, weil es dort angeblich „nichts einzukesseln" gegeben habe. Nun, darauf werden wir noch zurückkommen.

Während sich die 6. Armee ihrer eigentlichen Aufgabe widmete, den Angriff in Richtung auf den großen Donbogen fortzusetzen, wurde das XXXX. Pz.K. der 4. Pz.Armee unterstellt und dieser befohlen, in scharfer Rechtswendung die Donezmündung zu erreichen, den Don zu überschreiten, um auch südlich des Stromes Rostow einzuklammern. Auch die anderen Kräftegruppen erhielten Befehle, die darauf hinzielten, den bei Rostow versammelten Gegner zu vernichten. Woroschilowgrad wurde nach viertägigem harten Kampf am 18. 7. im Sturm genommen. Die Russen fluteten nach Rostow, um nach Süden zu entkommen. Jetzt erst traten die deutschen Truppen vor Rostow an, und dieses wurde nach konzentrischer Einkreisung von Westen, Norden und Osten am 24. Juli genommen. Das Ergebnis dieser Kesselschlacht, das „nichts" des Herrn Doerr, bestand aus dieser höchstwichtigen Stadt, dem linken Eckpfeiler der russischen Front und dem Einfallstor in den Kaukasus. Daneben waren in den Kämpfen vom 28. Juni bis zur Erobe-

rung von Rostow über 100 000 Gefangene eingebracht und sicher auch starke Kräfte des Feindes vernichtet worden.

Die 4. Pz.Armee, die nicht mehr notwendig war, um am weiteren Verlauf der Kesselschlacht teilzunehmen, hatte sich durch den Übergang den Don bei Konstantinowskaja und Zymljanskaja am 21. 7. eine günstige Ausgangsstellung für ihre weiteren Operationen in Richtung Stalingrad verschafft, zumal der Don ja auf alle Fälle überschritten werden mußte.

Das XIV. Pz.K., die Spitze der 6. Armee, stieß inzwischen über den oberen Tschir vor und erreichte schon am 23. 7. den großen Donbogen in seiner östlichen Schleife südlich Ssirotinskaja. Diese beiden Ereignisse, das nahe bevorstehende Ende der Kesselschlacht bei Rostow und die Erreichung der Donschleife, gaben Hitler nunmehr Veranlassung zum Erlaß jener Weisung Nr. 45 vom 23. 7., welche die eigentliche Offensive in den Kaukasus einleitete. Es scheint mir wiederum wichtig, diese Weisung bis auf die Abschnitte, die die Aufgaben für Luftwaffe und Kriegsmarine enthalten, im vollen Wortlaut zu bringen:

Der Führer
OKW/WFST/Op. Nr. 551288/42 g. K. Chefs

F. H. Qu., d. 23. 7. 1942

Weisung Nr. 45
für die Fortsetzung der Operation „Braunschweig".

I. In einem Feldzug von wenig mehr als drei Wochen sind die von mir dem Südflügel der Ostfront gesteckten weiten Ziele im wesentlichen erreicht worden. Nur schwächeren feindlichen Kräften der Armeen Timoschenkos ist es gelungen, sich der Umfassung zu entziehen und das südliche Don-Ufer zu erreichen. Mit ihrer Verstärkung aus dem Kaukasus-Gebiet ist zu rechnen.

Die Versammlung einer weiteren feindlichen Kräftegruppe im Raum um Stalingrad, das der Gegner voraussichtlich zäh verteidigen wird, ist im Gange.

II. Ziele der weiteren Operationen:

A. Heer:

1. Die nächste Aufgabe der H. Gr. A ist es, nunmehr die über den Don entkommenen feindlichen Kräfte im Raum südlich und südostwärts Rostow einzuschließen und zu vernichten. Hierzu sind starke schnelle Verbände aus den Brückenköpfen, die im Raum Konstantinowskaja-Zymljanskaja zu bil-

den sind, in allgemein südwestlicher Richtung, etwa auf Tichorezk, Infanterie-, Jäger- und Gebirgs-Divisionen im Raum von Rostow über den Don anzusetzen.
Daneben bleibt der Auftrag bestehen, die Bahnlinie Tichorezk, Stalingrad mit vorgeworfenen Teilen zu unterbrechen. Zwei Panzerverbände der H. Gr. A (darunter 24. Pz.Div.) sind der H. Gr. B für die Fortsetzung der Operationen nach Südosten zu unterstellen.
Die I. D. „Großdeutschland" ist nicht weiter als über den Manytsch-Abschnitt vorzuziehen. Ihr Abtransport nach dem Westen ist vorzubereiten.

2. *Nach Vernichtung der feindlichen Kräftegruppe südlich des Don ist es die wichtigste Aufgabe der H. Gr. A, die gesamte Ostküste des Schwarzen Meeres in Besitz zu nehmen und damit die Schwarzmeerhäfen und die feindliche Schwarzmeerflotte auszuschalten.*
   Hierzu sind die hierfür vorgesehenen Teile der 11. Armee (Rum. Geb.K.) über die Straße von Kertsch überzusetzen, sobald das Vorgehen der Hauptkräfte der H. Gr. A wirksam wird, um alsdann im Zuge der Schwarzmeerküstenstraße nach Südosten vorzustoßen.
   Mit einer weiteren Kräftegruppe, bei der alle übrigen Geb.- und Jg.-Divisionen zusammenzufassen sind, ist der Übergang über den Kuban zu erzwingen und das Höhengelände von Maikop und Armavir in Besitz zu nehmen.
   Im weiteren Vorgehen dieser durch die rechtzeitig zuzuführenden Hochgebirgseinheiten zu verstärkenden Gruppe gegen und über den Westteil des Kaukasus sind alle gangbaren Pässe auszunutzen und so im Zusammenwirken mit den Kräften der 11. Armee die Schwarzmeerküste in Besitz zu nehmen.
3. *Zugleich ist mit einer im wesentlichen aus schnellen Verbänden zu bildenden Kräftegruppe unter Ausscheiden eines Flankenschutzes nach Osten der Raum um Grossnyi zu gewinnen und mit Teilkräften die Ossetische und Grusinische Heerstraße möglichst auf den Paßhöhen zu sperren. Anschließend ist im Vorstoß entlang des Kaspischen Meeres der Raum um Baku in Besitz zu nehmen.*
   Mit der späteren Zuführung des Ital. Alpinikorps kann die H. Gr. rechnen. Diese Operationen der H. Gr. A erhalten den Decknamen „Edelweiß" — Geheimschutz: Geheime Kommandosache.

4. *Der Heeresgruppe B fällt – wie befohlen – die Aufgabe zu, neben dem Aufbau der Donverteidigung im Vorstoß gegen Stalingrad die dort im Aufbau befindliche feindliche Kräftegruppe zu zerschlagen, die Stadt selbst zu besetzen und die Landbrücke zwischen Don und Wolga selbst zu sperren.*
Im Anschluß hieran sind schnelle Verbände entlang der Wolga anzusetzen mit dem Auftrag, bis nach Astrachan vorzustoßen und dort gleichfalls den Hauptarm der Wolga zu sperren.
Diese Operationen der H. Gr. B erhalten den Decknamen „Fischreiher" – Geheimschutz: Geheime Kommandosache.

Diese Weisung veranlaßt Herrn Generalmajor Doerr zu folgender bombastischen Kritik, die wir dem Leser nicht vorenthalten wollen, weil sie gesammelt jene Phrasen enthält, die in der Propaganda seit 1945 Hitler gegenüber immer wieder vorgebracht werden:

> „Man wird den 23. 7. wohl als den Tag bezeichnen können, an dem die oberste militärische Führung Deutschlands sichtbar bekundete, daß sie sich von den klassischen Gesetzen der Kriegführung abwandte, um neue, eigene Wege zu gehen, die mehr von den irrationalen dämonischen Kräften Hitlers als von der rationalen, wirklichkeitsnahen Denkweise der Soldaten diktiert waren. Wieder einmal bestätigte sich die Erfahrung der Geschichte, daß Dämon und Glaube stärker sind als Logos. Die gelernten Soldaten in der Umgebung Hitlers waren der Kraft des Dämons fast ohnmächtig ausgeliefert.
>
> An jenem 23. 7. gab Hitler eine neue Weisung Nr. 45 für die Fortführung der Operationen, die wahrscheinlich den Wendepunkt des Krieges darstellt."

Es wird sich im Laufe der weiteren Ausführungen zeigen, wie sehr die Kritik, bezogen auf den seinerzeitigen Ablauf des Geschehens, und besonders Hitler gegenüber ungerechtfertigt ist.

An dieser Stelle ist es auch angebracht, die völlig irreführende Behauptung Schröters in seinem Buche ‚Stalingrad – bis zur letzten Patrone' richtigzustellen, daß aus dieser Zeit, d. h. Ende Juli, der Entschluß Hitlers datiere, Stalingrad und den Kaukasus gleichzeitig anzugreifen, und daß Feldmarschall v. Bock wegen der Meinungsverschiedenheiten über diesen ‚Doppelentschluß' habe gehen müssen. Einmal ist der ‚Doppelentschluß' bereits in der Weisung

vom 5. April festgelegt und zum andern war Feldm. v. Bock bereits Anfang Juli wegen der Verzögerung des Angriffs südlich Woronesch abgesetzt und schon am 14. Juli durch seinen Nachfolger Freiherr v. Weichs abgelöst worden.*) Solche und noch sonstige wesentliche Irrtümer hätten Herrn Schröter, der ja an der Quelle der Quellen saß, das Material über Stalingrad vereinnahmte und demzufolge auswendig kennen müßte, nicht passieren dürfen. Es ist daher auch kein Wunder, daß mit dem gleichen Leichtsinn die abwegigsten Schlußfolgerungen gezogen wurden, um dem bekannten Schema gerecht zu werden.

Bei der Kritik an Hitlers angeblichem ‚Doppelentschluß' spielt die Frage eine wesentliche Rolle, ob die vorhandenen Kräfte überhaupt ausreichen würden, um auch die Offensive in den Kaukasus durchführen zu können.

Doerr versucht dies h e u t e durch ausführliche Rechenkunststücke, von denen der normale Leser sich bekanntlich gern beeinflussen läßt, zu verneinen, indem er vergleichend die deutschen Kräfte den russischen gegenüberstellt. Er erwähnt dabei auch die 11. Armee so, als ob sie ganz nach dem Norden zur Einnahme Leningrads abtransportiert worden sei, obwohl die Weisung selbst nur eine Wegnahme eines Teiles der Armee vorsah und dieser Teil zudem noch bis Ende August an der Südfront verblieb. Das Ausschlaggebende aber ist, daß gerade Halder, der ‚geniale' Generalstabschef, der immer so schnell dabei ist, wenn es gilt, Hitler eine Schuld in die Schuhe zu schieben, dem Generalfeldmarschall von Manstein Mitte August 1942 im Führerhauptquartier auf dessen Frage, ob denn ohne die 11. Armee die Offensivaufgaben im Süden überhaupt bewältigt werden könnten, in bejahender Form antwortete, wie uns dieser in seinem Buche ‚Verlorene Siege' berichtet.

Es ist also völlig abwegig, die Sache h e u t e so darzustellen, als ob Hitler damals hätte wissen müssen, daß die deutschen Kräfte für die gestellte Aufgabe nicht ausreichen würden.

Doerr spricht ferner von der Verlegung zweier schneller Divisionen nach dem Westen. Auch diese Sache sieht ganz anders aus, als sie nach den Ausführungen Doerr's aussehen soll. Die Division Großdeutschland sollte nach dem Westen, weil Hitler dort den ersten Landungsversuch der Engländer kommen sah. Ihr Abtransport wurde von Hitler jedoch gestoppt, weil er sich überzeugte, daß der Landungsversuch am 19. 8. bei Dieppe auch ohne ihre Hilfe abge-

*) Karlheinrich Rieker begründet die Absetzung v. Bocks in „Ein Mann verliert einen Weltkrieg" mit dem geringen Ergebnis der Kesselschlacht von Rostow, die erst begann, als v. Bock schon abgesetzt war.

schlagen werden konnte. Sie griff später sogar noch in die Kämpfe um Stalingrad ein. Von der SS. Div. Leibstandarte, die tatsächlich nach dem Westen verlegt wurde, erzählt ‚man' sich unter den Herren Heusinger, Halder und Doerr das Märchen, daß sie nur deswegen nach dem Westen transportiert wurde, weil man sie im Osten mangels Betriebsstoff hätte sowieso nicht bewegen können — als ob sie im Westen zur Bewegung keinen Betriebsstoff benötigen würde. Tatsache ist aber, daß die SS. Div. Leibstandarte nur aus dem einfachen Grunde verlegt wurde, weil sie gar nicht an der neuen Offensive teilnehmen konnte und sollte, nachdem sie durch die Kämpfe des Frühjahres stark angeschlagen war und dringender Ruhe und Auffrischung bedurfte.

Die 4. Pz.Armee, die nach der Weisung Nr. 45 zunächst für den Vorstoß in Richtung Maikop und Grosny vorgesehen war, erhielt nun wegen ihrer günstigen Ausgangslage den neuen Auftrag, südlich des Dons entlang der Bahnlinie Ssalsk-Stalingrad auf Stalingrad vorzustoßen. Das 6. rum. Armeekorps sollte den linken und das IV. deutsche Armeekorps den rechten Flankenschutz übernehmen. Vom Brückenkopf Zymlianskaja brach die 4. Pz.Armee am 1. 8. auf und stieß über Kotelnikow bis nach Plodowitoje am Fuße der Ergeni-Hügel vor, die sie trotz zeitweiliger Benzinschwierigkeiten bereits am 7. August erreichte. So einfach nun, wie ich dies der Knappheit an Raum wegen ausführen muß, war die Sache allerdings nicht, denn es entwickelten sich teilweise harte Kämpfe mit den weichenden Russen, deren Widerstand sich nach einem energischen Befehl Stalins vom 31. 7. inzwischen sehr versteift hatte. Der Befehl selbst war ein offensichtlicher Beweis dafür, wie sehr gefährdet Stalin die russische Lage ansah. Die Versteifung des Widerstandes machte es erforderlich, der 6. Armee die 297. ID und die 24. Pz.Div. wegzunehmen und am 12. August der 4. Pz.Armee zuzuführen. So gestärkt konnte nun diese ihren Angriff fortsetzen, so daß sie schon am 20. August Krassnoarmejsk erreichte, wo die Truppen in einer Entfernung von 35 km Stalingrad vor sich sahen.

Die Rumänen und das IV. Armeekorps blieben wegen des verstärkten russischen Widerstandes schon bei Tundotowo liegen. Bevor wir den Fortgang der Kämpfe an diesem Frontabschnitt schildern, wollen wir wieder zurückkehren zur 6. Armee.

Wie berichtet, hatte deren Spitze, das XIV. Pz.K., am 23. 7. bei Ssirotinskaja den Don erreicht. Sie sollte nun den Don entlang auf Kalatsch vorstoßen, um von dort zusammen mit der von Süden herkommenden Angriffsgruppe (LI. A.K. und XXIV. Pz.K.) den Don zu überschreiten. Generalmajor Doerr behauptet nun, daß

dieser Plan deswegen zum Scheitern verurteilt wurde, weil „von heute auf morgen infolge des Entschlusses der obersten Führung vom 23. 7. die Masse des für die 6. Armee bestimmten Betriebsstoffes nach dem Kaukasus abgedreht wurde". Nun bedarf es gewiß keiner näheren Beweisführung, daß diese Behauptung in diesem Umfange als absurd bezeichnet werden muß. Nach der Weisung vom 23. 7. (Abschnitt II A. 4) war ja der Heeresgruppe B der Angriff nach Stalingrad befohlen, so daß ihr mindestens der theoretisch notwendige Betriebsstoff belassen werden mußte. Es kann sich also niemals um die Wegnahme der Masse des Betriebsstoffes gehandelt haben, sondern nur um Teile, und es ist doch offensichtlich, daß bei so umfangreichen motorischen Bewegungen der Armeen an einzelnen Stellen Verknappungen eintraten, die aber keinerlei Hervorhebung bedürfen. Wenn sie doch in dieser Form erfolgen, so deswegen, um den Leser zu falschen Beurteilungen zu verleiten.

Was man von solchen Angaben zu halten hat, beweist die paradoxe Tatsache, daß ein anderer ‚Schematiker' hemmungslos von der gleichen Zeit behauptet, daß Hitler „die Nachschubsendungen für die Heeresgruppe A, insbesondere an Betriebsstoff angehalten und für die gegen Stalingrad vorgehenden Armeen abgezweigt" habe.*)

Es ist auch ganz natürlich, daß der Gegner, der ja nach dem Befehl Stalins die Gefahr klar erkannt hatte, nun versuchte, den drohenden Übergang der 6. Armee über den Don durch Verschärfung seines Widerstandes zu verhindern. Diesen Widerstand bekam die nördliche Gruppe des XXIV. Pz.K., welches von Ssirotinskaja aus eine Schwenkung entlang des Liskabaches bis Kamensky vorgenommen hatte, zu spüren. Der Feind verteidigte seinen Brükkenkopf, der sich bei Kalatsch von Kamensky bis an die Stelle spannte, wo der Tschir in den Don mündet, recht hartnäckig. Es entwickelte sich eine harte Kesselschlacht, die am 10. August mit einem Sieg der 6. Armee und der Vernichtung der russischen Kräfte (62. Armee und 1. Pz. Armee) westlich des Dons endete. Der Abschlußbericht der Wehrmacht konnte neben 57 000 Gefangenen die Zerstörung zahlreicher Panzer und Geschütze melden.

Die 6. Armee mußte nun noch, bevor sie zu ihrem Hauptangriff auf Stalingrad antreten konnte, versuchen, die Reste der in den beiden Donschleifen sich haltenden russischen Kräfte zu vernichten. Sie wurden in dreitägigen Kämpfen westl. Ostrowskij einge-

*) Karl Heinrich Rieker, ‚Ein Mann verliert einen Weltkrieg' S. 106.

kesselt und vernichtet, wobei sie erneut 13 000 Gefangene verloren. Ferner gelang die Bildung mehrerer Brückenköpfe am Don.

Die Kritik des Generals Doerr an den naturgemäß dadurch bedingten Verzögerungen hört sich so an, als ob die Eroberung Stalingrads nach einem vorher genau geübten Sandkastenspiel mit genauen Terminen hätte verlaufen müssen, so daß solche Verzögerungen keinesfalls hätten vorkommen dürfen. Dabei war an keiner Stelle davon die Rede, daß die Eroberung bis zu einem bestimmten Zeitpunkt erfolgt sein sollte. Eine solche Form der Kritik muß, gelinde gesagt, als theoretisch bezeichnet werden.

An dieser Stelle erscheint es mir zweckmäßig, die nüchterne Tatsachenschilderung zu unterbrechen und 2 ‚Stimmungsbilder' einzuschalten, die am besten geeignet sind, uns in jene Zeit selbst zurückzuversetzen. Das ist einmal jener Teil eines Briefes von Hitler an Mussolini vom 8. August, der sich mit den Kämpfen an der Südfront befaßt:

„... *Der wilde Kampf an der Ostfront geht diesmal vollkommen nach den festgesetzten Plänen vor sich. Das einzige Unvorhergesehene war, daß Timoschenko nach seiner Niederlage auf der Halbinsel Kertsch, das heißt nach der Vernichtung der dort befindlichen russischen Angriffsdivisionen, eine Attacke gegen Charkow und im folgenden gegen Dnjepropetrowsk versuchte.*
Mit dem Verlust der Halbinsel Kertsch, mit dem Fall von Sebastopol sowie den drei Einkesselungsschlachten von Charkow hatte Timoschenko schon mehr als 100 seiner besten Divisionen verloren. Absichtlich habe ich aus der Zone Kursk gegen Woronesch den Angriff beginnen lassen, der sich gegen den Kaukasus wenden soll, um dann immer stärker längs des Don auf die Flanke der russischen Verteidigungsfront im Süden zu drücken.
Ich hoffte, daß unsere neue Front zwischen Kursk und Woronesch von Truppen angegriffen würde, die das russische Kommando im rückwärtigen Gebiet des Mittelabschnitts als Heeresreserve bereitgestellt hatte. Dies trat, wie vorausgesehen ein. Die augenblickliche Lage ist so, daß im Ostbogen des Don nach Vervollständigung unserer Treibstoff- und Munitionsversorgung von unseren Divisionen eine Entscheidungsschlacht gegen die eilig dorthin gebrachten russischen Abteilungen geschlagen werden wird. Ich zweifle auch keinen Augenblick daran, daß Stalingrad danach in unsere Hand fällt.
Unterdessen marschieren die Divisionen des rechten Angriffsflügels zum Kaukasus, fortwährend kämpfend und in einem Tempo, das

den sich in Unordnung zurückziehenden Truppen des linken Flügels der Heeresgruppe Timoschenko immer mehr den Atem nimmt. Aber all das, Duce, ist, wie gesagt, nicht nur ein Kampf, sondern vor allen Dingen ein Bewegungs- und daher Verproviantierungsproblem (in Bezug auf Treibstoff, Munition und Verpflegung).

Ihr

ADOLF HITLER".

Auf wichtige Einzelheiten dieses Briefes werde ich im Kapitel „Feind im Rücken" näher eingehen.

Das andere Bild stammt von der russischen Seite und ist ein Auszug aus dem Kriegstagebuch eines jungen Vize-Politruck', der Ende August fiel:*)

„Statt dessen kommt wie ein Keulenschlag die neue deutsche Offensive, die noch einmal alles über den Haufen zu werfen scheint, was sich ihr in den Weg zu stellen versucht. Das Regiment wird eilig in die Zone von Woronesch geschickt: 250 km Fußmarsch in 6 Tagen. In den ersten Tagen des August erhalten die Politruk den Tagesbefehl Nr. 227 des „Genossen" Stalin und müssen ihn kommentieren. Der brennende Schmerz macht sich in Schmähungen Luft:

Meine Stimmung ist noch viel düsterer geworden, als ich von dem Tagesbefehl des Genossen Stalin Kenntnis erhielt. Der Tagesbefehl schildert mit unbarmherziger Aufrichtigkeit die Lage im Süden. Unser Heer flieht, läßt Waffen und Ausrüstung im Stich, gab kampflos und ohne Befehl aus Moskau Rostow und Novocerkassk auf. Wieder gibt es Schlappschwänze, Feiglinge, Verräter! Keine Zone, auf die man sich stützen könnte! Alles wird dem Feinde überlassen. Die Absperrungsabteilungen, die er aufgestellt hat, werden auf die zurückweichenden Truppen schießen. Gut so. Es ist höchste Zeit, weniger über die eigenen „Siege" zu schwätzen und dafür mehr von den Deutschen zu lernen, wie man Krieg führt.

Oh Russen, Russen, Volk der Eitlen! Wieviel Feiglinge, Egoisten, Faulenzer gibt es unter uns! Wir haben das technische Rüstzeug und müßten eigentlich auch über die nötige Erfahrung verfügen — und dennoch ziehen wir uns ständig zurück!

Zwei Gründe sind, meines Erachtens, daran schuld: es liegt teils an den Männern, teils an der militärischen Führung. Das Heer ist in der Hauptsache aus Bauern zusammengesetzt, die sich 24 Stun-

*) Aus Marschall Giovanni Messe, ‚Der Krieg im Osten'.

den lang um einen salzigen Fischschwanz zanken und beim ersten Gewehrschuß die Flucht ergreifen. Die militärische Führung kennt offensichtlich ihr Heer recht schlecht und weiß nicht, auf welche Reserven man zählen kann; es verläßt sich zu sehr auf nichtssagende Communiqués und auf eigene Zahlenangaben. Hitler ist ein elender Schurke, aber man kann einiges von ihm lernen ..."

Die Kämpfe im Kaukasus

können wir nur kurz streifen. Der Heeresgruppe A war es bis Mitte September gelungen, die Russen auf eine Linie zurückzudrängen, die verlief: vom Schwarzen Meer nördlich Tuapse über Maikop bis zum Elbrus, auf dessen höchsten Gipfel die Reichskriegsflagge gehißt werden konnte; von dort in östlicher Richtung bis südlich Mosdok. In der Kalmückensteppe standen nur leichte Sicherungen östlich der Ergenij Hügel. Als Hauptstützpunkt ist die Hauptstadt der Kalmückensteppe Elissta zu erwähnen, wo sich die Verbindung zur Heeresgruppe B durch die dort stationierte 16. Div. mot. ergab. Deren Bereich dehnte sich bis Calchutta westlich Astrachan aus.

Diese Front hätte auch über den Winter gehalten werden können, wenn nicht Ende Dezember das Schicksal der Armeen am Don und bei Stalingrad auch eine Rücknahme der Kaukasusfront erzwungen hätte.

DER ANGRIFF AUF STALINGRAD

Für den eigentlichen Angriff auf Stalingrad hat General Paulus am 19. 8. folgenden Armeebefehl ausgegeben:

„Geheime Kommandosache

Armee-Oberkommando 6
Ia Az. 1 Nr. 3044/42 g. K.

A. H. Qu., den 19. August 1942
18.45 Uhr
11 Ausfertigungen
9. Ausfertigung

Armeebefehl
für den Angriff auf Stalingrad

1. *Der Russe wird den Raum um Stalingrad hartnäckig verteidigen. Er hat die Höhen auf dem Ostufer des Don westlich Stalingrads in großer Tiefe zur Verteidigung ausgebaut und besetzt.*

   Es ist damit zu rechnen, daß er Kräfte, dabei auch Panzerbrigaden, um Stalingrad und nördlich der Landbrücke zwischen Don und Wolga für Gegenangriffe bereitgestellt hat.

   Bei einem Vorgehen über den Don auf Stalingrad rechnet die Armee daher mit Widerstand in der Front und mit Gegenangriffen größeren Ausmaßes gegen die Nordflanke des eigenen Stoßes.

   Es ist möglich, daß durch die Vernichtungsschläge der letzten Wochen dem Russen die Kräfte für einen entscheidenden Widerstand fehlen.

2. *6. Armee setzt sich in den Besitz der Landbrücke zwischen Don und Wolga nördlich der Eisenbahn Kalatsch-Stalingrad und sichert sich nach Osten und Norden.*

   Die Armee überwindet hierzu den Don zwischen Peskowatka und Ostrowskij. Schwerpunkt beiderseits Wertjatschi. Unter ständiger Abdeckung nach Norden stößt sie alsdann mit ihren schweren Verbänden über den Höhenzug zwischen der Ros-

soschka und dem Quellgebiet der B. Karennaja in den Raum hart nördlich Stalingrad bis an die Wolga durch, während gleichzeitig Teilkräfte von Nordwesten in die Stadt eindringen und sie nehmen.

Dieser Stoß wird in der Südflanke durch Vorgehen von Teilkräften über den Mittellauf der Rossoschka begleitet, die südwestlich Stalingrad die Verbindung mit den von Süden vorstoßenden schnellen Verbänden der Nachbararmee herstellen.

Gegen den Raum zwischen den Unterläufen der Rossoschka und der Karpowka und dem Don aufwärts Kalatsch wird von Nordosten her zunächst nur mit schwachen Kräften gesichert. Dieser Raum soll von Nordosten her aufgerollt werden, sobald die von Süden gegen die Karpowka vorgehenden Kräfte der Nachbararmee heran sind.

Mit fortschreitendem Angriff auf dem Ostufer des Don sollen am Westufer des Flusses abwärts Malyj nur schwache Kräfte zur Sicherung stehen bleiben, die sich später durch einen Vorstoß über den Fluß beiderseits Kalatsch an der Vernichtung der dort stehenden Kräfte beteiligen.

3. *Aufträge:*
XXIV. Pz.K. sichert den Don von der rechten Armeegrenze bis Lutschenskij (ausschl.) und bereitet mit 71. I.D. unter Belassung schwächster Sicherungen am Don Bildung eines Brückenkopfes beiderseits Kalatsch mit anschließendem Vorstoß dieser Division nach Osten vor.
Herauslösen des Gen.Kdos. zu anderweitiger Verwendung ist vorzubereiten. LI. A.K. gewinnt einen weiteren Brückenkopf über den Don beiderseits Wertjatschi. Hierfür werden ihm artilleristische, Pionier- und Verkehrsregelungskräfte, Panzerjäger und erforderliche Nachrichtenmittel des XIV. Pz.K. vorübergehend unterstellt. Sobald das XIV. Pz.K. durch den Brückenkopf nach Osten vorgeht, ist es Aufgabe des LI. A.K., dessen Südflanke zu decken.

Hierzu stößt es zwischen Nishne-Alexejewskij und Bol. Rossoschka über den Rossoschka Bach vor, nimmt das Höhengelände westlich Stalingrad in Besitz und stellt nach Südosten vorgehend die Verbindung mit den von Süden vorstoßenden schnellen Verbänden der rechten Nachbararmee her.

Das Korps nimmt und besetzt alsdann Mitte und Südteil von Stalingrad.

Schwache Kräfte sichern währenddessen zwischen Peskowatka und Nishne-Alexejewskij. Für die Vernichtung der südlich die-

ser Linie nördlich der Karpowka stehenden russischen Kräfte ergeht rechtzeitig besonderer Befehl der Armee.

XIV. Pz.K. stößt nach Gewinnung des Brückenkopfes durch LI. A.K. aus diesem über den Höhenzug nördlich Malo Rossoschka und Hp. Konaja nach Osten bis zur Wolga nördlich Stalingrad durch, sperrt die Wolga und unterbindet den Eisenbahnfährbetrieb hart nördlich Stalingrad.

Mit Teilen dringt das Korps von Nordwesten in den Nordteil von Stalingrad ein und nimmt ihn in Besitz. Panzer sind hierzu nicht einzusetzen.

Nach Norden ist auf dem Höhenrücken südwestlich Jersowka und südlich des B. Gratschewaja-Abschnittes abzudecken. Dabei ist engste Verbindung mit dem von Westen herankommenden VIII. A.K. zu halten.

VIII. A.K. deckt Nordflanke XIV. Pz.Korps. Hierzu stößt es auf den zwischen Nishne-Gerassimow und Ostrowskij gewonnenen Brückenköpfen scharf nach Südosten vor und gewinnt, ständig nach Norden einschwenkend, eine möglichst panzersichere Linie zwischen Kusmitschi und Katschalinskaja. Enge Verbindung mit dem XIV. Pz.Korps ist zu halten.

XI. u. XVII. A.K. sichern die Nordflanke der Armee.

XI. A.K. im Don-Abschnitt: Melow-Kletskaja (ausschl.) bis zur linken Armeegrenze.

XI. A.K. stellt baldmöglichst die 22. Panzerdivision zur Verfügung der Armee im Raum um Dalij-Perekowskoj-Orechowskij-Sseliwanow bereit.

4. *Angriffstag und Zeit sind durch Sonderbefehl geregelt.*
5. *Trennungslinien siehe besonders ausgegebene Karte.*
6. *VIII. Fliegerkorps wird den Angriff der Armee zunächst mit Schwerpunkt bei LI. A.K., dann bei XIV. Pz.Korps unterstützen.*
7. *Armeegefechtsstand ab 21. 8. früh Ossinowskij.*
8. *Weitergabe dieses Befehls nur in Auszug an die unterstellten Dienststellen und nur das, was diese wissen müssen.*

   Beförderung nicht mit Flugzeug. Die Geheimhaltungsbestimmungen sind nach Inhalt und Verteiler beachtet.

Der Oberbefehlshaber
gez. Paulus

Der Angriff begann am 21. 8. mit dem Übergang über den Don beiderseits Wertjatschij. Aus dem dort gebildeten Brückenkopf konnte die 16. Pz.Div. unter Führung des Generals der Panzer Hube am 23. August über Borodkin bis Rynok nördlich von Stalin-

grad durchbrechen. Schon am Abend dieses Tages sahen die ersten deutschen Soldaten die Wolga. Diesem Vorstoß konnte natürlich die Infanterie nicht so schnell folgen, so daß zeitweise das Panzerkorps von den Russen arg bedrängt wurde, sich jedoch dank der Unterstützung aus der Luft halten konnte. Um diesen Tatbestand macht Generalmajor Doerr wieder viele Worte fehlersüchtiger Kritik, während ein Kriegsberichter der Division die Sache ganz natürlich erklärt:

> „Es war nicht das erste Mal, daß hinter dem brausenden Marsch der Panzer dieser Division die sowjetischen Verbände über die Rollbahn stürzten und sie dicht von allem Nachschub und aller Verbindung abzuschließen suchten. Diesmal ging es dem Gegner um alles. Die Klammer, die er hier um die zur Wolga vorgerückte Division drückte, schien fester und stärker als alle seine früheren Experimente, denn es kam ja hinzu, daß er der deutschen Infanterie, die der Verbindung mit den eigenen Truppen zustrebte, zugleich aber in relativ noch schmalen Brückenköpfen sich bald nordostwärts, bald südostwärts vorschieben mußte, eine Gegenwehr entgegenstellen konnte, die seit Wochen und Monaten in der russischen schlammigen Erde zwischen Don und Wolga unsichtbar, aber verderbenbringend auf den deutschen Angriff wartete."

Um den Leser diesen in der Geschichte der Schlacht um Stalingrad denkwürdigen ‚Handstreich', der uns erstmals an die Wolga brachte, miterleben zu lassen, bringe ich aus dem sehr anständigen und interessanten Büchlein des Kriegsberichters Clemens Podewils ‚Don und Wolga' jene Stellen, die uns so lebendig davon erzählen.

„21. August: Gestern im Morgengrauen erzwang sich die Infanteriedivision, die den Uferabschnitt übernommen hatte, den Übergang über den Don. Nach Mitternacht gelangte ich in einem Sanitätswagen zu dem vorgeschobenen Gefechtsstand des Regiments, der sich in einer Schlucht befand, nur 300 m vom Fluß entfernt und parallel zu diesem verlaufend. Von hier sinkt das Gelände in sanfter Neigung zum Wasser, dessen Spiegel dunkel aus grauen Nebelstreifen durchdringt. Zur Linken die Umrisse eines Fischerdorfes. Der Flußübergang sollte in überraschendem Handstreich ohne Artillerievorbereitung erzwungen werden. Es war noch Nacht und kein Schußlicht, als die ersten Sturmboote in den Fluß stachen. Schwarz in schwarz verschmolzen sie mit der Flut. Nur das scharfe Motorengeräusch war nicht zu verheimlichen. Erst als sie

den halben Don überquert hatten, wurde am Gegenufer ein Maschinengewehr wach und eröffnete mit Leuchtspur aus der rechten Flanke das Feuer. Aber kaum hatte der Gegner sich zu erkennen gegeben, so wird er vom Feuer unserer Maschinengewehre und Pakgeschütze überschüttet. Ein leuchtender Sprühregen geht nach Osten.

Die ersten Infanteristen steigen an Land und nehmen den Kampf auf dem neuen Ufer auf. Nun setzt auf der mählich sich erhellenden Stromfläche ein lebhaftes Hin und Her, ein Zickzackverkehr von Ufer zu Ufer ein: langsamen Ruderschlags die Schlauchboote, dazwischen die flinken Sturmboote. An der Übersetzstelle wird mit Eile, doch mit Präzision gearbeitet. Es sind die Pioniere, die als erfahrene Praktiker die Bewegung durch Handgriffe und Hilfestellungen beschleunigen und die Einbarkierung mit väterlichen Ermunterungen begleiten. Ist ein Sturmboot voll besetzt, so springt die Schraube an, und es jagt mit hoher Nase, rückwärts tief einsinkend, über den Wasserspiegel, während die Besatzung sich unter die gepanzerte Bordwand duckt.

In siebzig Minuten ist das ganze Bataillon übergesetzt. Aus immer weiterer Ferne steigen im Osten die Leuchtzeichen hoch, die die vordringende Spitze aus dem Auwald in den Morgenhimmel emporsendet. Den Horizont begrenzt eine Reihe heller Sanddünen, auf denen jetzt die Infanterie in Stellung geht. Im rechten Augenblick langen auch die ersten Pakgeschütze auf dem jenseitigen Ufer an. Sie müssen unverzüglich in den Kampf gegen russische Panzer eingreifen, die im Norden aufgetaucht sind und die neue Front des deutschen Brückenkopfes angreifen. Aus der Ferne schießt der Gegner sich mit schwerer Artillerie auf die Einbootungsstelle ein. Die seltenen, doch regelmäßigen Einschläge bohren sich im Umkreis in den Ufersand, ohne Verluste hervorzurufen.
24. August (Brief): Der längste und doch kürzeste Tag des Sommers liegt hinter mir. Lang: um der bewältigten Entfernungen willen, kurz: weil die Ereignisse sich überstürzten.
80 km liegen hinter uns, ich schreibe von der Wolga. Wenn der Blick von der Höhe in die Grenzenlosigkeit der jenseitigen Steppe dringt, fühle ich, daß hier Asien beginnt als das Endgültige, gestaltlos Bedrückende, das uns noch bevorsteht. Die Erinnerung an den Don, der uns in der vergangenen Nacht so mächtig vorkam, ist eingeschrumpft, sie ist ausgewischt durch den Anblick der auseinanderliegenden Ufer, die das tiefe Blau der Wolga eher wie einen ruhenden See denn als strömendes Wasser einfassen. Aber ich will der Reihe nach berichten.

Die Pontonbrücke über den Don war an der Stelle entstanden, wo am Morgen der Übergang mit Sturmbooten erzwungen wurde. Vom Mittag des 23. an rollte die Panzerdivision über den Strom und in den sich erweiternden Brückenkopf hinein. Gegen Mitternacht gliederten wir uns in die Kolonne ein. Nachtbomber flogen die Brücke an, aber sie trafen nur da und dort ein Fahrzeug, das aufloderte und als Fackel verräterisch das Kolonnenband über den Hang zur Brückenstelle hinab erleuchtete. Auch der Mond schien hell. Dennoch blieb die Brücke heil. Ihr Bodenbelag hallte, klirrte und erdröhnte unter den Rädern und Gleisketten, die darüber hin gingen. Dazu die Motoren! Inmitten dieses Höllenlärms den Strom passierend, empfanden wir dennoch den Zauber des „stillen Don", dessen ruhevoll gleitende Flut den Mond spiegelte. An den kahlen Hängen des Ufers, das wir hinter uns ließen, warf Kreidegestein das Licht in leichenhafter Blässe zurück. –

In einer Ortschaft fand ich den Stab der Division und legte mich zu den anderen unter freiem Himmel nieder, um zu schlafen. Es war eine Viehweide, die sich an einem Stallbau entlangzog. Während der Stunden, die uns noch von der Dämmerung trennten, bedachte der Gegner Dorf und Umkreis mit Bomben und Salven der Stalinorgeln. Im Dunkeln ohne Schutz regungslos liegen zu müssen, erzeugt ein Gefühl des Ausgeliefertseins. Angst – vielleicht ist es eine Definition, sie Überschätzung der Gefahr zu nennen? Hier war es so. Der Schall der Serienabschüsse, wie das Aufheulen einer Hundemeute, kommt von weit her durch die Dunkelheit an das Ohr. Dann zerreißt nicht allzuweit, der erste Einschlag die Luft, dem wie Hagel die übrigen 35 folgen. Die Salven lagen bald rechts, bald links, hinter und vor uns. Aber es fehlte die Sicht, um die Stelle zu erkennen, und der Schall zieht die Dinge in die Nähe. Mit dem ersten Licht erschienen die Staffeln der eigenen Flugzeuge am Himmel.

Ich stieg wieder in den Befehlswagen Hubes und konnte so von Stunde zu Stunde die Operation verfolgen, in deren Verlauf das Panzerkorps in drei Stoßkolonnen in die Steppe vordrang und sich bis zur Wolga Bahn brach. Das Gelände, eine einzige ebene Tafel – der Boden von der sommerlichen Trockenheit zu Stein gehärtet –, bot die Voraussetzung für das Gelingen dieser kühnen Bewegungen. Das gewagte des Unternehmens werden wir wohl in den kommenden Tagen zu fühlen bekommen, wenn der Gegner sich erholt hat und nichts unversucht läßt, um uns in unserer isolierten Stellung hier vorne am Ufer der Wolga einzuschließen und vom Nachschub abzuschneiden.

Dieser Durchbruch wäre wohl nicht gelungen, hätten die Sowjets nicht in den vergangenen Wochen auf dem Westufer des Don die Masse ihrer Panzerbrigaden verloren.

Am Morgen landete Generaloberst von Richthofen in seinem selbstgesteuerten „Storch" neben Hubes Fahrzeug. Aus dem kurzen Gespräch der beiden Generale ist mir der Hinweis Richthofens in Erinnerung geblieben: „Nützen Sie den Tag! Sie werden heute von 1200 Flugzeugen unterstützt. Morgen kann ich sie Ihnen nicht mehr bieten". Die Maschienen sah man nicht nur vor der der Front immer von neuem herabstoßen, sie beflogen auch ohne Unterbrechung den nördlichen Himmel. Sie deckten aus der Luft unsere linke, im übrigen offene und ungeschützte Flanke.

Wohl hatte er in Meldungen von der „Luftfestung Stalingrad" gehört: daß die Stadt mit ihren Rüstungswerken durch eine ungewöhnlich starke Abwehr geschützt sei. Zu verspüren bekamen wir das aber erst, als die Division in später Nachmittagsstunde, am Nordrand der Stadt vorbei, gegen die Höhen des Wolgaufers vordrang und der Gegner die Rohre seiner schweren Flakgeschütze in direktem Beschuß auf uns richtete.

Wir waren durch eine Höhenlinie gedeckt. So barsten die Geschosse mit scharfem Knall über unseren Köpfen, allenthalben schwebten schwarze Wölkchen in der Luft.

Gegen Abend fuhren die ersten deutschen Panzer auf das Wolgaufer zu, versenkten bald darauf einen Frachtdampfer und schossen ein Kanonenboot bewegungsunfähig. Dieses Ergebnis ist ein Sinnbild für das Gelingen des Angriffs, dessen Ziel es war, die Wolga als Verkehrsader, als Verbindung zwischen dem Kaspischen Meer und dem Norden zu durchschneiden, die Front des Gegners aufzuspalten und Stalingrad nach Norden hin zu isolieren. An der von uns besetzten Uferpartie befindet sich die einzige Eisenbahnfähre, die die auf dem Westufer gelegene Stadt mit der im Osten verlaufenden nord-südlichen Eisenbahnlinie Saratow-Astrachan verbindet. So kann der Gegner Kräfte und Reserven nur noch mit Hilfe von Kriegsbrücken oder Fähren über den Strom in die gefährdete Stadt bringen.

Heute hat der Feind vom Gegenufer aus angegriffen. Dort stehen die Batterien seiner Flak und nehmen unsere Pioniere — ein Bataillon mit einer Frontbreite von 7 Kilometern — unter Feuer. Mit Unterstützung eines Monitors sollte die russische Infanterie übergesetzt werden. Gleichzeitig griffen die Sowjets untersützt von Panzern, von Süden her, die Wolga entlang, aus Stalingrad an. Zum ersten Mal seit langer Zeit wird in diesem Unternehmen wieder die

unsichtbare Hand der höheren Führung des Feindes fühlbar. Kein Zweifel: die Zeit des Rückzuges ist vorbei. Die Pioniere, die hart bedrängt wurden und denen einige unserer Kampfwagen zu Hilfe eilten, konnten den Angriff abwehren. Der Monitor ragt, in Brand geschossen, aus dem Wasserspiegel empor, er liegt auf einer Sandbank. Bisher sind drei Kanonenboote, der Monitor und ein Dampfei zerstört worden. Der Wolgaverkehr ruht.

Wir gingen bis an den Steilabfall zur Wolga vor. Der Strom ist wohl einen Kilometer breit. Wie bei den anderen, dem Schwarzen Meer zufließenden Gewässern, ist das westliche das Steil- und Hochufer. Man erklärt sich die Entstehung durch den Staubanflug als Folge der Ostwinde und -stürme. Wir standen oben über der wohl 20 Meter hohen Uferböschung und sahen auf das flache jenseitige Ufer.· Es regte sich nichts, aber die Stellungen waren angedeutet durch welkes Tarnlaub, das vergilbte Flecke bildete. Dem Gegner sagte unsere vorwitzige Beobachtung nicht zu, wir mußten uns vor den Geschoßen der Flak bald vom Hang zurückziehen und in dem Grabengewirr einer ehemaligen russischen Feldstellung Zuflucht suchen."

Das VIII. A.K. rückte allmählich nach, schloß die Lücken und besetzte am 25. 8. den Bahnhof Kotluban südlich des Tartarenwalles. Es ist klar, daß die Russen diesen Sperriegel zwischen Don und Wolga, der sie nicht nur der Bahnverbindung Moskau-Stalingrad, sondern jeder Nachschubmöglichkeit nach Stalingrad auf dem Landweg beraubte, beseitigen wollten. In unentwegten, fast täglichen, Panzerangriffen versuchte er es, und wurde in schweren Kämpfen immer wieder mit großen Verlusten abgeschlagen. Diese Abwehrkämpfe erstreckten sich bis Ende September, wo der Russe endlich seine Versuche einstellte.

Auf der rechten Flanke drang das LI. A. K. auf den Mittelabschnitt der Rossoschka zu mit dem Auftrag, mit seinen Infanteriedivisionen dieses Flüßchen zu überschreiten und auf Gumrak vorzustoßen. Die Russen hatten ihre Rossoschka-Stellung sehr stark ausgebaut und führten aus ihr heraus zahlreiche Gegenangriffe gegen das LI. A. K., wodurch es gezwungen war, vom 25. bis 31. August liegenzubleiben. Ohne die Unterstützung der Panzer Hoths war an ein weiteres Vorankommen nicht zu denken.

Der 71. ID. die am 24. August auf den Brückenkopf Kalatsch nach Osten auf Karpowka vorgestoßen war, ging es nicht besser. Auch sie mußte das Herankommen der Panzer Hoths abwarten, ehe sie am 2. 9. ihr Ziel, die Quelle der Zaritza, erreichen konnte, nachdem

die Panzer vorher Woroponowo genommen hatten. Doerr schreibt hierzu:*)

> „Erst am 31. August, als die 4. Pz.Armee von Süden her die Bahnlinie bei Bassargino überschritten hatte, gaben die Russen vor der 6. Armee die Rossoschka-Stellung auf und zogen sich auf die Stadt zurück."

Es müßte richtiger heißen: „Auf die nächste Verteidigungsstellung", die dann am 7. 9. ostwärts Gumrak vom LI. A. K. durchstoßen wurde.

Bevor wir nunmehr auf die eigentlichen Kämpfe um die Stadt eingehen, müssen wir uns noch mit der 4. Pz.Armee beschäftigen, die wir verlassen haben, als sie am 20. August vor Krassnoarmejsk angekommen war.

Ihr war der Auftrag zuteil geworden, Stalingrad von Süden her zu nehmen. Darunter hätte man auch verstehen können, daß sie nach Brechung des russischen Widerstandes und nach der Zuführung der 24. Pz.Div. und 297. ID am 13. August direkt auf Gawrilowka vorgestoßen wäre und den Weg genommen hätte, den sie nach 14 Tagen mit riesigem Umweg doch nehmen mußte, wie wir noch hören werden. Man wäre dann in Stalingrad gewesen – noch bevor die 16. Pz.Div. bei Rynok an der Wolga angekommen war.

Leider! Mehr ist zu diesem Falle nicht zu sagen, denn man hatte am 20. August vor Krassnoarmejsk ebenfalls gute Chancen, weil man nach links der Tscherwlenaja entlang über Gawrilowka hätte vorstoßen und den gleichen Weg nehmen können, den man 8 Tage später auf Umwegen doch nehmen mußte. Gen. Maj. Doerr läßt sich nun in längeren kritischen Ausführungen darüber aus, daß die 4. Pz.Armee sich nicht in den Besitz von Krassnoarmejsk und Beketowka setzte, um von hier aus Stalingrad aus den Angeln zu heben. Er überschätzt hier die Bedeutung des Höhenriegels vor Krassnoarmejsk im Hinblick auf die Einnahme der Stadt selbst. Es war aber offensichtlich ein großer Fehler, die 4. Pz.Armee nun, nachdem festgestellt war, daß dieser Höhenriegel weder im Frontalangriff noch durch Umfassung genommen werden konnte, vom 20. bis 28. August liegen zu lassen, statt auf den Höhenriegel zu verzichten und spätestens am 23. August auf der Schichtlinie 89 entlang der Tscherwlenaja über Plantador Gawrilowka nach Bassargino vorzustoßen und dort Verbindung mit dem rechten Flügel der 6. Armee aufzunehmen. Es ist kaum anzunehmen, daß Gen.Oberst Hoth, der Oberbefehlshaber der 4. Pz.Armee,

*) Hans Doerr, ‚Der Feldzug nach Stalingrad', S. 45.

den Befehl von General Paulus vom 19. 8.*) nicht zur Kenntnis bekommen hat, wie heute behauptet wird. Wenn doch, so war dies ein großes Versäumnis der Heeresgruppe B. In diesem Befehl war ausdrücklich unter Ziffer 3 gesagt:

> „Hierzu stößt es (das LI. A. K., d. V.) zwischen Nishne-Alexejewskij und Bol. Rossoschka über Rossoschka-Bach vor, nimmt das Höhengelände westlich Stalingrad in Besitz und stellt nach Südosten vorübergehend die Verbindung mit den vom Süden vorstoßenden schnellen Verbänden der rechten Nachbararmee her!"

Statt den direkten Weg zu nehmen, entschließt sich Gen. Oberst Hoth nun am 21. August zu einer recht umständlichen Umgruppierung, deren Notwendigkeit mit der außerordentlichen Benzinknappheit begründet wird. Das XXXXVIII. Pz.K. unter General Heim soll aus der Front gezogen, 40 km nach Bahnhof Abganerowo zurückverlegt werden und von dort aus nach Norden auf dem schon zweimal beschriebenen Weg über Plantador Gawrilowka-Bassargino vorstoßen, um dort die Verbindung mit dem LI. A.K. herzustellen. Für diesen Umweg ist natürlich viel Benzin notwendig und man beeilt sich, am 21. 8. das erforderliche Benzin zu beantragen. Am 23. 8. erscheinen im Hauptquartier Hoths der Generaloberst Freiherr v. Richthofen, der Chef der Luftflotte 4 und der Generaloberst v. Weichs, der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe B. Ersterer stellt fest, daß kein zu starker Feind vor der 4. Pz.Armee liege, was wohl gestimmt haben muß, da sonst die Armee nicht das Experiment hätte wagen können, das Pz.Korps am 26. und 27. August aus der Front zu ziehen und zurückzuverlegen. Der letztere sagt gnädigst die Bewilligung des Betriebsstoffantrages zu. Jedenfalls gewann Richthofen den Eindruck, daß es an einheitlicher Führung an jenem Frontabschnitt fehle, was Hitler veranlaßt, nach Rücksprache mit Gen. Oberst Halder ‚weit vorn' einen Führungsstab der Heeresgruppe B einsetzen zu lassen. Als besonders auffällige Tatsache erscheint der Umstand, daß man offenbar zu Lasten des Angriffs auf Stalingrad die rechte Flanke der 4. Pz.Armee zu stark gehalten hat, wahrscheinlich auf Grund von Falschmeldun-

*) Der Hinweis auf den Benzinmangel ist unverständlich in Anbetracht der Tatsache, daß das Korps vom 7.—17. August bei Abganerowo lag, also Zeit genug hatte, um sich mit Benzin versorgen zu lassen.

Die Flieger der Luftflotte 4 (Frhr. v. Richthofen), der zu jener Zeit 1200 Flugzeuge zur Verfügung standen, versorgten auch die Panzerspitzen der 6. Armee mit Benzin, konnten also auch bei der 4. Pz.-Armee helfend eingreifen. Wenn v. Richthofen am 22. 8. über die unverständliche Stockung nach oben berichtete, so konnte er dies nur tun, weil er wußte, daß die Benzinfrage keinen Hindernisgrund bildete

gen über angebliche russische Angriffsabsichten vom Süden her gegen deren Ostflanke.

Ob es bei wirklich weiser Voraussicht und tatkräftigem Zusammenwirken zwischen Führung der Heeresgruppe und der 4. Pz. Armee nicht hätte möglich sein können, für einen der entscheidendsten Vorstöße des Krieges den erforderlichen Brennstoff rechtzeitig zur Verfügung zu stellen, möchte man annehmen. Man wußte doch seit dem 1. August, wohin man mit der 4. Pz.Armee wollte und daß man dazu Brennstoff brauchte.

Am 29. August stießen nun die Divisionen an Sety vorbei nach Norden und gelangten endlich auf dem schon sattsam bekannten Wege am 31. August nach Bassargino. Schon am 2. September konnten die 24. Pz.Div. des Korps und die 20. rum. Div. bei Jablotschnij die Verbindung mit der 6. Armee herstellen und noch am Abend den Bahnhof Woroponowo nehmen und am folgenden Tag den westlichen Stadtrand von Stalingrad erreichen. Am 4. September stand man 3 km vor der Wolga. Es wäre also noch alles gut gewesen, wenn der Russe in diesen versäumten 12 Tagen die Verteidigung Stalingrads nicht noch besser hätte organisieren können, abgesehen davon, daß 14 Tage zuvor das Überraschungsmoment eine ausschlaggebende Rolle gespielt hätte. Bis zum 10. September konnte dann das Pz.Korps noch Jelschanka und Kuperossnoje erobern und die Wolga erreichen.

DIE ERSTEN KÄMPFE UM DIE STADT

Nach der beliebten Methode nachträglichen Besserwissens schreibt Schröter in seinem Buche: ‚Stalingrad — bis zur letzten Patrone' Seite 24: „Um diese Zeit fehlten im Norden zwei Infanteriedivisionen zum Angriff auf Stalingrad. Sie hätten Stalingrad ohne viel Blutvergießen nehmen können. In Stalingrad aber wurde buchstäblich Stunden vor diesem Erfolg der Widerstand aus dem Boden gestampft . . ." Schröter meint jene Zeit, in der General Hube mit seiner 16. Pz.Div. bei Rynok an der Wolga angekommen war, also Ende August. Man kann ja gut verstehen, daß ein Mann wie Schröter heute den Kampf — rückerinnernd — nach dem berühmten Kochbuchrezept ‚Man nehme' führen möchte.

Da wir uns aber mit den realen Tatsachen abfinden müssen und keinen Wenn-Situationen nachträumen können, so muß festgehalten werden, daß einmal diese Divisionen nicht da waren, wenigstens nicht da, wo und wann sie Herr Schröter gern gehabt hätte und daß es einfach unwahr ist, daß die Russen den Widerstand Stunden zuvor aus dem Boden gestampft hätten. Auf die gegenteiligen Tatsachen werden wir ausführlich zu sprechen kommen.

Zunächst war ja die 16. Pz.Div. nicht allein, sondern ihr folgte der Rest der noch zum XIV. Pz.K. gehörigen Truppenteile, ferner zwei Infanteriedivisionen und ein Flakregiment. Dann darf man ja nicht außer acht lassen, daß das Vorprellen der 16. Pz.Div. einer ganz besonderen Aufgabe entsprach, die sich klar aus dem Angriffsbefehl vom 19. 8. ergab. Das XIV. Pz.K., dem sie angehörte, sollte nur mit Teilen — ohne Panzer — in den Nordteil von Stalingrad eindringen. Die Eroberung der Mitte von Stalingrad war dem LI. AK vorbehalten, das aber erst am 2. 9. vor der Stadt anlangte, weil ihm sowohl wie der von Kalatsch her vorgehenden 71. ID die Russen einige Schwierigkeiten machten. Es hat auch keinen Zweck, sich ausführlich mit der umfangreichen Kritik des Gen.Majors Doerr am Befehl der Armeeführung der 6. Armee vom 19. August zu befassen, denn dieser fühlt es selbst, wenn er eingangs dieser Kritik sagt: „Vielleicht ist es eine sehr nachträgliche Bemerkung zu sagen, daß die 6. Armee die Lage in gewisser Hinsicht verkannte."

Für die Herren, die hier so leicht mit der Kritik zur Hand sind, existieren nämlich alle jene Tatsachen nicht, die so eng mit dem Kapitel Verrat zusammenhängen, von denen in keiner einzigen

der bisher erschienenen Veröffentlichungen auch nur mit einer Zeile die Rede ist, nämlich die Tatsache, daß die Russen schon viele Monate vom Angriff auf Stalingrad Kenntnis hatten und selbstverständlich hiergegen die nötigen Vorbereitungen trafen. Gerade der starke Widerstand, den die Russen Anfang August im großen Donbogen leisteten, und der zur großen Kesselschlacht von Kalatsch führte, hatte die Aufgabe, die Deutschen möglichst lange fernzuhalten, damit die Abwehrmaßnahmen zu Ende geführt werden konnten. Wie diese aussahen, erfahren wir aus der Schilderung eines Kriegsberichters, der sich auf seinerzeitige Feststellungen stützt:

„So war zwischen Wolga und Don ein Festungskampffeld entstanden, wie es in der Kriegsgeschichte bisher wohl nur im Vorfeld von Sewastopol ausgebaut worden war. Die Sowjets, an sich schon Meister in der Feldbefestigung, hatten hier ein tiefgegliedertes Befestigungssystem geschaffen, das sich in drei und mehr Wellen halbkreisförmig um das Wolgaknie nach Westen erstreckte und dessen am weitesten vorgeschobenes Kernwerk die zur hartnäckigen Verteidigung eingerichtete Stadt Kalatsch bildete. Jedes Gehöft, jedes Dorf, jedes Waldstück, selbstverständlich jede Höhe und nicht zum mindesten die Stadtränder der drei vor Stalingrad vorgeschobenen Vororte Wolschskaja im Süden, Woroponowo im Südwesten und Gumrak im Norden sowie der Westrand der Altstadt Stalingrad selbst waren mit allen neuzeitlichen Mitteln der Befestigungskunst zur nachhaltigsten Verteidigung eingerichtet. Weit in die Straßen der Städte hinein zogen sich die Kampfhindernisse, die Stahlbunker und die Widerstandsnester. Vorwärts dieser Stadtbefestigungen waren zahllose versenkte Panzerbatterien zwischen die ausgebauten Verteidigungsanlagen geschoben. Tiefe Panzergräben, Drahthindernisse, moderne Betonbunker mit Panzerkuppeln und weit verzweigte Minenfelder waren zu Tausenden im Festungskampffeld verteilt. Überdies war eine sehr geschickte Anordnung der einzelnen Widerstandsnester, Batterien und Maschinengewehrstellungen getroffen worden, so daß im gesamten Befestigungsgürtel die Werke schachbrettförmig nebeneinander lagen, so daß stets der Angriff auf die eine Verteidigungsstellung von zwei oder drei anderen flankiert werden konnte."

Diese Feststellungen werden bestätigt durch folgende Schilderung des Kriegsberichters Otto Nebelthau (aus „Vor und in Stalingrad" in Europ. Revue 11/42): „Unsere Truppen hausten nachts zum Teil in diesen Balkas, zum Teil in den zahllosen sowjetischen Unterständen. Oft erkennt man die Löcher erst, wenn man bis auf

50 Meter an sie herangekommen ist, sie sind dann aber kaum als Löcher anzusprechen, sondern eher als unterirdische Kasernen, die bis 5 Meter tief in den steinharten Ton hineinführen und die einen Zug, oft auch eine ganze Kompagnie aufnehmen können. Große Herde aus Backsteinen stehen dort. In die Wände sind Fächer und Schränke ausgeschaufelt. In dem Loch eines höheren Offiziers oder Kommissars, das nun von einem deutschen General bewohnt wird, ist der Fußboden mit geglättetem Holz belegt ... Das Gelände, das zu einer einzigen Festung unterwühlt ist ... Wir sind an den Tatarenwall herangekommen, der das alte Zaryzin gegen Einfälle von der Steppe her schützen sollte. Es ist ein mit Steppenpflanzen bewachsener Erdwall, streckenweise bis zu 6 Meter hoch, mit Schießscharten wie von Mauerschwalbennestern durchlöchert ... Wir haben unseren Gefechtsstand (4. 9. bei Gumrak) in eine der verlassenen Flakhöhlensysteme verlegt und noch einige weibliche Unterwäsche darin entdeckt. Wir hausen in den geräumigen Bunkern, die durch tiefe Laufgräben miteinander verbunden sind ... Es starrt von Kanonen und Maschinengewehren ..."*)

So sah es in Wirklichkeit aus — und damit konnte auch die deutsche Führung nicht rechnen. Man kann sich also vorstellen, wie schwer die Kämpfe der nächsten Wochen für eine Truppe waren, die von den bisherigen Erfolgen ‚verwöhnt' war. Noch schlimmer war es in der Stadt selbst, wo die Trümmer der Häuser und betonierten Fabrikbauten die günstigsten Voraussetzungen für einen blutigen Häuserkampf boten. Folgende eindringlichen Schilderungen des Kriegsberichters Clemens Podewils aus seinem Büchlein: ‚Zwischen Don und Wolga' lassen uns die Härte dieser Kämpfe ahnen:

„In dem Maße, als der Ring um Stalingrad sich verengt, werden die Streifen der Divisionen und Regimenter schmäler. Aber der Widerstand in den Ruinen der Stadt ist erbittert, ist unerbittlich geworden. Wohl bietet der Straßenkampf dem Gegner Vorteile, doch ist zu verspüren, daß ihn auch der neue Geist einer bisher nicht beobachteten, rücksichtslosen Selbstaufopferung beseelt. Es sei dahingestellt, wieviel davon dem Terror der Kommissare zuzuschreiben ist. Ohne Zweifel ist auch ein innerer Wandel eingetreten. Liebe zum bedrohten Vaterland und ideologisch genährter Haß gegen den Eroberer sind die Triebkräfte.

In den Häuserruinen wird von Tag zu Tag angegriffen, die Verluste nehmen zu, sie erreichen erschreckende Zahlen. Wo man bis-

*) ‚Strategicus' schreibt in ‚Le Tournant de la guerre' S. 25: „Das ganze Gelände westlich von Stalingrad war vollgespickt mit Minen."

her kilometerweise vorgestoßen war, geht es um Geländegewinne von wenigen hundert Metern, wenn anders die Angreifenden nicht in die Ausgangsstellung zurückgeworfen werden.

7. September. Die Gewalt der heute für den Angriff auf engem Raum versammelten Kampfmittel war furchtbar. Nichts mehr von der Weite des Landes, von der Großzügigkeit, welche die Operationen während der vergangenen Monate bezeichnet hatte.

Um vier Uhr früh stand ich an der Vormarschstraße und wartete auf die Sturmgeschütze. Der Führer der Batterie hatte mir für den Angriffstag eines seiner Munitionsfahrzeuge (Zkw.) in Aussicht gestellt. Die Fahrzeuge bewegen sich wie die Sturmgeschütze, für die sie die Munition führen, auf Gleisketten. Als die Kolonne vorbeikam, stieg ich zu. So ein Zkw. gewährt freie Sicht, wenn man darin bei geöffnetem Deckel aufrecht steht. Die gegen Infanteriegeschosse schützende Panzerung reicht, ähnlich wie bei den Schützenpanzerwagen, bis Schulterhöhe. Gehüllt in den Staub und das dunkle Dröhnen der Kolonne fuhren wir durch das zerstörte Bahnhofsgelände von Gumrack bis hart an den hohen Bahndamm, in dessen Schutz die Infanterie lag und auf den Angriffsbefehl wartete.

Es begann zu tagen. Als es hell war, flogen Schlachtflieger, Geschwader auf Geschwader, über unsere Köpfe hinweg in den Morgenhimmel. Das Artilleriefeuer schwoll in plötzlichem Crescendo an, bis es ein einziger, nicht mehr verrollender Donner war. Das Zusammenwirken aller nur erdenklichen Feuerwaffen, das Auftauchen der Sturmgeschütze in vorderster Front, dazu der Anblick immer neuer Keile, die über die Front nach Osten einflogen, das alles verleiht den Infanteristen der Division, die, seit Jahren im Osten kämpfend, sich noch nie einer solchen Unterstützung erfreut hatten, ein Bewußtsein von Kraft, das sie nach vorne reißt. Den Damm überwindend dringen sie in schnellem Lauf, in langen Sprüngen ins Offene vor.

Die Artillerie des Gegners wird von den Schlachtfliegern niedergehalten, aus ihren Stellungen, einige Meilen vor uns, quillt der Rauch in schwarzen Wolken auf. Der Donner der Detonationen dringt an unser Ohr.

Aber die Front des Gegners ist noch lange nicht niedergekämpft. Überall schlägt den Angreifern jetzt Feuer entgegen. Mündungen blitzen hart über der Erde und aus dem Boden auf. Ringsum das Schwirren, tödliche Singen, die Einschläge von Kugeln und Granaten. Alles in direktem, rasantem Beschuß: aus Feldgeschützen, Pak, Flak in Erdstellungen und von Panzern, die in den Boden getaucht sind. Senkrecht fahren die Geschosse der Granatwerfer herab. Kein

Laut kündet sie an, plötzlich sind sie da und bersten. Wird der mit so großem Schwung begonnene Angriff am Ende dennoch im Feuer liegenbleiben? Der Augenblick für das Eingreifen der Sturmgeschütze ist gekommen. Sie sind der Infanterie auf dem Fuß gefolgt. Ihre Bauart und Kampfweise kommt ihnen gerade hier, auf dieser Exerzierplatzebene, zugute. Das Fehlen des Panzerturms, die flache Struktur verleiht ihnen etwas Geducktes, sie vermögen auch die geringste Bodensenkung zu nutzen. Die feindlichen Ziele verraten sich rasch durch das Mündungsfeuer. Wenn sie erkannt sind, sitzt der zweite, auch schon der erste Schuß. Treffsicherheit und Durchschlagkraft sind ungewöhnlich. Mein Fahrzeug, das die wertvolle hochexplosive Fracht der Munition birgt, folgt in „Sprüngen" und hat befehlsgemäß Deckung — aber wo sind sie? — auszunutzen.

In Richtung auf uns zu: das scharfe Zerreißen der Luft durch die Geschoßbahnen, der trockene Einschlag, das Bersten, das so bösartig ins Ohr und ins Gesicht schlägt. Von uns zum Feind hinüber: das dunkle Rauschen und Fauchen der Sturmgeschützgranaten, deren Leuchtspur vom Auge verfolgt wird. Da und dort fängt ein eingegrabener Panzer des Gegners aus dem Boden zu rauchen an, brennt lodernd auf. Jetzt dringt die Infanterie in die feindliche Stellung ein, sie trägt den Angriff weiter vor.

Ich stieg aus, als wir an diese Stellung gelangten. Tote, Verwundete. Gefangene, die zögernd aus der Erde hervorkriechen. Der Knall einer Maschinenpistole, in einer der dunklen Ausfahrten abgefeuert. Die russische Stellung ist ein System von Bunkern und Erdstellungen mit einem, mehrere Meter tiefen und breiten Panzergraben als verbindendem Rückgrat. In dessen Vorderwand, in das schräge Profil, sind Granatwerfer eingebaut, die aus senkrechten Schächten in die Höhe feuerten, wobei sie den Vorteil des toten Winkels genossen. Der Graben ist gespickt mit ihnen.

Die nächsten Stunden waren mehr ein eiliges Vorrücken als ein Kämpfen. Ich schloß mich, während der Zkw. zurückfuhr, um in geschützter Schlucht die Sturmgeschütze mit Munition zu versorgen, dem Vorgehen des II. Bataillons an. Es gibt zwei ruhige Mittagsstunden, während deren die Soldaten zusahen, wie der Gegenstoß feindlicher T 34 im Feuer einer neben uns auffahrenden Flakbatterie zusammenbrach.

Am Nachmittag gelang der Durchbruch durch eine zweite Verteidigungslinie. Hart vor uns stießen die deutschen Flieger immer wieder auf den weichenden Feind herab, zwangen ihn zu Boden oder verfolgten ihn mit Maschinengewehren, deren Garben unter erbarmungslosem Trommelwirbel niedergingen.

Wir haben den Rücken der Höhe 134 erreicht. Langsam kommen im Osten die Häuserblocks von Stalingrad über den Horizont herauf, bleich vor dem schwarzen Gewitterhimmel. Zwischen dort und hier eine tiefeingeschnittene Senkung, quer zur Richtung unseres Angriffs. Zum erstenmal erblicken die Infanteristen Stalingrad, von dem als Ziel aller Anstrengungen seit Wochen die Rede wie eine Sage umgeht.

Inmitten eines kreisförmig aufgeschütteten Erdwalls stehen mit langen Rohren, doch von einem Volltreffer zerschmettert, russische Flakgeschütze. Tote und Verwundete ringsum. Eine russische Sanitäterin liegt ausgestreckt auf dem Rücken.

Was tagsüber als Fetzen der Wirklichkeit und ohne Zusammenhang an mir vorübergezogen ist, formt sich am Abend vor den Karten und beim Lesen der Tagesmeldungen der Division zu dem Ganzen, das als „Durchbruch durch den äußeren Befestigungsgürtel von Stalingrad" in die Chronik des Krieges eingeht.

9. September: In einer Länge von 20 km zieht Stalingrad sich als schmaler Stadtsaum am Westufer der Wolga hin. Schon diese ungewöhnliche Gestalt verrät, daß sich die Stadt seit der Gründung an den Strom als Element ihres Daseins gehalten hat. Er trägt die Schiffe, auf denen der Norden und der Süden Rußlands seine Ware tauscht und vom Wasser wagt sich in diesen Strichen der siedelnde Mensch nicht hinaus in die quellenlose ausgedörrte Steppe.

Altstadt im Süden – Fabrikanlagen im Norden – dazwischen, die Silhouette und den Zusammenhang unterbrechend, die Ölraffinerien mit den großen Tanks, so ist, in grober Einteilung, das schmale, strichartige Stadtbild gegliedert und so konnte ich es heute zum erstenmal in seiner ganzen Länge von einem Hügel aus betrachten. Das „Kasernenviertel" im Süden war in Rauch gehüllt. Dort ist die Vierte Panzerarmee schon in die Stadt eingedrungen und steht in erbittertem Häuserkampf. Die Altstadt, das einstige Zaryzin, hatte ihren Namen von der Zaryza, dem Nebenfluß der Wolga. Es ist seit 1917 durch die hier errichteten repräsentativen Staats- und Parteigebäude umgestaltet worden. Auch ein gewaltiger Getreidesilo, der mit Längsschiff und hochragendem Turm einer Kathedrale gleicht, zieht das Auge auf sich.

Seine politische Bedeutung wie seinen neuen Namen verdankt Stalingrad den Ereignissen des Bürgerkrieges. Unter Stalins persönlicher Führung ist hier der Kampf gegen die Generale Denikin und Krassnow geführt worden. Dennoch unternahm das siegreiche Regime auch hier, wo eine Stadt kultischer Architektur aus dem Boden gestampft wurde, sehr bald den Schritt zur Industrialisie-

rung, zur Rüstungserzeugung. So entstand im Norden, zwischen dem Wolgaufer und der nach Westen vorgelagerten „Akropolis", das große Traktorenwerk mit einer Jahresproduktion von 70 000 Schleppern. Es ist längst auf Panzer umgestellt worden und erzeugt deren zwischen 600 und 900 im Monat. Die industriellen Städte, sowohl die aus der Zarenzeit übernommenen Fabriken, wie die neu errichteten, sind mit Namen des militanten Kommunismus getauft worden. Das Geschützwerk im Norden heißt „Barrikady", die Geschoßfabrik samt Walzwerk „Roter Oktober" und die Arbeitersiedlung im Norden „Sparatkowka".

26. September: Vorabend zu neuem Angriff. Frische Divisionen haben sich heute von Südwesten her in unseren Raum geschoben und sollen morgen früh den ersten Stoß gegen die Nordbastion von Stalingrad, die großen Fabriken: Barrikade, Roter Oktober und Traktorenwerk führen.

Die Stunde des dem Angriff vorausgehenden Artillerieschlags und Stukaeinsatzes rückte heran, wir sahen auf die Uhr — statt dessen gewinnt mit einem Male das Feuer des Gegners eine so unerhörte Heftigkeit, daß wir im Nu von unserem Fahrzeug herunter und neben der gepflasterten Straße im Graben sind. Granaten und Stalinsalven hageln ringsum. Die Sturmgeschütze warten summend auf der Straße. So geht es, immer wieder mit Unterbrechungen, weiter, bis ich an einer Kaserne abspringe, in der die B-Stellen eingerichtet sind und die einen guten Rundblick über das Schlachtfeld des heutigen Tages bieten soll. Sie steht auf einer Anhöhe, die Breitfronten nach Osten und Westen, die Schmalseite nach Norden gerichtet. Von hier geht der Blick über eine unbebaute Fläche, die sich senkt und jenseits zu einer sanften Höhe ansteigt. Dort schiebt sich das Nordviertel der Stadt in seiner lang-schmalen Gestalt zu einer gestaffelten Kulisse zusammen, einem einzigen Industriebezirk. Aus dem Dunst, aus Bränden und Rauchsäulen stechen die vielen, hohen Schlote wie ein Nadelwald in den Himmel. Aber wer angreift — ist der Feind.

Panzergranaten sausen die Fronten der Kaserne entlang und schlagen in die Mauern ein. Infanterie und Panzerbüchsen, auch Maschinengewehre beschießen unsere Linien. Soll man in diesem Angriff ein zufälliges Zusammentreffen mit unseren eigenen Absichten erblicken? Wahrscheinlicher ist, daß der Gegner dem deutschen Angriff zuvorkommen will, dessen Tag und Stunde ihm bekannt sind. (Kein Wunder, wenn man weiß, mit welcher Sorglosigkeit deutsche Kommandostellen miteinander telephonieren!)

Aber jetzt setzt die eigene Artillerie ein, Bomber stürzen sich auf

die Stellung des Gegners. Es entstehen furchtbare Verheerungen in dem von angreifenden und bereitgestellten Truppen überquellenden Gelände. Dieses Mal ist es ein voller Erfolg. Die Überlebenden ergeben sich in hellen Scharen der stürmenden deutschen Infanterie. Die Panzer treiben den Angriff bis an die Tore des Roten-Oktober-Werks, gegen das sie nach Osten einschwenken. Doch der rechte, der Wolga nahe Flügel kommt nicht von der Stelle. Wir halten dort die „Höhe 102", aber der Gegner ist in dem Abhang eingegraben und stark befestigt in Bunkern.

15. Oktober: Ich habe das Fahren im eigenen Fahrzeug aufgegeben und steige statt dessen in einen Panzerspähwagen zu, der über die Landbrücke bis an das Traktorenwerk gelangt. Diese Brücke muß für die Angreifenden ein furchtbares Stück Kampfes und Weges gewesen sein. In diese gebäudefreie Verbindung zwischen Akropolis und Burg sind Stahl- und Panzerkuppeln eingelassen, dicht beieinander, dazu Maschinengewehrnester. Trichter klafft an Trichter. Tote Sowjetsoldaten, aber auch mancher noch unbestattete eigene Gefallene, bedecken diesen Steg des Todes.

Der Exodus der Zivilbevölkerung, die sich solange an ihre verwüstete Stadt geklammert hatte, ist jetzt in Fluß geraten. Sie kommen in langen Zügen neben der Straße gezogen, den eigenen Kolonnen entgegen und an ihnen vorüber. Die Unseren nehmen auf der leeren Rückfahrt von der Front an Flüchtlingen mit, was Platz auf den Fahrzeugen hat. Wir fahren jetzt den Osthang hinab ins Traktorengelände. Aus einem Gebäude, das eine Bombe vertikal entzweigeschnitten hat, quillt wie erstarrtes Eingeweide die Wohnungseinrichtung hervor. Ich steige über das erhaltene Treppenhaus nach oben.

Zwischen diesem Aussichtspunkt und der in strahlendem Blau gebreiteten Wolga: die gewaltige Anlage der Traktorenfabrik in deren Ostteilen noch gekämpft wird. Reihenweise übereinandergestapelt lagern Panzertürme und Panzerwannen in den abgebrannten Hallen. Alles ist rostbraun und schwarz von den Bränden, die hier gewütet haben. Mit seiner Kapazität von 70 000 Traktoren im Jahr ist das Werk eine der größten Erzeugungswerkstätten der Welt.

Von der Straße aus, in der die Ruine meines Hauses steht, faßte gestern vor Einbruch der Dunkelheit der Kommandeur des Panzergrenadierbataillons selbständig den Entschluß, bis zum Wolgaufer durchzustoßen. Es gelang. Als Panzersperre hatte der Gegner auf den Fabrikgleisen eine lange Reihe von Waggons ineinandergefahren. Unsere Kampfwagen drangen jedoch umfassend von beiden Seiten in das Werk ein und öffneten so den angreifenden Grena-

dieren den Weg. Infanterie und Panzer, im großen, operativen Einsatz getrennt schlagend, sind in den Stadtkämpfen wieder eng zur taktischen Einheit zusammengewachsen. Der Panzer schießt Breschen in die Häuserfestungen, die Infanterie erobert sie im Nahkampf.

In dem übersprungenen Haus zur Linken, einem hohen Ziegelbau, hält sich als Insel des Widerstandes eine russische Besatzung. Ganz nahe sind von zwei Seiten Panzer herangefahren und schießen das Haus in Stücke, wobei Abschuß und Einschlag ohrenbetäubend von den Ruinenfronten der Straße widerhallen. Währenddem hat sich eine Infanteriegruppe entlang der Mauer herangepirscht. Jetzt werfen sie die todbringenden geballten Ladungen durch Fenster ins Innere, durch Luken in den Keller, und springen selbst nach. Das alles geschieht mit katzenhafter Behendigkeit.

Am Abend, in dem vorgeschobenen Gefechtsstand des General Paulus vorsprechend, lese ich bei Ic diesen aufgefangenen russischen Funkspruch: „Gegner auf breiter Front im Nordteil von Stalingrad zur Wolga durchgebrochen."

Eine gute Ergänzung hierzu gibt uns der Bericht unseres erfolgreichsten Schlachtfliegers Hans Ulrich Rudel in seinem so interessanten Buche: ‚Trotzdem':

„Am nächsten Morgen Einsatz auf Stalingrad, wo ungefähr zwei Drittel der Stadt von deutschen Truppen besetzt sind. Die Sowjets halten zwar nur ein Drittel der Stadt, aber dieses Drittel wird verteidigt mit einem Fanatismus, der zur Religion wird. Stalingrad ist die Stadt Stalins, und Stalin ist der Gott für diese jungen Kirgisen, Usbeken, Tartaren, Turkmenen und sonstigen Mongolen. Sie haben sich festgebissen in jedem Stück Ruine, sie lauern hinter jedem Mauerrest. Für ihren Stalin sind sie eine Garde von feuerspeienden Kriegstieren und wollen die Tiere nicht mehr, so werden wohlgezielte Schüsse aus den Pistolen der politischen Kommissare sie so oder so an die Stelle ihres Kampfes ketten. Diese asiatischen Zöglinge des integralen Kommunismus und die hinter ihnen stehenden politischen Kommissare, sie werden im zerpflügten Stalingrad gemeinsam Deutschland und die ganze Welt zwingen, den bequemen Glauben aufzugeben, daß der Kommunismus eine politische Denkform sei, wie so viele andere. Statt dessen werden sie zuerst uns und schließlich allen anderen Völkern den Beweis erbringen, daß sie Jünger eines neuen Evangeliums sind. Und so wird Stalingrad das Bethlehem unseres Jahrhunderts werden. Aber ein Bethlehem von Krieg und Haß, Vernichtung und Zerstörung.

Mit diesen Gedanken befassen wir uns, als wir Einsatz auf Ein-

satz gegen die rote Festung fliegen. Das von den Sowjets gehaltene Stück grenzt unmittelbar an das westliche Wolga-Ufer und so schleppen die Russen jede Nacht über die Wolga alles heran, was die Rotgardisten brauchen. Um einen Häuserblock, um einen einzigen Keller, um ein Stück Fabrikmauer toben erbitterte Kämpfe. wir müssen peinlichst genau werfen, denn einige Meter weiter, in einem anderen Keller, hinter einem anderen Mauerrest stehen unsere eigenen Soldaten.

Auf unseren fotografischen Stadtplänen ist jedes Haus zu erkennen, jeder bekommt sein Ziel genau auf der Fotografie mit einem roten Pfeil eingezeichnet. Wir fliegen mit dem Stadtplan in der Hand zum Angriff und keiner darf eine Bombe werfen, bevor er nicht sein Ziel und den genauen Standort der eigenen Truppe absolut erkannt hat. Wenn wir über den westlichen Stadtteil fliegen, berührt uns die dort herrschende Ruhe und das fast alltägliche Treiben ganz merkwürdig. Einschließlich Zivilisten läuft alles so umher, als wäre es in der entlegensten Etappe. Der gesamte westliche Teil ist in eigener Hand, nur der kleine Stadtteil im Osten, zur Wolga hin, hat diese russischen Widerstandsnester und ist der Schauplatz schwerster Kämpfe. Die russische Flak kann oft nur bis Mittags in voller Stärke schießen, die über Nacht herangeschleppte Munition muß ihnen gegen die Zeit wohl ausgegangen sein. Auf der anderen Wolgaseite starten die Iwans von einigen Jägerplätzen und versuchen, unsere Angriffe auf den russischen Teil Stalingrads zu erschweren. Über unser Gebiet kommen sie selten mit, sie drehen meistens sofort ab, wenn sie keine eigenen Truppen mehr unter sich haben. Unser Platz liegt in Stadtnähe und wir müssen mit dem Verband ein oder zwei große Schleifen drehen, um eine gewisse Höhe zu erreichen."

Da der Russe von jeglicher Bahnverbindung nach Stalingrad abgeschlossen war und den Nachschub unter deutschen Beschuß (Artillerie und Luftwaffe) und meist in der Nacht über die Wolga durchführen mußte, so versuchte er in fortgesetzten schweren Panzerangriffen den deutschen Sperriegel im Norden von Stalingrad einzudrücken, konnte aber immer mit hohen Verlusten abgewiesen werden, so daß er seine Versuche Ende September endgültig einstellte.

Der Kampf um die Stadt zeigte mehrere Höhepunkte, so die Einnahme der Vorstadt Orlowka am 3. Oktober, einige Tage später den Angriff auf die Kanonenfabrik Barrikady und am 14. Oktober den Angriff mehrerer Divisionen auf das Traktorenwerk Dsherschinsky.

Es gelang bis Ende Oktober, dem Russen fast 11/12 des Stadtgebietes abzuringen, doch konnte er nicht aus seinen Bunkerstellungen am steil abfallenden Wolgaufer vertrieben werden. Er setzte alles ein, um die restliche Eroberung der Stadt zu verhindern. Auch neue Angriffe mit Pionierbataillonen, die eigens mit Flugzeugen herangeholt waren, drangen zwar bis zur Wolga vor, konnten aber nach der Eroberung einiger Gebäude nicht weitergetragen werden, weil fast jedes weitere Gebäude zur Festung ausgebaut war.

Man könnte mit den Schilderungen der Kämpfe um die Stadt ganze Bücher füllen, die von der Tapferkeit unserer Truppen künden. Man muß aber auch die ungeheure Zähigkeit bewundern, mit der der Russe die Stadt verteidigte, die den Namen seines Staatsoberhauptes trug. Auf die Dauer aber hätte die Stadt bei den Schwierigkeiten des Nachschubs über die Wolga doch nicht gegen die Angriffe unserer Stoßtrupps, Artillerie und Luftwaffe gehalten werden können. Da dies der Russe selbst am besten wußte und natürlich mit dem Ergebnis hartnäckiger deutscher Gründlichkeit rechnete – abgesehen davon, daß es Hitler in seiner Rede vom 9. November 42 ankündigte – suchte er die Lösung seiner Zwangslage in dem weitzielenden Plan, die deutsche Stalingradarmee durch eine Großoffensive von zwei Ausgangspunkten her einzukesseln, um damit ‚drei große Fliegen mit einer Klappe zu schlagen', nämlich die ganze Stalingradarmee zu fangen, Stalingrad selbst zu befreien und den Weg freizumachen für einen Offensivvorstoß nach Rostow, der die ganze Kaukasusarmee abschneiden sollte. Diese Großoffensive, die nicht nur für die Stalingradarmee, sondern für die ganze Südfront von schicksalhafter Bedeutung wurde, bedarf unter der Bezeichnung November-Offensive einer eingehenden Betrachtung.

RUSSISCHE NOVEMBEROFFENSIVE

Hitler fürchtete schon sehr frühe einen solchen Versuch der Russen. So meldet das Kriegstagebuch der Wehrmachtführung vom 12. August, daß Hitler wünsche, daß „bei der Heeresgruppe B sofort deutsche schwere Artillerie und Panzerabwehr sowie ein Generalkommando mit 2 Divisionen hinter den ungarischen Sicherungsabschnitt am Don gelegt werden". Nach einer Anmerkung von Greiner*) war Hitler wegen einem Entlastungsversuch der Alliierten zugunsten der bedrängten Russen ständig in Sorge und ließ deshalb die an den Kämpfen im Kaukasus beteiligte Division Groß-Deutschland herausziehen und zwecks Abtransport nach dem Westen an das nördliche Donufer zurückführen. Da die Abwehr des Landungsversuches Dieppe auch ohne sie gelang, gab er den Plan auf und verwendete die Division weiterhin im Osten.

Folgende Eintragungen im Kriegstagebuch des WFST berichten uns besser als alle langen Ausführungen von Hitlers Sorgen und vorsorglichen Maßnahmen wegen dieser Offensive:

„16. August 1942

Der Führer ist in Sorge, daß Stalin den russischen ‚Standard-Angriff' von 1920 wiederholen könnte, nämlich einen Angriff über den Don etwa bei und oberhalb Serafimowitsch in der Stoßrichtung auf Rostow, wie ihn die Bolschewiken im Jahre 1920 gegen die weißrussische Armee des Generals Wrangel unternommen und mit größtem Erfolg durchgeführt haben. Er fürchtet, daß die an diesem Don-Abschnitt sichernde italienische 8. Armee einem solchen Angriff nicht standhalten würde, und dringt daher von neuem darauf, daß die 22. Panzer-Division schleunigst zur Auffrischung hinter die italienische 8. Armee gelegt wird.

22. August 1942

Starken Druck übt der Gegner in der noch von ihm besetzten Don-Schleife nordwestlich von Sirotinskaja aus. Daher befindet sich dort noch die Masse der 22. Panzer-Division, der Führer befiehlt aber von neuem, sie geschlossen hinter der italienischen Front einzusetzen und nach Möglichkeit auch deutsche Truppenteile in die Front der 2. ungarischen Armee einzugliedern . . .

*) Helmuth Greiner: ‚Die Oberste Wehrmachtführung', S. 400.

27. August 1942
Der Führer sieht die entscheidende Gefahr bei der italienischen 8. Armee, der nunmehr zwei deutsche Divisionen zugeführt werden sollen.

9. September 1942
Bei der Heeresgruppe B soll die Don-Front so stark wie möglich ausgebaut und vermint werden; ferner sollen aus dem Raume von Stalingrad Reserven hinter die Don-Front gezogen und dort auch noch Heeresartillerie eingesetzt werden, da der Führer im kommenden Winter mit starken feindlichen Angriffen gegen die Front der italienischen 8. Armee zum Durchstoß in der Richtung auf Rostow rechnet.

16. September 1942
Im Hinblick auf die von ihm erwarteten feindlichen Angriffe gegen den Abschnitt der italienischen 8. Armee befiehlt der Führer, daß die 22. Panzer-Div. und die 113. Inf.-Div. von der 6. Armee sofort hinter den italienischen Abschnitt verschoben werden.

6. Oktober 1942
Die rumänische 3. Armee soll am 10. Oktober zwischen der 6. und der italienischen 8. Armee am Don eingeschoben werden.

9. Oktober 1942
Der Chef Gen.St.d.H. äußert beim Lagevortrag: Die vollkommene Ruhe an großen Abschnitten der Ostfront könne noch nicht gedeutet werden. Entweder habe der Russe Verbände zur Auffrischung aus der Front gezogen oder er habe sie nur weggezogen, um sie an anderer Stelle massiert, vielleicht im Rahmen einer Winteroffensive, einzusetzen. Die Bildung eigener Reserven sei unter diesen Umständen besonders wichtig.

14. Oktober 1942
Die rumänische 3. Armee hat am 10. Oktober ihren Abschnitt am Don von Kletskaja bis etwa zum Donknie südöstlich von Kasanskaja übernommen

25. Oktober 1942
Von der rumänischen 3. Armee schlägt der Gegner an verschiedenen Stellen Brücken über den Don. Auf Anordnung des Führers

soll der eigene Stellungsbau an der Don-Front durch die Anlage von Riegelstellungen ergänzt werden.

26. Oktober 1942

Der Führer äußert von neuem seine Besorgnis über einen russischen Großangriff, vielleicht einer Winteroffensive, im Abschnitt der verbündeten Armeen über den Don auf Rostow. Grund zu dieser Besorgnis bieten unter anderem die starken feindlichen Bewegungen in diesem Raum und der an vielen Stellen durchgeführte Brückenschlag über den Don. Der Führer ordnet an, daß bei allen drei verbündeten Armeen Luftwaffen-Felddivisionen als ,Korsettstangen' eingesetzt werden sollen. Dadurch würden die in der Front eingesetzten deutschen Divisionen frei und könnten im Verein mit sonstigen zugeführten Verbänden als Reserven hinter der Front der Verbündeten bereitgestellt werden.

27. Oktober 1942

Es kommt von neuem die Gefahr eines russischen Angriffs über den Don auf Rostow zur Sprache. General Zeitzler schlägt vor, Eingreif-Divisionen, die möglichst winterbeweglich sein müßten, hinter der bedrohten Front bereitzuhalten. Hierzu werden Divisionen mit nur noch geringer Kampfkraft vorgesehen, die mit vielen schweren Waffen ausgerüstet werden sollen. Es ist zunächst beabsichtigt, die Stämme hinter dem voraussichtlichen Einsatzraum zusammenzuziehen. Diese Eingreif-Divisionen sollen den deutschen Generälen bei den verbündeten Oberkommandos unterstellt werden.

2. November 1942

Im Abschnitt der rumänischen 3. Armee ist die Zahl der neu über den Don geschlagenen Brücken ständig im Wachsen, wie von der Luftwaffe vorgelegte Bildstreifen zeigen. Der Führer erwartet daher nach wie vor einen russischen Großangriff über den Don auf Rostow. Er befiehlt starke Luftangriffe gegen die Brückenstellen und vermuteten Bereitstellungsräume in den Wäldern auf dem nördlichen Donufer.

7. November 1942

Der Chef Gen.St.d.H. berichtet beim Lagevortrag, daß nach Agentenmeldungen am 4. November in Moskau ein Kronrat mit allen Oberbefehlshabern stattgefunden habe, bei dem beschlossen

worden sei, noch in diesem Jahre eine große Offensive entweder an der Donfront oder in der Mitte durchzuführen."

Angesichts dieser Tatsachen ist es absurd zu behaupten, daß man Hitler die russischen Offensiv-Vorbereitungen wohl gemeldet, daß er jedoch nicht an sie geglaubt oder sie nur gegen die italienische Armee erwartet habe. Die Eintragung vom 26. Oktober spricht ausdrücklich von einer Winteroffensive im Abschnitt der verbündeten Armeen.*)

Wie sich aus der Weisung vom 5. April 1942 ergibt, war seinerzeit schon von Hitler angeordnet worden, daß „nicht nur auf starke Sicherung der Nordostflanke der Angriffsoperationen Bedacht genommen, sondern auch der Ausbau der Stellungen in Anlehnung an den Don begonnen werden muß. Dabei ist auf stärkste Panzerabwehr entscheidender Wert zu legen. Die Stellungen sind von vornherein auch im Hinblick auf ihre etwaige Ausnutzung im Winter festzulegen und dafür mit allen Mitteln vorzubereiten."

Wie solche echten Führerbefehle (im Gegensatz zu den erfundenen, von denen Hitler selbst nichts wußte) in der Praxis befolgt wurden, weiß jeder einfache Landser, der mit etwas kritischen Augen die Verhältnisse an der Front verfolgte; deren sinngemäße Verwirklichung stand meist im diametralen Gegensatz zur wörtlichen, die nach oben gemeldet wurde. Darin zeigten sich schon die Anfänge des ‚Widerstandes' — soweit nicht übliche Sturheit oder bürokratische Gedankenlosigkeit die Schuld trugen. Ein anderes Problem war die Verwendung der verbündeten Truppen, über deren Einsatzwert man sich natürlich auch klar war, wie sich ebenfalls aus den vorsichtigen Formulierungen der Weisung ergibt. Es ist dort von deutschen Eingreifreserven die Rede. Wie wir noch sehen werden, sind solche auch bereitgestellt worden. Die Kritiker sagen gar zu gern, „ja, aber nicht in genügendem Umfange". Nun ist das natürlich leichter gesagt, jedoch kann man wohl nicht verlangen, daß die Eingreifreserven genau so stark sind wie die Truppen selbst, die durch die Reserven gestützt werden sollen. Jeder Befehlshaber muß ja ein gewisses Maß Widerstandsfähigkeit von einer Truppe — auch von einer verbündeten — verlangen können. Es war auch nicht möglich, generell die verbündeten Truppen mit den deutschen zu mischen oder willkürlich zu gruppieren, denn Hitler mußte Rücksichten auf die Gefühle und Wünsche seiner empfindlichen Verbündeten nehmen, die einen geschlossenen Einsatz zur Bedin-

*) Wenn Hitler vorher nur von der italienischen Armee sprach, so nur deswegen, weil die rumänische Armee ihren Frontabschnitt erst am 10. Oktober übernahm.

gung gemacht hatten und jeglichen Zweifel an ihrem Kampfwert als tiefe Beleidigung angesehen hätten. Später allerdings, als das Unglück geschehen war, drehten sie den Spieß um und behaupteten, sie hätten rechtzeitig auf ihre relative Schwäche bezüglich der Ausrüstung usw. hingewiesen. Nicht alle sind so einsichtig und ehrlich, wie es in den nachstehenden Auslassungen des italienischen Marschalls Giovanni Messe in seinem Buche: ‚Der Feldzug im Osten' zum Ausdruck kommt:

„Ein besonderer Streitpunkt zwischen meinem Armeekommandanten und mir war die Frage des uns von der Heeresgruppe „B" zugewiesenen Frontsektors. Ich vertrat vom ersten Augenblick an die These, daß wir im Hinblick auf die uns zur Verfügung stehenden Streitkräfte und Mittel einen so ausgedehnten Abschnitt nicht zu akzeptieren brauchten. Diese in keinem Verhältnis zu unseren Möglichkeiten stehende Ausdehnung wurde auch bei der vorgesehenen Winter-Ruhestellung beibehalten, trotz der schlimmen Erfahrungen, die in der Augustschlacht gemacht worden waren. General Gariboldi war zweifellos derselben Auffassung wie ich und unterließ es nicht, dem deutschen Oberkommando seine Ansicht zu unterbreiten. Aber er beschränkte sich hierauf, während ich die Meinung vertrat und noch heute vertrete, daß es notwendig gewesen wäre, die Übernahme einer Aufgabe zu verweigern, die über unsere Kräfte ging und daher für die Existenz der ganzen Armee und das Ansehen unserer Waffen gefährlich war.

Dies um so mehr, als der der 8. Armee definitiv zugewiesene Sektor in einer der gefährlichsten russischen Angriffsrichtungen lag. Hitler selbst bemerkte angesichts der einen oder andern schüchternen Beanstandung unsererseits, daß dieser Abschnitt zu den wichtigsten an der Südfront zähle, und versicherte, die Betrauung der 8. italienischen Armee mit dieser Aufgabe stelle einen deutlichen Vertrauensbeweis für uns dar. Was ihn allerdings nicht daran hinderte, nach der Winterkatastrophe den Italienern die Hauptschuld aufzuladen!"

Wenn Hitler im letzten Absatz etwas sagte, was wir heute nicht gerne begreifen wollen, so deswegen, weil er wußte, daß dieser Hinweis auf die ehrenvolle Aufgabe das einzige Mittel war, um seine Verbündeten zu Höchstleistungen anzuregen. Wie diese jedoch aussahen, als es wirklich brenzlig wurde, werden wir später sehen.

Die Russen suchten sich für ihre Offensive natürlich Ausgangspunkte aus, die ihnen in vielfacher Hinsicht erhebliche Vorteile boten:

1. wo ihr Aufmarsch durch Wälder der deutschen Beobachtung weitgehendst entzogen war,
2. wo sie leichte Übergänge über den Don vorfanden oder bilden konnten,
3. wo sie den deutschen Verbündeten gegenüberstanden,
4. wo die deutschen Reserven bzw. Fronten nicht so nahe lagen.

Das war für den Offensivvorstoß aus dem Norden die Gegend zwischen der Mündung des Schoper in den Don westlich Serafimowitsch und Ssirotinskaja, für den Stoß im Süden die Gegend zwischen Beketowka und Zaza südlich Stalingrad.

Zum besseren Verständnis müssen wir die beiden Offensivvorstöße getrennt behandeln.

Im Norden erfolgte neben Scheinangriffen an der Wolgaenge am 19. 11. der Hauptangriff an zwei Punkten. Bei Kletskaja durchbrach die 3. russ. Armee die 3. rum. Armee an ihrem rechten Flügel und vernichtete das dort stehende rumänische IV. AK und konnte bis Seliwanow vordringen. Ihr Ziel war der Don nördlich Golubinskaja. Weiter westlich trat die 5. russ. Pz.Armee zwischen Serafimowitsch und Dewjatkin zum Durchbruch an, überrannte das II. rum. AK und stieß so scharf vor, daß ihre Spitze am Abend schon die Linie Kalymkoff-Gussinka erreicht hatte. Eine noch weiter westlich vorgestoßene Gruppe überschritt sogar bei Bokowskaja den oberen Tschir.

Die Russen hatten sich aber auch noch einen günstigen Zeitpunkt insofern ausgesucht, als einige Tage zuvor der Winter hereingebrochen war, und außerdem hatten sie natürlich für ihr Vorhaben ihre Angriffsmittel in einem Umfange massiert, daß ihnen nur beste deutsche oder solche Truppen hätten standhalten können, die sich der Bedeutung ihrer Aufgabe voll bewußt waren. Ein wirklich eindrucksvolles Bild der Situation gibt uns die Schilderung Schröters vom Angriffstag:

„Um Mitternacht begann der Schneesturm.

Die Temperatur sank auf sechs Grad, die Sicht war völlig genommen. Es war ein Schweinewetter und „General Winter" stand offensichtlich auf der Seite der Roten Armee.

Das Land im Raum von Kletskaja und Serafimowitsch ist wie aus einem erkalteten Guß der Schöpfung, die Erdhaut ist in bizarren Formen geronnen, tausend große und kleine Erdbuckel springen vom Schlangenlauf des Flusses den schwarzen Wäldern am Horizont zu.

Die Männer der deutschen und rumänischen Divisionen saßen in ihren Bunkern. Es gibt viele Bunker, aber die Bunker, von denen hier gesprochen wird, sind in der Mehrzahl. Es sind die namenlosen Bunker in namenlosen Gräben und mit namenlosen Männern besetzt ...

Mit einem Trompetensignal fing es an. Das war um vier Uhr morgens. Danach trommelte der „Gott des Krieges", wie Stalin die Artillerie genannt hatte. Achthundert Geschütze und Mörser warfen vier Stunden Feuer und Stahl auf die deutschen und rumänischen Stellungen.

Vier Stunden raste die Feuerwand vom Osten und wälzte sich nach Westen. Wo sie sich in die Tiefe fraß, sprangen Sandtürme, Bretter und Balken durch die Luft, brachen die Unterstände auseinander wie Kartenhäuser und taumelte die Erde in Fontänen hoch. Weißglühende Flammenwände fegten über das Land.

Die Mondlandschaft gebar feuerrote Pilze und wirbelte Äste, Beine, Balken, Körper, Metallteile, Waffen, Erdreste, Gruppen, Kompanien, Abteilungen und Regimenter unter den Schnee, den Matsch oder in die Luft.

Die Erde war in einer Breite von drei Kilometern ein Feuerloch.

Um acht Uhr kamen die Panzer.

Die Luft fing das Donnern der Motoren und das Klirren von Eisen und Stahl auf und trug sie der Gefahr, die aus dem Hinterlande kam, voran.

Die grauen Nebelwände wurden lebendig.

Die russischen Panzerwellen kamen wie auf dem Exerzierplatz. Sprenggranaten schlugen Wunden. Hundert Panzer blieben als Rauchsäulen liegen, hundert Panzer fielen durch Minen und geballte Ladungen. Das waren Lücken in der Panzerwelle, mehr aber auch nicht.

Auf den Panzern saßen Trauben von Menschen. Die Schultern hoch, die Köpfe nach vorn geneigt. Sie hatten Gewehre in den Händen und in den Taschen Handgranaten.

Die deutschen und rumänischen Batterien, die noch nicht unter der Erde lagen, feuerten, was sie konnten. Ohne Sicht, mit Sicht, allein und in Gruppen.

Wie lange seine Divisionen einem massierten Angriff standhalten könnten, hatte der Oberbefehlshaber gefragt und „Jede Kette ist nur so stark, wie ihr schwächstes Glied", hatte General Heitz, der Kommandierende General des VIII. Korps, am Vormittag geantwortet.

Das schwächste Glied in der Kette waren die Rumänen. Ihre

Stellungen wurden durch Panzer und Sturmverbände aufgerissen und durchbrochen."

Wie sich die Sache aus der Luft ausnahm, schildert uns Oberst Rudel in genau so eindrucksvoller Weise in folgendem Bericht seines Buches: ‚Trotzdem':

„In bestimmten Abständen fliegen wir auf die nördlichen Donbrückenköpfe. Der größte ist bei der Ortschaft Kletskaja, und dieser Brückenkopf auf der Westseite des Dons wird sorgsamst von der gegnerischen Abwehr behütet. Gefangene sagen aus, daß hier ein Hauptquartier eines Kommandos liegt. Er erweitert sich immer mehr und die Sowjets füllen ihn täglich mit mehr Menschen und Material an. Brückenzerstörungen von uns verzögern das, aber die Pontons lassen sich verhältnismäßig schnell ergänzen, so daß der volle Übergangsbetrieb immer bald wieder hergestellt ist. Hier oben am Don stehen größtenteils rumänische Einheiten. Nur im eigentlichen Kampfraum Stalingrad steht die deutsche 6. Armee.

Auf eine Alarmmeldung hin startet unser Geschwader eines Morgens in Richtung des erwähnten Brückenkopfes. Das Wetter ist schlecht, tiefe Wolken, leichter Schneefall, die Temperatur mag bei minus 20 Grad liegen; wir fliegen tief. Was kommt uns denn da entgegen? Wir sind höchstens auf halbem Wege. Massen in braunen Uniformen! Russen? Nein, Rumänen! Teilweise werfen sie jetzt noch ihre Handwaffen weg, um noch schneller laufen zu können; ein furchtbares Bild, wir ahnen nichts Gutes. An den Kolonnen entlang fliegen wir nach Norden, jetzt sind wir an den Artilleriestellungen unserer Verbündeten angekommen. Die Geschütze sind verlassen, nicht zerstört, Munition liegt daneben. Erst ein Stück dahinter treffen wir die ersten Sowjettruppen. Sie finden die gesamten rumänischen Stellungen vor sich verlassen. Wir greifen an mit Bomben und Bordwaffen, aber was kann es viel nützen, wenn niemand mehr auf dem Boden Widerstand leistet? Eine ohnmächtige Wut packt uns, entsetzliche Ahnungen steigen auf: Wie kann diese Katastrophe aufgehalten werden? Mit einer maßlosen Erbitterung werfe ich meine Bomben auf den Feind und streue die Garben meiner Bordwaffen in diese uferlosen gelbgrünen Angriffswellen, die uns aus Asien und der Außenmongolei entgegenbrausen. Ich habe keinen Schuß mehr übrig, auch nicht um mich gegen mögliche Jäger zu wehren. Jetzt schnell zurück um neu zu munitionieren und zu tanken: Unsere Angriffe sind bei diesen Mengen zwar nur ein Tropfen auf den heißen Stein, aber daran will ich jetzt nicht denken.

Auf dem Rückflug sehen wir wieder die flüchtenden Rumänen;

gut, daß ich keinen Schuß Munition mehr habe, um damit diese feige Flucht zu stoppen. Ihre guten Stellungen, die schwere Artillerie, ganze Haufen von Munition, alles haben sie stehen lassen und sind geflohen. Sie werden mit ihrer Feigheit eine Katastrophe über die ganze Front heraufbeschwören. Widerstandslos rollt der Sowjetvormarsch nach Kalatsch. Und mit Kalatsch schließen sie jetzt einen Halbkreis um unseren Teil von Stalingrad.

Südlich von Stalingrad verläuft die Front längs einer Seenplatte von Norden nach Süden und springt dann in die Steppe hinein. Erst nach Hunderten von Kilometern liegt in diesem Steppenmeer eine Insel: Elista, ein größerer Ort. Die Front führt ostwärts an Elista vorbei. Von dem Ort aus kontrolliert eine deutsche motorisierte Infanteriedivision den gewaltigen Steppenraum. Zwischen dieser Division und der 6. Armee in Stalingrad stehen gleichfalls Bundesgenossen. An dieser Stelle wittert die rote Armee Schwäche: besonders im nördlichen Teil des Seengebietes stoßen Sowjets durch, gegen Westen. Sie wollen den Don erreichen! Es kostet die Russen nur wenige Tage und sie stehen am Don. Dann stürmt ein roter Angriffskeil nach Nordwesten. Sie wollen Kalatsch erreichen! Da zeichnet sich das drohende Schicksal der 6. Armee deutlich ab. Im Raum Kalatsch geben sich beide russischen Angriffsgruppen die Hand und damit ist um Stalingrad der Ring geschlossen. Alles geht unheimlich schnell vor sich, viele unserer Nachschubeinheiten werden von den Russen überrollt und in seinen Zangen gefangen, bevor sie wissen, was sich vorn ereignet hat. Tragödien, namenlose Heldentaten reihen sich in diesem Zeitabschnitt aneinander. Keine einzige deutsche Einheit ergibt sich, ohne bis zur Pistolenkugel, bis zur letzten Handgranate, bis zu ihrem bitteren Ende zu kämpfen.

Wir fliegen jetzt im Kessel nach allen Seiten, wo es gerade am bedrohtesten aussieht. Der Druck der Sowjets auf die 6. Armee hält an, aber der deutsche Soldat steht. Wo ein örtlicher Einbruch gelingt, wird er abgeriegelt und im Gegenstoß wird der Feind wieder geworfen. Unsere Kameraden bieten alles auf um zu halten; sie stehen und wissen doch, daß sie rückwärts abgeschnitten sind, weil Feigheit und Verrat der roten Armee Vorschub leisteten."

Es war kein Wunder, daß die Rumänen so schnell die Flucht ergriffen, denn auch hierbei hat der Verrat eine erhebliche Rolle gespielt, wie wir später noch sehen werden. Daß es aber auch anders ging, beweist das Verhalten zweier rumänischer Divisionen unter Führung des Generals Lascar, die sich bei Raspopinskaja mit dem Rücken gegen den Don tapfer verteidigten und nicht wichen. Zugunsten der Rumänen könnte man allenfalls das Argument beach-

ten, daß sie nicht genügend mit schweren Waffen zur Abwehr der Panzer ausgerüstet waren. Dafür war aber im Raume Petrowka-Bol. Donshinka-Perelasowskij von der Heeresgruppe B das XXXXVIII. Pz.K. unter General Heim als Reserve aufgestellt worden. Als nun die Russen durchbrachen, und zwar ausgerechnet mit dem gefährlichsten Stoß dorthin, wo dieses Pz.K. als Reserve aufgestellt war, klappte der Einsatz keinesfalls, so daß den Russen überhaupt kein Halt geboten wurde. Die Verbände des Korps wurden sogar selbst von russischen Kräften eingeschlossen und konnten sich erst am 26. 11. befreien. Bevor wir auf diese höchstwichtige Angelegenheit näher eingehen, müssen wir uns mit dem Erfolg der russischen Offensive von Norden her befassen. Die Führung der Heeresgruppe B veranlaßte noch am Abend des 19. November die Einstellung der Stoßtrupptätigkeit in Stalingrad und forderte von der 6. Armee die sofortige Bereitstellung eines schnellen und starken Verbandes unter Führung des XIV. Pz.K. auf ihrem linken Flügel, der zur Hilfe in nordwestlicher oder westlicher Richtung eingesetzt werden könnte. Das dauerte natürlich eine geraume Zeit, so daß der Russe inzwischen schon dort eingetroffen war, wohin er hatte kommen wollen, nämlich in den großen Donbogen nördlich Kalatsch.

Dem Angriff der von Kletskaja herkommenden russischen Gruppen hatten weder die als Reserve aufgestellten Teile der 14. Pz.Div. noch das XI. AK standhalten können. Man mutmaßte irrtümlich, daß der russische Stoß auf die Brücke von Kalatsch zusteuern würde, doch dies tat die andere Gruppe, die am Vortag weiter westlich bis Gussinka vorgestoßen war. Sie ging über den Liska-Bach und drängte in die Seitentäler des Dobraja und Liska, um die Bahn Stalingrad-Rostow zu unterbrechen, auf der die Versorgung der 6. Armee durchgeführt wurde. Die beiden Stoßgruppen konnten sich außerdem vereinigen.

Am 21. November griff der Russe mit 40 Panzern den von der 6. Armee in aller Eile auf dem westlichen Ufer bei Kalatsch errichteten Brückenkopf an, wurde jedoch abgewiesen. Die Panzergruppe drehte nun nach Norden entlang dem westlichen Donufer bis nach Golubinskaja, wo das Hauptquartier der 6. Armee lag. Dort war erst zwei Stunden zuvor die Gefahr erkannt und der Stab alarmiert worden. In aller Eile wollte dieser nach Süden in das vorbereitete neue Quartier in Nishne-Tschirskaja verlegen, wohin General Paulus und sein Stabschef General Schmidt in Hubschraubern vorausgeflogen waren. Dem Stab selbst gelang es aber nicht, nach Süden zu kommen, da die Russen schon die Donhöhenstraße blockiert hatten. Er mußte über den Don, um an sein Ziel

zu gelangen. Inzwischen war eine andere russische Panzergruppe an der Brücke von Kalatsch angekommen und konnte durch einen Irrtum der deutschen Brückenwache die Brücke in unzerstörtem Zustand und ohne Kampf in Besitz nehmen. Schröter schildert den skandalösen Vorfall in spannender Form, doch kann der Irrtum der zur Brückensicherung eingesetzten Leute, die die angreifenden russischen Panzer für übende Beutepanzer gehalten hatten, nicht entschuldigt werden, zumal die Brückensicherung aus dem vorhergehenden Angriff auf die Brücke gewarnt sein mußte. Auch eine in der Nähe befindliche Artillerieabteilung versagte, weil niemand da war, der die Feuererlaubnis gab. Beide Pannen passen nicht in das übliche Heldenschema. Man würde nicht viel Worte darüber verlieren, wenn die Brücke nicht von höchster strategischer Bedeutung gewesen wäre. Jeder Versuch, sie wieder zu nehmen, scheiterte. Den im großen Donbogen eingeschlossenen deutschen Kräften fehlte der Übergang, um sich zu retten.

Nun müssen wir uns dem russischen Vorstoß aus dem Süden zuwenden, der einen Tag später, am 20. 11., begann. Er wurde von der 51. russischen Armee geführt. Während sie bei dem deutschen IV. AK kein Glück hatte, suchte sie sich den linken Flügel der 4. rum. Armee aus und stieß von Krassnoarmejsk zwischen der 1. und 20. rum. Division gegen die Höhen nordwestlich Tundutowo vor. Ein weiterer Stoß kam aus der Gegend nördlich Zaza und erreichte schon am 22. 11. Abganerowo. Wieder wurden die rum. Armeekorps hart angeschlagen bis auf das VII. AK, das bei Malyje Derbety stand und vom Angriff verschont blieb. Die bis Businowka vorgedrungene Stoßgruppe setzte am 21. November ihren Angriff fort und konnte sich schon am 22. mit den bei Kalatsch über den Don vorgedrungenen Kräften der nördlichen Angriffsarmee vereinigen, so daß also die ganze 6. Armee in einem Kessel eingeschlossen war, soweit sich nicht Teile von ihr noch außerhalb befanden und sich an den Tschir retten konnten. Die Einschließung konnte auch nicht von der im Süden von Stalingrad stehenden 4. Pz.Armee verhindert werden, da die russische Stoßkraft zu stark war. Die 4. Pz. Armee wurde der 6. Armee unterstellt und das AOK der Armee mit den ihm verbliebenen Kräften nach Zymljanskaja zurückverlegt.

Es ist hier nicht möglich, alle Einzelheiten dieses fürchterlichen Unglücks aufzuzeichnen, das über die deutschen Armeen hereingebrochen war, doch soll hier wieder ein Stimmungsbild eingeschaltet werden, mit dem uns Schröter plastisch das wenig schöne Verhalten der Etappe schildert:*)

*) Schröter: „Stalingrad . . . bis zur letzten Patrone", S. 65/66.

„Das große Flüchten begann. Die Masse der rückwärtigen Dienste, Nachschubeinheiten und Trosse trieb in zügellosem Strom nach Süden. Es war immer wieder das gleiche traurige Bild, mit jenen unerfreulichen Begleiterscheinungen, wie sie dann in Erscheinung treten, wenn hinter der kämpfenden Truppe plötzlich Panzer auftauchen.

Das große Flüchten war auf beiden Seiten des Stromes.

Auf der Westseite des Don gerieten die rückwärtigen Dienste der 376., 384. und 44. Infanterie-Division in den Strudel, die Fahrzeuge dieser Divisionen gingen verloren, sämtliche Lager fielen in russische Hand. Die Divisionen waren über Nacht arm geworden.

Östlich des Don trieben die Angehörigen der 1. rumänischen Kavallerie-Division nach Süden und das gleiche Bild wie auf der Donhöhenstraße bot sich im Raum südlich von Beketowka.

Sie hatten meistens keine Panzer zu Gesicht bekommen, sie hatten nicht im Artilleriefeuer gelegen und waren nicht durch Kavallerie-Truppen der sowjetischen Stoßkräfte aufgescheucht. Durchfahrende Einheiten und Einzelfahrzeuge versetzten sie in jene Panikstimmung, die sie Hals über Kopf davonrennen ließ. Ein einziges Wort, eine Geste, ein Schuß, das Geklirr von Raupen- und Kettenfahrzeugen genügte, um Weltuntergangsstimmung zu erzeugen.

Am 20. November sprang ein rumänischer Oberst aus dem Personenkraftwagen, er wollte die Fahrtrichtung nach Bukarest wissen. Das war auf der Donhöhenstraße bei Kalatsch.

In Lio-Logowski lag eine Bäckerei-Kompanie und daneben ein Werkstattzug. „Panzer" schrie einer und die dreihundert Mann der Bäckerei-Kompanie und des Werkstattzuges ließen alles stehen und liegen, um nach Süden bis zur Sowchose „10. Oktober" zu flüchten. Es stellte sich heraus, daß ein deutsches Gefechtsfahrzeug mit einem Raupenschaden die Werkstatt-Kompanie aufsuchen wollte. Auf dem Kühler des Fahrzeuges saß ein Russe, der den Weg weisen konnte.

Man könnte die Situationen in diesen Tagen verhundertfachen, im Ergebnis wären sie immer die gleichen. In vier und fünf Reihen jagte der Zug der Kopflosen über Wege und Steppe. Niemand nahm auf den anderen Rücksicht. Der Schnellere überholte den Langsamen, Zugmaschinen und Raupenfahrzeuge fuhren „ohne Rücksicht auf Verluste"; wer nicht zur Seite sprang, lag unter den Rädern.

Vor der Donbrücke Tschir erreichte der Flüchtlingsstrom eine Breite von fünfhundert Metern, in dreißig Reihen nebeneinander warteten hier Tausende von Fahrzeugen.

Ein Ziel für Bombenangriffe, wie in einem Bilderbuch. Diese

Tage waren die Geburtsstunden der „Verlorenen Haufen". Überall entstanden sie, wo Gefahr im Anzug war und die Abwehr durch aktive Truppenkräfte fehlte. Ihre Schöpfer begannen die Aufgabe in jenem Stil, der sich in den späteren Monaten und Jahren immer mehr herausbilden sollte. Die Rückzugsstraße erlebte ihre Geburt und an der Wiege stand eine Handvoll Offiziere, die immer dann zur Stelle waren, wenn die große Not begann. Das war vor der Donbrücke in Nishni-Tschirskaja so und auch dahinter, links davon und rechts.

Alle Kraftfahrzeuge wurden angehalten, was darauf saß, heruntergeholt und nur der Fahrer bei seinem Wagen gelassen. Das geschah mit Befehl und ohne Befehl, meistens aber aus eigenem Verantwortungsbewußtsein.

Da war der Hauptmann Goebel, der aus den zurückflutenden Truppen eine Kampfgruppe bildete und damit begann, den Brükkenkopf westlich des Don mit nach Norden gerichteter Front aufzubauen, zu besetzen und zu halten. Ein paar Offiziere halfen ihm dabei und so schuf er sich in wenigen Stunden eine Art Stab, beschlagnahmte alle Waffen, alle Munition, und hatte in knapp einem halben Tage eine Kampfgruppe von dreitausend Mann zusammen. Sie kannten sich nicht untereinander und waren keineswegs kampfgewohnt, denn es handelte sich ja zum größten Teil um Trosse und rückwärtige Dienste, die vor den russischen Panzern auf der Flucht waren. Aber Hauptmann Goebel war eine Landsknechtsgestalt, um die sich ein Haufen schon scharen konnte. Nachschubverbände, Straßen- und Brückenbau-Pioniere, Urlauber, Polizei, Gendarmerie, Werkstatt-Kompanien und Eisenbahn-Formationen bildeten die „Truppe" des I. Verbandes, und dieser Haufen brachte es tatsächlich fertig, seine Front zunächst nur mit leichten Waffen gegen Infanterieangriffe zu halten und später mit ein paar schweren Waffen gegen schwere Panzervorstöße zu verteidigen.

Wer fiel, fiel als namenloser Soldat. Wenn eine Haubitze, eine Pak oder sonst eine schwere Waffe eintrudelte, wurde das im Kampfgruppenbefehl erwähnt, so wichtig war das. Aus diesem Haufen wurde die „Kampfgruppe Goebel", aus der Kampfgruppe nach sechs Tagen eine Art Division, und diese Division übernahm eines Tages Oberst Adam, der Adjutant des Oberbefehlshabers der 6. Armee, und von dieser Stunde an hieß sie ‚Division Adam'."

Was sagte man im Führerhauptquartier zu dieser fürchterlichen Situation und wie suchte man ihr zu begegnen? Hierzu brauchen wir nur auf das Buch Heusinger's: ‚Befehl im Widerstreit' zurückgreifen, worin er dies in wortgetreuer Wiedergabe schildert, denn

er kann sich selbst 8 Jahre später noch genau daran erinnern. Wahr muß seine Schilderung auch sein, denn als frommer Mann stellt er seinem Buche einen Spruch aus der Bibel voraus. Er schreibt vom 19. November:

„Ferngespräch des Chefs des Generalstabes des Heeres mit dem diensttuenden Adjutanten Hitlers

... Melden Sie dem Führer, sobald er aufgestanden ist, daß heute morgen ein starker russischer Angriff gegen die Donfront der dritten rumänischen Armee westlich Stalingrad begonnen hat. Die Reserve der Armee, das Panzerkorps Heim, ist alarmiert und in Bewegung gesetzt, um eingreifen zu können. Ich bin heute eine halbe Stunde früher zum Mittagsvortrag dort. Sorgen Sie dafür, daß ich den Führer dann sofort sprechen kann.

Abendvortrag im Führerhauptquartier bei Rastenburg

Der Chef des Generalstabes: Ich bin heute abend noch einmal zum Vortrag gekommen, mein Führer, weil sich die Lage erheblich verschärft hat. Seit dem frühen Nachmittag haben auch gegen die 4. rumänische Armee südlich Stalingrad Angriffe oder wenigstens Vorläufer von Angriffen eingesetzt. Genauere Meldungen liegen noch nicht vor. Doch darf man die Widerstandskraft dieser Armee nicht allzu hoch einschätzen; sie steht auf sehr breiter Front und in völlig offenem Gelände.

Hitler: Ja, wenn man sich auf niemand mehr verlassen kann, wie soll man da führen? Wie steht es denn bei der 3. rumänischen Armee?

Der Chef des Generalstabes: Das Bild ist nicht klar. Sicher ist, daß der Russe zwei tiefe Einbrüche erzielt hat. Ob die Rumänen dazwischen und an den Eckpfeilern noch halten, war bisher nicht festzustellen. Das Korps Heim soll die Einbruchstellen nacheinander bereinigen. Hoffentlich gelingt es ihm.

Hitler: Der General Heim hat zwei Panzerdivisionen. Damit wird er doch, weiß Gott, die Lage wieder herstellen können. Was wird denn der Russe groß an Kräften eingesetzt haben? Passen Sie auf, es wird ebenso sein wie vor Moskau. Aber wenn die Front nicht hält ... !

Der Chef des Generalstabes: Die Rumänen standen in sehr breiten Abschnitten, mein Führer. Dazu kam starker Nebel. Heim hat ja auch eine rumänische Panzerdivision, die noch nicht im Kampfe war. Ich habe vorsorglich der Heeresgruppe befohlen, alle irgend

greifbaren Alarmeinheiten sofort heranzuführen, um sie für alle Fälle verfügbar zu haben. Sie hatte es schon von sich aus angeordnet. Von der 6. Armee müssen wir außerdem heranholen, was irgend möglich ist.

Hitler: Sie darf sich aber bei Stalingrad nicht zu sehr schwächen. Daß mir bloß da nichts passiert!

Der Chef des Generalstabes: Nein, mein Führer. Nach allen Anzeichen fürchte ich jedoch, wir werden mit einer zweiten Angriffsgruppe südlich Stalingrad rechnen müssen. Es muß daher alles getan werden, daß der Russe seine beiden Stoßkeile westlich der Stadt nicht vereinigt.

Hitler: Das werden wir doch noch zu verhindern wissen. Das wäre ja gelacht! Überlegen Sie sich, Zeitzler, was wir noch tun können, und dann wollen wir bis morgen abwarten."

Vom 20. und 21. weiß Heusinger nichts zu berichten, weil sich scheinbar nichts Wesentliches ereignet hat. Er fährt also mit dem 22. 11. fort:

„22. November 1942
Abendvortrag im Führerhauptquartier bei Rastenburg

Der Chef des Generalstabes: ... Mein Führer, die beiden russischen Armeen haben sich westlich Stalingrad vereinigt. Damit ist unsere 6. Armee eingeschlossen.

Hitler: Das ist eine Schweinerei! Wozu habe ich dem General Heim zwei Panzerdivisionen in die Hand gegeben? Was haben die denn gemacht? Nichts, rein gar nichts! Eine Schande, so was! Weder gegen die eine noch gegen die andere Einbruchstelle sind sie wirksam geworden. – Keitel, entheben Sie sofort General Heim seines Postens und lassen Sie ihn augenblicklich herkommen! Das muß kriegsgerichtlich untersucht werden. Ich werde den Herren zeigen, daß auch sie ihre Pflicht zu tun haben und zur Rechenschaft gezogen werden.

Der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht (Keitel, d. V.): Jawohl, mein Führer, man wird durchgreifen müssen, damit sich so etwas nicht wiederholt.

Der Chef des Generalstabes: Die Ereignisse überstürzten sich. Ob ein Verschulden vorliegt, muß sich erst erweisen.

Hitler: Das werden Sie schon sehen, Zeitzler. Keitel, teilen Sie auch Antonescu mit, daß gegen den General Heim ein kriegsgerichtliches Verfahren eingeleitet ist. Ich möchte nicht, daß er denkt, seine Armee trüge allein die Schuld. Wo ist übrigens Paulus?

Der Chef des Generalstabes: Er befindet sich zur Zeit noch west-

lich Stalingrad, außerhalb der Einschließungslinie, wo er versuchte, den Stoß von Norden abzufangen.

Hitler: Er hat sich augenblicklich nach Stalingrad hineinzubegeben!

Der Chef des Generalstabes: Das ist selbstverständlich seine Absicht.

Hitler: Erteilen Sie nochmals den ausdrücklichen Befehl! Ich will ganz sicher gehen. – Und dann wollen wir die Ost- und Nordfront Stalingrads dem General von Seydlitz unterstellen. Das ist der härteste Mann dort, und er kennt solche vorübergehenden Einschließungen von Demjansk her. – Ich habe mich angesichts der Lage entschlossen, einen Wechsel in der Führung der Heeresgruppe eintreten zu lassen. Feldmarschall von Weichs kann nicht die ganze Front von Liwny bis südlich Stalingrad führen. Das ist zuviel. Ich möchte beiderseits Stalingrad ein neues Heeresgruppenkommando einschieben, wie es ursprünglich für Antonescu vorgesehen war. Wir nehmen am besten Manstein dafür. Zum Angriff auf Leningrad kommen wir doch nicht so bald. Er kann also dort freigemacht werden.

Der Chef des Generalstabes: Ich bin sehr einverstanden, mein Führer. Das ist sicher eine gute Lösung.

Hitler: Was können wir sonst noch tun, Zeitzler?

Der Chef des Generalstabes: Wir können den Ring im Augenblick nicht sprengen. Wir haben keine Reserven mehr. Es muß zunächst alles versucht werden, die Front westlich des Kessels wieder aufzubauen, um ein weiteres Abbröckeln nach Westen zu verhindern. Die Heeresgruppe bemüht sich darum mit allen Kräften. Ich bitte aber drüber hinaus, zu klären, welche Kräfte aus dem Westen zugeführt werden können. Ich habe schon Eisenbahnmaterial bereitstellen lassen. Ich prüfe ferner die Versorgungslage der 6. Armee und den Nachschubbedarf. Wir werden wieder mit Luftversorgung arbeiten müssen. Ob wir sie lange Zeit gewährleisten können, muß die Luftwaffe entscheiden. Ich glaube nicht daran. Ich lasse außerdem die Möglichkeit eines Entsatzangriffes berechnen. Von beiden Fragen wird der weitere Entschluß abhängig sein. Er muß in den allernächsten Tagen fallen. Wir dürfen keine Zeit verlieren, sonst schafft die 6. Armee einen Durchbruch nach Westen nicht mehr.

Hitler: Wer redet von Durchbruch?"

Vom 23. 11. erzählt uns Heusinger wiederum nichts – aber es reicht uns! Was berichtet aber Schröter, der es ja auch genau wissen muß, denn er hatte schon „seit 1943 alle offenen und geheimen Unterlagen der obersten deutschen Führung" im Besitz. Danach schickte Hitler

unter Umgehung der Heeresgruppenführung direkt wenig sinnvolle Telegramme an den General Heim, der die Reserve hinter den Rumänen, das XXXXVIII. Pz.K., führte. Ein Telegramm in der Nacht vom 19. auf 20. 11. lautet:

„XXXXVIII. Pz.K. sofort nach Norden, ohne Rücksicht auf Flanken und Rücken in den Feind hineinstoßen".

Ein weiteres am 20.:

„XXXXVIII. Pz.K. nicht nach Norden, sondern nach Nordosten weiterstoßen, Rumänien befreien".

Am 21. November nachmittags das folgende an General Paulus nach Nishne Tschirskaja:

„Der Oberbefehlshaber begibt sich mit seinem Stab nach Stalingrad. Die 6. Armee igelt sich ein und wartet weitere Befehle ab".

Am 21. nachts ebenfalls an Paulus:

„Der zwischen Wolga und Don verbleibende Truppenverband der 6. Armee hat sich als Festung Stalingrad zu bezeichnen".

Was macht Gen. Major Doerr aus diesen ‚Unterlagen'? Er baut auf ihnen und einer Meldung des General Paulus vom 22. 11. abends 18,00 Uhr*)
an die Heeresgruppe B, daß seine Armee eingeschlossen sei, eine Kritik auf, die in ihrer Unrichtigkeit und Besserwisserei überhaupt nicht zu übertreffen ist. Wir müssen sie wörtlich zitieren, denn man kann das nicht mit wenigen Worten so darstellen, um es dem Leser in seiner ganzen Bedeutung begreiflich zu machen:**)

„Armee eingeschlossen". — Das war nicht ganz richtig. Die Armee war umstellt. Das ist weniger endgültig als „eingeschlossen" und enthält unausgesprochen die selbstverständliche Notwendigkeit, sich aus der unangenehmen Lage zu befreien, bevor eine Einschließung daraus wird. Vorläufig waren die Kräfte des russischen Ringes noch nicht stark genug, um die Umstellung zur Einschliessung zu verdichten und zu festigen. Es ist daher nicht ohne weiteres zu verstehen, daß der O.B. der 6. Armee in einem so kritischen Moment und in einer Meldung von so weittragender Bedeutung nicht als das Wesentliche in den Vordergrund stellte, wie er gedachte, sich aus dieser Lage zu befreien. Dieser in einer schwächlichen Eventualform ausgedrückte Gedanke geht aber in der nicht gerade sehr ausdrucksvollen Meldung in vielen Einzelheiten verloren und wird in den Hintergrund gestellt durch die klar formulierte Absicht, den Raum von Stalingrad bis zum Don zu halten.

*) Wortlaut Seite 87
**) Hans Doerr: „Der Feldzug nach Stalingrad" — Seite 70

Bis zu einem gewissen Grade wird diese Art von Meldung erklärt durch Vorgänge, die sich am 21. 11. abspielten. Als das A.O.K. etwa 14.00 Uhr die Meldung erhielt, daß von Kalatsch her feindliche Panzer auf der sogenannten Don-Höhenstraße auf Golubinskaja vorgingen, machte die Führungsstaffel des A.O.K. 6 Stellungswechsel nach Nishne Tschirskaja. Am späten Nachmittag traf dort ein Funkspruch Hitlers ein, der lautete:

> „Der O.B. begibt sich mit seinem Stab nach Stalingrad. Die 6. Armee igelt sich ein und wartet weitere Befehle ab."

Bevor also die 6. Armee überhaupt eingeschlossen war, befahl ihr der Oberste Befehlhaber der Wehrmacht, nichts gegen den Feind zu unternehmen, der ihr dieses Schicksal zugedacht hatte. Noch bevor die 6. Armee umstellt war, nämlich in der Nacht von 21./22. 11. erhielt sie den Befehl Hitlers, sich „Festung Stalingrad" zu nennen.

Am 22. 11. nachmittags war die 6. Armee vom Feinde umstellt. Aber schon vorher waren der O.B. und der Chef d.Gen.St. dieser Armee durch den Befehl des Obersten Befehlshabers der Wehrmacht ihrer geistigen Freiheit beraubt. Das ist der Schlüssel zu der Funkmeldung des Generals Paulus am 22. 11., 18,00. Denn daß ein so erfahrener und kluger Führer wie der O.B. der 6. Armee nicht den vollen Ernst der Lage spätestens am 22. 11. nachmittags erkannt haben sollte, ist kaum anzunehmen. Eins scheint allerdings dem A.O.K. 6 nicht von allem Anfang an klar gewesen zu sein: Die absolute Unmöglichkeit, die Versorgung der Armee auf dem Luftwege durchzuführen.*)

*) Tagebuch des damaligen O.B. Luftflotte 4, Generaloberst Frhr. v. Richthofen, vom 21. 11. 42: „6. Armee glaubt, in ihrem Igel durch die Flotte versorgt werden zu können. Mit allen Mitteln wird versucht, ihr zu beweisen, daß das nicht geht; . . ." „Im gleichen Sinne bei ObdL., OKH. und H.Gr. gewirkt." (Mitteilung des Oberst i. G. a. D. Christ, damals Chef Gen.St. der Luftflotte 4.)"

Auf die Meldung von der Einschließung der 6. Armee gab der Oberste Befehlshaber der Wehrmacht am 22. 11. abends den Befehl: „6. Armee igelt sich ein und wartet Entsatz von außen ab."

Nun bitte ich aber um Entschuldigung, wenn ich nochmals von vorne anfange und Ordnung in eine Sache bringe, die von allen drei Herren in so leichtfertiger Weise durch gröbliche Entstellungen — gelinde ausgedrückt — in höchste Unordnung gebracht wurde. Was der Leser mehr von solchen Methoden der Berichterstattung über höchst wichtige Dinge halten will, muß ihm selbst überlassen bleiben. Also:

1. Hitler war weder am 19. noch am 20. noch am 21. noch am 22. 11. im Führerhaupquartier, sondern war am 7. November nachmittags nach München bzw. Berchtesgaden gefahren und erst am

Vormittag des 23. November nach Rastenburg zurückgekehrt. Die Russen hatten sich also auch in der Hinsicht einen geeigneten Zeitpunkt für ihre Offensive ausgesucht, denn bekanntlich springen die Mäuse gern auf den Tischen herum, wenn die Katze nicht zuhause ist. Später werden wir noch erfahren, wie die Russen prompt immer zu wissen bekamen, wo sich Hitler täglich aufhielt.

2. Hitler kann also gar nicht jene von Herrn Heusinger erfundenen Gespräche mit dem Chef des Generalstabs geführt und auch gar nicht jene Funktelegramme in die Weltgeschichte hinausgejagt haben, die ihm Schröter unterstellt. Auch Keitel kann nicht jene Antwort gegeben haben, mit der er offensichtlich lächerlich gemacht werden soll, denn er und Jodl waren ebenfalls bis zum 24. 11. in Berchtesgaden.
3. Hitler kann also gar nicht die Fehler gemacht haben, die ihm unterschoben werden und kann auch nicht Paulus vor der Einschließung der 6. Armee seiner geistigen Freiheit beraubt haben und was er alles noch derlei Blödsinn getan haben soll. Wir wollen also einmal schön der Reihe nach und der Wahrheit gemäß feststellen, wie sich alles abspielte:

Am 19. November

beginnt in der Frühe der russische Angriff aus dem Norden,
treffen — nach dem Tagebuch des Wehrmachtführungsstabes — „von dem (im Hauptquartier des Oberkommandos des Heeres in Ostpreußen zurückgebliebenen) Chef GenStdH alarmierende Nachrichten über die vom Führer seit langem erwartete, heute morgen an der Don-Front im Abschnitt der rumänischen 3. Armee losgebrochene russische Offensive ein",
früh soll (nach Schröter) das Pz.K. des Generals Heim alarmiert worden sein, denn er habe das Trommelfeuer gehört und die Heeresgruppe B telefonisch um einen Einsatzbefehl in Richtung Kletskaja gebeten. (Das weitere Geschehen um das Pz. K. des General Heim wollen wir später gesondert behandeln. d.V.)
Abends 22,00 Uhr beauftragt die Heeresgruppe B die Führung der 6. Armee, eine Entlastungsarmee aufzustellen, die zur 3. rum. Armee nach Nordwesten stoßen soll.

Am 20. November

stehen die Russen mit ihrer nördlichen Stoßgruppe auf der Linie Werchn. Businowka-Ostrow,
meldet der Chef GenStdH an Hitler, daß die Russen bei der rum.

3. Armee tief eingebrochen sind und die Lage noch nicht zu übersehen sei,
befiehlt Hitler am Nachmittag den Abtransport des AOK 11 (Manstein) von Witebsk zur Heeresgruppe B zwecks Einsetzung als Heeresgruppenkommando Don, (also nicht erst am 22. November, wie Schröter und Heusinger behaupten. d.V.).

Am 21. November

nachmittags fliegt Paulus von Golubinskaja nach Nishne Tschirskaja,
trifft die östliche Angriffsgruppe der Russen am Don nördlich von Golubinskaja ein,
langt die westliche Angriffsgruppe der Russen am Don bei Kalatsch an und nimmt ohne Kämpfe die Brücke,
sehen Paulus und sein Stabschef am Spätnachmittag schon die Einschließung voraus und machen sich Gedanken über die Alternative: Igelung oder Ausbruch. Sie neigen zur Igelung und geben dieser Absicht in Telefongesprächen Ausdruck. Von denen hörte offenbar Schröter und machte daraus Funkbefehle Hitlers, die nach dem folgenden tatsächlich gegebenen Funkbefehl vorher gar nicht gegeben worden sein können.
Befiehlt am Abend Hitler, daß die 6. Armee den westlichen und südlichen Eckpfeiler ihrer Stellung unter allen Umsänden zu halten hat. Die hinter der rum. 3. Armee stehende 22. Pz. Div. soll durch Angriff nach Norden Verbindung mit der rum. 1. Pz. Div. suchen. Die um Kalatsch eintreffenden Teile der 6. Armee sollen nach Nordwesten angreifen.

Dieser Befehl deckt sich mit dem Befehl, den die Heeresgruppe B am 21. 11. nachmittags 15,25 Uhr der 6. Armee zugehen ließ, und der dort in der Nacht vom 21. auf 22. November ankam:

„*6. Armee hält trotz Gefahr vorübergehender Einschließung. Befehlsübernahme über IV. A.K. und Reste rum. VI. A.K. vorbereiten. Bahnlinie möglichst lange offenhalten. Über Luftversorgung folgt Befehl.*“

Darnach hoffte man also im Führerhauptquartier und bei der Heeresgruppe immer noch, daß die 6. Armee die völlige Einschliessung verhindern könne. Es ist also völlig ausgeschlossen, daß Hitler vorher der 6. Armee die von Schröter behaupteten Telegramme zugehen ließ, wenn zu dieser Zeit die obere Führung noch an den Erfolg einer Gegenoffensive auf dem Westufer des Don hoffte. Das ergibt sich auch aus einem weiteren Befehl der Heeresgruppe B,

den diese in der Nacht des 22. November früh 0,30 Uhr an Paulus schickte, welcher aber erst am Nachmittag des 22. 11. dort eintraf, als die Einschließung schon erfolgt war. Dieser Befehl wies die Armee an, auf dem Westufer des Don in nordwestlicher Richtung anzugreifen, mit dem XI. A.K. die Stellung am Don zu halten und den Gefechtsstand in das Gebiet nordwärts Kalatsch zu verlegen.

Am 22. November

nachmittags schließen die Russen den Ring um die Stalingrad-Armee.
Um 18,00 Uhr schickt Paulus folgende Meldung an die Heeresgruppe B:

„*Armee eingeschlossen. Ganzes Zarizatal, Eisenbahn von Sowietskij bis Kalatsch, dortige Donbrücke, Höhen auf dem Westufer Don bis Golubinskaja, Olskinskij und Krainij trotz heldenhaften Widerstandes in Händen der Russen. — Weitere Kräfte vorgehen von Südosten über Businowka nach Norden und besonders stark vom Westen. — Lage bei Ssurowikino und Tschir unbekannt. — Stalingrad und Nordfront starke Spähtrupptätigkeit, Angriffe auf IV. A.K. abgewiesen und bei 76. I. Div. — Dort kleinere Einbrüche. — Armee hofft Westfront östlich Don am Golubaja Abschnitt aufbauen zu können. Südfront ostwärts Don noch offen. Ob sie durch starke Schwächungen Nordfront zum Aufbau dünner Linie von Karpowka über Marinowka, Golubinskaja zu schließen ist, erscheint fraglich. — Don zugefroren und überschreitbar. — Betriebsstoff bald aufgebraucht. Panzer und schwere Waffen dann unbeweglich. Munitionslage gespannt. Verpflegung reicht für 6 Tage. — Armee beabsichtigt verbliebenen Raum von Stalingrad bis Don zu halten und hat hierzu alles eingeleitet. Voraussetzung ist, daß Schließung der Südfront gelingt und reichliche Verpflegung zugeflogen wird. — Handlungsfreiheit für den Fall, daß Igelbildung nicht gelingt. Lage kann dann zwingen, Stalingrad und Nordfront aufzugeben, um mit ganzer Kraft Gegner an Südfront zwischen Don und Wolga zu schlagen und hier Anschluß an 4. Pz. Armee zu gewinnen. Angriff nach Westen wegen starkem Feind und Geländeschwierigkeiten nicht erfolgversprechend.*

gez. Paulus."

Am 23. November

18,45 Uhr schickt die Heeresgruppe B ein Fernschreiben an das OKH, worin sie Hitler den Ausbruch der 6. Armee vorschlägt. (Wir werden das Fernschreiben beim Kapitel ‚Ausbruch' bringen.)

Am 24. November

bittet Paulus in einem Fernschreiben Hitler um die Genehmigung zum Ausbruch. Auch dessen Wortlaut folgt im Kapitel ‚Ausbruch'. Erhält Paulus durch Funk die Mitteilung Hitlers, daß er die Stalingrad-Armee im Kessel zusammenfassen wolle.

So verlief das Geschehen dieser tragischen Tage chronologisch und in Wahrheit richtig, und alle falschen Schlußfolgerungen — aus reinem Anti-Hitlerkoller geboren — fallen in sich zusammen. Nun bleibt uns noch die Aufgabe, Ordnung in der Darstellung über die Aktion Pz.K. Heim zu bringen, das den Ansturm der Russen aufhalten sollte.

DAS XXXXVIII. PANZERKORPS HEIM

Leider kann ich mich in diesem Falle nur auf die Darstellungen von Schröter und Doerr stützen, und diese gründen sich wiederum nur auf die Angaben des Generalmajors Heim selbst. Es fehlt uns also eine gewisse Kontrollmöglichkeit, und wir sind darauf angewiesen, unser eigenes Urteil zu bilden. Zunächst wird bezüglich der Stärke ausgeführt, daß es sich um gar kein reguläres Panzerkorps gehandelt habe, weil die zu ihm gehörigen Verbände, die 22. Pz.Div. und die rum. 1. Pz.Div. viel zu schwach ausgerüstet gewesen seien. Erstere habe nur 44 Panzer selbst und weitere 30 bei verschiedenen Infanteriedivisionen gehabt. Die rum. Panzerdivision sei nur eine motorisierte Infanteriedivision mit 40 Beutepanzern gewesen.

Schröter sagt nun, daß die Heeresgruppe B sich für den Einsatz des Korps ostwärts Makejewka entschlossen habe, was aber nicht gut sein kann, denn dies liegt ja einige hundert Kilometer südwestlich vom Bereitstellungsraum. Dieser lag im Raume Petrowka — Bol. Donshinka — Perelasowskij. Heim erhielt auf seinen Wunsch von der Heeresgruppe die Genehmigung zum Vorgehen nach Norden in Richtung Kletskaja, weil man von dort den Hauptstoß erwartete. Um 11.00 Uhr (am 19. 11.) habe das Korps plötzlich vom OKH den Befehl bekommen, nicht nach Nordosten (Kletskaja), sondern nach Nordwesten in Richtung Blinoff vorzustoßen, um der von Serafimowitsch kommenden russischen Angriffsgruppe in die Flanke zu stoßen. Doerr und Schröter geben den Schwierigkeiten dieser Linksumwendung (als ob diese auf der Stelle hätte erfolgen müssen) die Schuld, daß die beiden Divisionen getrennt wurden, so daß die auf Sirki zustoßende 1. rum. Pz.Div. rechts von der von Serafimowitsch kommenden russischen Angriffsgruppe und auf die Ust Medweditzkij zustoßende Panzerdivision links davon bzw. von dem Strudel des russischen Angriffs erfaßt wurden, sich nach allen Seiten gegen den Feind wehren mußten und dadurch fest lagen. Es erhielt den Befehl der Heeresgruppe B, sich vom Feind zu lösen und sich südlich des Kurtlak-Flusses wieder zu sammeln. Das konnte aber nur die 22. Pz.Div. tun, da die 1. rum. Pz.Div. wegen Unterbrechung der Funkverbindung nicht erreichbar gewesen sein soll. Nun befahl Hitler am 21. 11. um 22.00 Uhr, daß die 22. Pz.Div. nach Norden stoßen und Verbindung mit der 1. rum. Pz.Div. auf-

nehmen solle. Ob es stimmt, daß der Befehl weiter dahingehend lautete, daß das wiedervereinigte Korps bis zu den bei Raspopinskaja am Don eingeschlossenen Divisionen des Generals Lascar vorstoßen sollte, kann ich nicht beurteilen, weil das Tagebuch des WFSt davon nichts erwähnt. Jedenfalls trat die 22. Pz.Div. nach Norden an, blieb jedoch nordwestlich Perelasowkij wegen angeblichem Brennstoffmangel und starkem Feindwiderstand liegen und wurde erneut eingeschlossen. Daran hätten auch die angeblichen Funkbefehle Hitlers, die das Korps in alle Richtungen dirigieren wollten, nichts ändern können.

Am 26. 11. habe sich die Gruppe Lascar zur 1. rum Pz.Div. durchschlagen können, und man sei dann vereint nach Süden in Richtung Tschernyschewskaja durchgebrochen.

Hitler sah in diesem völlig erfolglosen Einsatz des Korps ein Versagen seines Kommandeurs und gab daher am 5. 12. an das höhere Offizierkorps folgenden Erlaß, der uns die Angelegenheit vom Standpunkt der anderen Seite aus sehen läßt:

„Der Führer und Oberste Befehlshaber des Heeres

5. 12. 42

Im Zuge der Operation gegen Stalingrad ergab sich schon seit Oktober die Gefahr einer Bedrohung der weitgedehnten nördlichen Flanken unserer Angriffsfront.

Im Laufe der ersten Novemberhälfte begann sich ein drohender Angriff gegen die 3. rumänische Armee abzuzeichnen. Um ihm zu begegnen, wurde auf meinen Befehl die 22. Panzer-Division hinter den rechten Flügel der 3. rumänischen Armee gezogen und dort unter Angliederung der 1. rumänischen Panzer-Division als XXXXVIII. Panzerkorps unter den Befehl des Generalleutnants Heim gestellt.

Dieses Panzerkorps hatte den Auftrag, im Falle eines feindlichen Angriffs oder Durchbruchs sofort zum Gegenstoß anzutreten und damit unter allen Umständen zu verhindern, daß der rechte Flügel der 3. rum Armee eingedrückt würde.

Die Kräfte, die damit den angreifenden Feind gegenüberstanden, waren außerordentlich starke.

Schon der Aufmarsch und der Zustand der 22. Panzer-Division gibt zu stärkeren Beanstandungen Anlaß.

Von der großen Zahl von über hundert Panzern kamen wenig über dreißig in den ihnen zunächst zugewiesenen Aufmarschraum.

Ich sehe es schon als eine schwerste Verfehlung eines Offiziers an, in einer solchen Zeit und unter solchen Umständen nicht mit

der äußersten Energie auf die höchste Schlagkraft seiner Verbände, auch rein materialmäßig gesehen, hinzuwirken, beziehungsweise Mißstände mit aller Energie abzustellen.)*

Es war die Pflicht des Führers des Panzerkorps, sich mit den möglichen Aufgaben seines Einsatzes unverzüglich vertraut zu machen.

Es war weiter die Pflicht, die ihm zugeteilten Panzerdivisionen eng an sich zu ziehen und alle Fragen des Einsatzes mit den beiden Divisionen auf das Gründlichste durchzusprechen. Die Schnelligkeit des Handelns war um so mehr geboten, als es klargeworden sein mußte, daß der rumänische Verbündete erstens in seiner inneren Zusammensetzung, Führung und Verfassung noch nicht jenen Anforderungen gewachsen sein konnte, die man in solchen Fällen an deutsche Divisionen stellen kann, und daß er zweitens besonders in seinen Panzerabwehrmitteln nicht die unbedingt erforderliche Ausstattung besaß.

Als am 19. 11. der erwartete Angriff der Russen einsetzte, war der betroffene Frontabschnitt zunächst verhältnismäßig sehr schmal. Ein schnelles Heranführen der Panzerkorps mußte mit seiner Stärke von über hundertundfünfzig Panzern unter allen Umständen zum Erfolg führen.

Tatsächlich ist in den ersten vierundzwanzig Stunden das Panzerkorps überhaupt nicht in Erscheinung getreten. In den zweiten vierundzwanzig Stunden hat der Befehlshaber versucht, eine Verbindung zur 1. rumänischen Panzer-Division zu bekommen, es war also nicht möglich, die beiden Divisionen sofort zusammenzuführen, um sie zum Gegenstoß zu bringen.

Statt dann zumindest mit allen Mitteln rücksichtslos zu der rumänischen Panzerdivision durchzustoßen, um das Korps als Einheit zum Gegenstoß zu führen, waren die Operationen der 22. Panzer-Division ebenso zögernd wie unsicher.

Nur infolge dieses völligen Versagens des XXXXVIII. Panzerkorps konnte es zur beiderseitigen Umklammerung der 3. rumänischen Armee und damit zu einer Katastrophe kommen, deren Ausmaß ungeheuerlich und deren letzte Auswirkungen auch jetzt noch nicht zu übersehen sind. Angesichts der Folgen dieser Katastrophe, dem Verlust zahlreicher Verbände, unübersehbaren Materials, der daraufhin erfolgten Einschließung der 6. Armee kann das Verhalten nicht als eine grobe Fahrlässigkeit, sondern nur als das größte Verbrechen bisher bezeichnet werden, das im Verlaufe dieses Krieges je einem Führer zur Last gelegt werden konnte.

*) Die Isolierung der elektr. Kabel war durch Mäusefraß zerstört.

Auch die moralischen Belastungen, die dadurch für die deutsche Kriegsführung entstanden sind, müssen als überaus schwer angesehen werden.

Ich bin nicht gewillt, Zustände, wie sie einst zur Marneschlacht 1914 führten und die zu klären der deutschen militärischen Geschichtsforschung und -schreibung noch nicht nach fünfundzwanzig Jahren gelungen ist, auch im neuen Heer einreißen zu lassen. Ich habe mich angesichts der entsetzlichen Folgen des Versagens dieses Generals entschlossen, ihn

1. *sofort aus der Wehrmacht auszustoßen,*
2. *werde ich auf Grund der endgültigen Klärung des Versagens dieses ehemaligen Offiziers jene weiteren Entscheidungen treffen, die nach den Erfahrungen der Kriegsgeschichte in solchen Fällen nötig sind.*

Adolf Hitler."

Ohne genaue Unterlagen läßt sich der Fall nicht abschließend beurteilen und Schröter sieht Heim selbst als unschuldigen ,Schuldigen' an, der angeblich gefunden werden mußte, um die wahre Schuld Hitlers zu verdecken. Er stützt sich dabei auch wesentlich auf den Umstand, daß gegen Heim keine Bestrafung erfolgt sei, daß die Ausstoßung aus der Wehrmacht in eine Verabschiedung umgewandelt sei, und daß Heim 1944 einen Posten, wenn auch einen ,verlorenen', erhalten habe. Auffällig hierbei ist nur, daß Manstein in seinem Buche ,Verlorene Siege' behauptet, daß Heim durch ein Kriegsgericht „unter dem hierzu stets bereiten Göring" zum Tode verurteilt worden sei.

IGELBILDUNG ODER AUSBRUCH

Die vollzogene Einschließung führte zu ausgiebigen Erörterungen Berufener und noch mehr Unberufener darüber, was zu geschehen habe. Als erster gab General Paulus am 22. 11. 18,00 Uhr seinen Bericht an die Heeresgruppe B, den wir schon Seite 87 zitierten. Darin erbittet Paulus ausdrücklich „die Handlungsfreiheit für den Fall, daß Igelbildung nicht gelingt". Es bedurfte also nach Lage der Dinge keiner Hitler'schen Befehle zur Igelung, wie sie Schröter gesehen haben will, sondern es diktierten die Tatsachen, die die Igelbildung erzwangen und nur noch die Frage übrigließen, ob man ausbrechen wolle — und könne. Die Heeresgruppe schlug in folgendem Fernschreiben an das OKH den Ausbruch der 6. Armee nach Südwesten vor:

23. 11. 42 — 18,45 Uhr

„Trotz ungewöhnlicher Schwere des zu fassenden Entschlusses, dessen Tragweite mir voll bewußt ist, muß ich melden, daß ich die Zurücknahme der 6. Armee, die von General Paulus vorgeschlagen wurde, für notwendig halte. Gründe:

1. Die Versorgung der 20 Divisionen umfassenden Armee auf dem Luftwege ist nicht möglich. Mit dem verfügbaren Lufttransportraum kann, entsprechendes Wetter vorausgesetzt, täglich nur ein Zehntel des wirklichen Tagesbedarfs in den Kessel geflogen werden.

2. Der Entlastungsangriff kann, da rasches Durchschlagen im Hinblick auf die zu erwartende Weiterentwicklung nicht mit Sicherheit vorausgesetzt werden darf, in Anbetracht der Dauer des Aufmarsches kaum vor dem 10. Dezember geführt werden. Aufmarschzeiten im einzelnen sind dem Generalstab des Heeres gemeldet.

Die 6. Armee kann aber mit ihren rapide absinkenden Vorräten nur wenige Tage reichen. Die Munition wird schnell aufgebraucht sein, da der Kessel an allen Fronten angegriffen wird.

Ich verspreche mir aber von einem Durchschlagen der 6. Armee nach Südwesten eine Entspannung der Gesamtlage.

Die Armee ist die einzige Kampfkraft, mit der ich nach dem völligen Ausfall der 3. rum. Armee dem Feind noch Schaden zufügen kann. Die zunächst nach Südwesten, dann mit dem Nordflügel längs der Eisenbahn Tschir bis Morosowskaja zu wählende Stoßrichtung wird zudem die bereits gespannte Lage im Raum Ssawe-

tnoje-Kotelnikowo auflockern. Endlich bedeutet die verbleibende Kampfkraft der 6. Armee einen unentbehrlichen Zuwachs für die neu aufzubauende Verteidigung und die Vorbereitung der Gegenangriffe.
Ich verkenne nicht, daß mit der vorgeschlagenen Operation hohe Opfer, insbesondere materieller Art verbunden sein werden. Sie werden aber immer hinter denen zurückbleiben, die mit dem nach Lage der Dinge unvermeidlichen Aushungern der Armee im Kessel gebraucht werden müssen.

gez. Freiherr von Weichs
Generaloberst."

Zur Unterstützung dieses Vorschlages schickte Paulus am 24. früh 1 Uhr 15 (nach der Darstellung Schröters) noch folgendes Fernschreiben an Hitler:

24. 11. 42 — 01.15 Uhr

„Mein Führer! Bei Eingang Ihres Funkspruches vom 22. November abends hat sich die Entwicklung der Lage überstürzt. Die Schließung der Lücke im Westen und Südwesten ist nicht geglückt. Bevorstehende Feinddurchbrüche zeichnen sich hier ab. Munition und Betriebsstoff gehen zu Ende. Zahllose Batterien und Panzerabwehrwaffen haben sich verschossen. Eine rechtzeitige ausreichende Versorgung ist ausgeschlossen. Die Armee geht in kürzester Zeit der Vernichtung entgegen, wenn nicht unter Zusammenfassung aller Kräfte der von Süden und Westen angreifende Feind vernichtend geschlagen wird. Hierzu ist die sofortige Herausnahme aller Divisionen aus Stalingrad und starker Kräfte aus der Nordfront erforderlich. Unabwendbare Folge muß dann Durchbruch nach Südwesten sein, da Ost- und Nordfront bei derartiger Schwächung nicht mehr zu halten. Es geht dann zwar zahlreiches Material verloren, aber es wird dann die Mehrzahl wertvoller Kämpfer und wenigstens ein Teil des Materials erhalten.

Die Verantwortlichkeit für die schwerwiegende Meldung behalte ich in vollem Umfange, wenn ich melde, daß die Kommandierenden Generale Heitz, von Seydlitz, Strecker, Hube und Jaenicke die gleiche Beurteilung der Lage haben. Ich bitte nochmals um Handlungsfreiheit.

gez. Paulus."

Schröter meint dazu, daß sich hierbei Paulus auf ein Igelungstelegramm Hitlers bezogen habe. Das stimmt aber nach dem Text

keinesfalls, sondern es kann sich nur um den Befehl vom 21. abends (aus Berchtesgaden über Rastenburg) gehandelt haben, worin Hitler der 6. Armee aufgab, „den westl. und südl. Eckpfeiler ihrer Stellung unter allen Umständen zu halten".

Nach der weiteren Schilderung Schröters soll nun im Führerhauptquartier ein Tauziehen zwischen Hitler und dem Generalstabschef Zeitzler wegen des gewünschten Ausbruchsbefehls stattgefunden haben. Hitler hätte diesen mit Unterstützung von Keitel und Jodl zunächst verweigert, doch habe Zeitzler am 24. 11. früh 2.00 Uhr gemeldet, daß es ihm gelungen sei, Hitler davon zu überzeugen, daß Stalingrad aufgegeben werden müsse. Der Befehl für den Ausbruch käme früh am 24. 11. Schröter meint dazu, daß General v. Sodenstern, der Stabschef der Heeresgruppe, der darüber mit Zeitzler telefoniert hatte, glaubte, aus den Mitteilungen Zeitzlers entnehmen zu müssen, daß „Hitler die mit seinem Generalstabschef geführte Diskussion so angestrengt habe, daß er nicht mehr imstande war, den erforderlichen Befehl zu unterschreiben."

Dazu kann derjenige, der Hitler auch nur einigermaßen kannte, nur mitleidig lächeln. Am Morgen des 24. 11. habe sich aber Hitler anders besonnen, nachdem Jeschonek, der Generalstabschef der Luftwaffe, im Auftrage Görings in Anwesenheit von Keitel, Zeitzler und Jodl gemeldet habe, daß Göring die Garantie für die Versorgung der 6. Armee übernehme, obwohl man sich in einer schon drei Tage zuvor*) im OKH stattgefundenen Besprechung darüber einig gewesen sei, daß „die Transportlage der Luftwaffe nicht einmal theoretisch gestatten würde, die Menge von siebenhundertfünfzig Tonnen einzufliegen". Am Abend des 23. November habe eine Besprechung Görings mit Jeschonek und dem Befehlshaber des Transportwesens ergeben, daß die Höchstleistung dreihundert-fünfzig Tonnen betrage, Göring habe jedoch einfach auf fünfhundert Tonnen aufgerundet. Auf das Problem der Luftversorgung gehe ich in einem besonderen Kapitel ein. Der Ausbruchsbefehl selbst sei jedenfalls nicht gegeben worden. Deshalb habe sich die Heeresgruppe entschlossen, den notwendigen Befehl von sich aus an Paulus zu geben. Gerade als sie dies tun wollte, sei etwa um 11,00 Uhr folgender direkter Funkspruch Hitlers an Paulus abgehört worden:

24. 11. 42 11 Uhr

„Die 6. Armee ist vorübergehend von russischen Kräften eingeschlossen. Ich beabsichtige, die Armee im Raume Stalingrad Nord

*) Das wäre am 21. 11. gewesen, als Stalingrad noch gar nicht eingeschlossen war.

— Kotluban — Höhe 137 — Höhe 135 — Marinowka — Zybenko — Stalingrad-Süd zusammenzufassen. Die Armee darf überzeugt sein, daß ich alles tun werde, um sie entsprechend zu versorgen und rechtzeitig zu entsetzen. Ich kenne die tapfere 6. Armee und ihren Oberbefehlshaber und weiß, daß sie ihre Pflicht tun wird.

gez. Adolf Hitler.“

Daraufhin habe sich die Heeresgruppe entschlossen, ihren Befehl zum Ausbruch an die 6. Armee nicht weiterzugeben. Das ist die Darstellung Schröters, gegen die ich jedoch im Hinblick auf die gemachten Erfahrungen erhebliche Zweifel habe. Tatsache ist, daß die 6. Armee um 13,00 Uhr einen Funkspruch von Manstein bekam, der ja nach dem Befehl Hitlers vom 20. 11. die Führung der neu zu bildenden Heeresgruppe Don übernehmen sollte:

24. 11. 13,00 Uhr

„Übernehme am 26. 11. Befehl über Heeresgruppe Don. Wir werden alles tun, Sie herauszuhauen. Es kommt inzwischen darauf an, daß Armee unter Festhalten der Wolga- und Nordfront gem. Führerbefehl baldmöglichst starke Kräfte bereitstellt, um sich notfalls wenigstens vorübergehend eine Nachschubstraße nach Südwesten auszuschlagen. gez. v. Manstein.“

Ob sich der von Manstein erwähnte Führerbefehl nur auf das Festhalten an der Wolga- und Nordfront bezog, oder auch auf die Bereitstellung starker Kräfte für das Schlagen einer Nachschubstraße nach Südwesten, ist nicht zu klären. Auf jeden Fall fühlte sich die Führung der 6. Armee nach diesem Funkspruch eines Mannes, zu dem sie Vertrauen hatte, nicht veranlaßt, auf eigene Faust zu handeln, zumal sie ohne die tatkräftige Hilfe der Heeresgruppe einen endgültigen Ausbruch unter Aufgabe der Stalingrad-Front überhaupt nicht durchführen konnte. Außerdem war sie zu jener Zeit selbst nicht so sehr davon überzeugt, daß ein solcher Ausbruch gelingen könne. Dieser konnte sowieso erst erfolgen, wenn das XI. A.K. den Don überschritten hatte, und die dort noch kämpfenden Teile des Panzerkorps Hube zum Durchbruch zur Verfügung standen. Außerdem wäre allein für die Vorbereitung eines solchen Ausbruchs eine Frist von fünf Tagen erforderlich gewesen, was ein Handeln gegen den Willen der Heeresgruppe oder gar Hitlers sowieso unmöglich gemacht habe. Trotzdem hat Paulus zu jener Zeit erklärt, daß es nicht darum ginge, daß er Hitler gegenüber seinen Kopf nicht riskieren wolle, aber die Befehlsverweigerung hätte seine

eigene Absetzung und Ersetzung durch einen anderen zur Folge, der dann Hitlers Befehle ohne weiteres durchführen würde, so daß durch ein solches Vorgehen gar nichts für die 6. Armee gewonnen sei. Außerdem sei die Führung der 6. Armee nicht über die Gesamtlage unterrichtet und könnte die Erfolgsaussichten einer Befreiungsoffensive überhaupt nicht übersehen. Andererseits wisse er, daß der Besitz von Stalingrad entscheidend für die Absichten des späteren Feldzuges sei und wäre daher nicht befugt, ohne genügend Unterlagen für die operativen Möglichkeiten einen eigenmächtigen Entschluß zu fassen, solange noch gute Verbindung mit der Heeresgruppe bestünde.

Eine gewichtige Stimme aus dem OKH allerdings meint, daß der Befehl zum Ausbruch auf alle Fälle hätte gegeben werden müssen, da sich die Lage der 6. Armee mit jedem Tag seit der Igelung verschlechtert habe. Das scheint mir eine zu nachträgliche Beurteilung der Situation zu sein, wenn auch das Endergebnis für ihre Richtigkeit spricht.

Wenn nun Schröter schreibt, daß der Ausbruch nach einem Plan des kommand. Gen. des LI. A.K., des Generals v. Seydlitz, schon für den 25. 11. festgesetzt und die Umgruppierung im Einverständnis mit der Heeresgruppe befohlen gewesen sei, so ist dies unzutreffend, denn soweit war man natürlich nicht. Vielmehr setzte Paulus nach dem Eingang der letzten Funkbefehle Hitlers und Mansteins eine Besprechung mit den ihm unterstellten Generalen an, an der teilnahmen: Für das IV. Armeekorps General Jaenicke, für das VIII. Armeekorps General Heitz, für das XI. Armeekorps General Strecker und für das XIV. Panzerkorps General Hube. Paulus gab die beiden Befehle bekannt und hörte die Vorschläge der Generale an, die sich meistens zum Ausbruch bekannten. Auf das Argument des Generals Jaenicke, daß die Politik der Generale der Ausbruch sei, habe Paulus geantwortet: „Die Politik des Soldaten ist der Gehorsam." Darauf trug Seydlitz seine Meinung vor, daß die 6. Armee auf alle Fälle heraus müsse und daß er aus dieser Auffassung bereits die Konsequenzen gezogen habe, indem er schon vor zwei Tagen seinem Korps befahl, alles überflüssige Gerät, Material u.s.w. zu vernichten und sich auf eine rückwärtige Stellung zurückzuziehen.

(Auf Einzelheiten dieses eigenmächtigen Verhaltens und seine schwerwiegenden Folgen werden wir später eingehen.) Paulus stoppte das Vorgehen von Seydlitz und beendete die Besprechung mit der erneuten Feststellung, daß nur der Gehorsam die einzige soldatische Möglichkeit sei.

Schröter berichtet noch, daß sich Seydlitz nicht zufrieden gab, sondern in seiner Denkschrift an die Heeresgruppe den Ausbruch gegen den Willen Hitlers gefordert habe.

Was aus dieser Denkschrift — die Paulus an die Heeresgruppe weitergegeben habe — geschehen sei, weiß er nicht. Freiherr v. Weichs, der ja nun die 6. Armee in jenen Tagen an die Heeresgruppe Don abgeben mußte, wird froh gewesen sein, daß er dieses ‚heiße Eisen' als selbst-erledigt zu den Akten legen konnte. Oder hatte es Manstein in Verwahrung genommen?

Im Kessel von Stalingrad — dessen genauer Frontverlauf sich aus der Karte ergibt — waren nach einer Aufstellung Schröters*) das IV., VIII., XI. und LI. Armeekorps sowie das XIV. Panzerkorps eingeschlossen.

Dazu gehörten die Infanterie-Divisionen 44, 71, 76, 79, 94, 99, 100, 113, 295, 297, 305, 371, 376, 384 und 389 und die motorisierten Divisionen 3, 29 und 60, sowie die Panzerdivisionen 14, 16 und 24. Von der Luftwaffe: Eine Jagdgruppe, eine Nahaufklärungsstaffel, die Bodenorganisation von zwei Flugplätzen, ferner die 9. Flak-Division mit den Flak-Regimentern 37, 91 und 104, insgesamt 11 schwere und 19 leichte Flak-Batterien und einige Kolonnen, schließlich noch einige Verbände der Luftnachrichtentruppe.

An rumänischen Kräften waren Teile der 1. rumänischen Kavallerie-Division und der 20. rumänischen Infanterie-Division dabei.

Ferner das 100. kroatische Infanterie-Regiment.

Weiterhin befanden sich im Einschließungsring die Sturmgeschütz-Abteilungen 243 und 245, die Werfer-Regimenter 2 und 51. Die Pionier-Bataillone 45, 294, 336, 255, 501, 605, 652, 672, 685, 912, 921, 925 und das Bataillon zur besonderen Verwendung, sowie das Armee-Nachrichten-Regiment 648.

Neben diesen Einheiten gehörten zum Kessel Heeres-Artillerie-Abteilungen, Bau-Bataillone, Polizeiformationen, OT-Gruppen, Feldpostabteilungen und weitere einhundertneunundzwanzig selbständige Einheiten."

*) Schröter, „Stalingrad ... bis zur letzten Patrone", S. 80/81.

ENTSATZPERIODE

Mit der Neubildung der Heeresgruppe Don durch Generalfeldmarschall von Manstein wurde im Kampf um Stalingrad eine neue Periode eingeleitet, die zur Rettung der Stalingradarmee führen sollte. Der Heeresgruppe B waren nur noch verblieben:

Die 8. italienische Armee,
die 2. ungarische Armee,
die 2. deutsche Armee.

Ihr Frontbereich grenzte bei Weschenskaja am Don an die neue Tschirfront der Heeresgruppe Don. Zu dieser gehörten nunmehr außer der ganzen eingeschlossenen 6. Armee, der ja auch die miteingeschlossenen Teile der 4. Panzerarmee unterstellt wurden, folgende Truppenteile:

Die Reste der 3. rum. Armee, insbesondere das 1. und 2. rum. A.K., die vom Durchbruch der Russen unberührt geblieben waren,
das XVII. A.K. am oberen Tschir mit den neu zugeführten 294. und 62. Inf. Divisionen,
das XXXXVIII. Pz.K. bei Tschernyschewskaja,
die 11. Pz.Div.,
die 336. I.D.,
die aus abgesprengten Truppenteilen zusammengestellten Kampfgruppen Spang und Stahel bei Obliwskaja,
die Gruppe Stumpfeld bei Ostrowskij,
die Gruppe Adam an der Tschirmündung,
Reste der 4. Panzerarmee (Hoth) ostwärts des Don,
die 4. rum. Armee und kleine deutsche Kampfgruppen im Raume von Kotelnikow bis zum Akssai-Fluß und
die 16. mot. Div. bei Elista.

Über die neu zuzuführenden Kräfte werden wir später sprechen. Wir haben aus dem Bericht Schröters gehört, daß sich unter energischer Führung zielbewußter Offiziere verschiedene Gruppen gebildet haben, die an strategisch wichtigen Punkten die zurückflutenden Truppen aufhielten und neu zusammenfaßten. Die wichtigste davon stand am Tschir-Brückenkopf, wo der Tschir in den Don

fließt, eine starke Brücke über den Don führt und die Eisenbahnlinie Stalingrad-Rostow den Don kreuzt. Aus dieser Gruppe entwickelte sich später die Divisionsgruppe Adam. Die Front begann sich allmählich wieder zu stabilisieren, zumal die Russen in ihre Angriffsbewegungen eine Pause eingelegt hatten. Sie verlief vom Don ab nördlich des Tschir bis Obliwskaja, also auf dem linken Ufer und von da ab bis zum Kriwaja-Fluß südlich des Tschir, also auf dem rechten Ufer. Dort lief sie entlang des Kriwaja-Flusses über Dubowskij bis Weschenskaja, wo sie an die italienische Armee angrenzte. Allmählich begann natürlich der Russe wieder seine Angriffstätigkeit durch Tastversuche nach schwachen Stellen. So gelang es ihm Ende November, die deutschen Stellungen bei Ssurowikino zu durchbrechen, den Tschir zu überschreiten und den Ort Ostrowskij auf dem südlichen Ufer zu nehmen. Mit Hilfe der neu zugeführten 11. Pz.Div. gelang es der 336. Inf.Div. in harten Kämpfen bis zum 7. 12. den russischen Brückenkopf wieder zu beseitigen. Auf Ssurowikino auf dem anderen Ufer mußte verzichtet werden. Auch der bedeutende Tschir-Brückenkopf war das begehrte Ziel der Russen, und es gelang ihnen auch, den Brückenkopf einzuengen und von der eigentlichen Tschirfront zu trennen. Dies erwies sich später als schwerer Nachteil, worauf wir noch zurückkommen werden.

Manstein kam am 24. November nach Starobielsk ins Hauptquartier der Heeresgruppe B und ließ sich von Generaloberst Freiherr v. Weichs über die Lage und Geschehnisse der letzten Tage berichten. Sein eigenes Hauptquartier war in Nowotscherkassk, etwa 40 Kilometer nordöstlich Rostow, wo er am 26. November eintraf und am 27. November offiziell den Oberbefehl übernahm.

Manstein legt in seinem Buche: ‚Verlorene Siege' schon sehr früh großen Wert auf die Behauptung, daß die Unterstellung der 6. Armee unter seine Heeresgruppe „allerdings mehr oder weniger eine Fiktion" gewesen sei. Hierzu schreibt er weiter:

> „Die Armee hatte bislang dem OKH praktisch unmittelbar unterstanden. Hitler hatte sie bei Stalingrad festgenagelt, als noch eine Chance bestand, daß sie sich aus eigener Kraft vielleicht hätte freimachen können. Jetzt war sie operativ gesehen bewegungslos. Die Heeresgruppe konnte sie nicht mehr ‚führen', sondern ihr nur Hilfe bringen. Im übrigen hielt Hitler weiterhin seine unmittelbare Befehlsgewalt über die Armee durch einen Verbindungs-Generalstabsoffizier mit eigener Funkstelle beim AOK 6 aufrecht. Auch die Versorgung der Armee lag in-

sofern maßgeblich in der Hand Hitlers, als er allein über die Mittel verfügte, sie auf dem Luftwege zu versorgen, formal wäre es also sicherlich richtig gewesen, wenn ich unter diesen Umständen die Zuweisung der 6. Armee zur Heeresgruppe Don abgelehnt, die auch formelle Beibehaltung ihrer unmittelbaren Unterstellung unter das OKH gefordert hätte. Ich habe dies damals nicht getan, weil ich hoffte, mit dem Herannahen der Entsatzkräfte das unmittelbare Zusammenwirken dieser mit der eingeschlossenen 6. Armee besser als das OKH gewährleisten zu können. Warum es dann in den entscheidenden Tagen zu einem solchen Zusammenwirken nicht gekommen ist, wird später geschildert werden."

Mit diesen Behauptungen will Manstein den ‚Grundstein' für jenes Mosaikbild legen, das ihn freisprechen soll von der Verantwortung für den Untergang der Stalingradarmee. Es ist nicht zutreffend, daß die Armee bislang dem OKH praktisch unmittelbar unterstanden habe, denn sie unterstand den Befehlen der Heeresgruppe B genau so wie jede andere Armee einer Heeresgruppe unterstand. Daß der Oberste Befehlshaber natürlich das Recht hatte, ihr hin und wieder in grundsätzlichen Dingen einen Befehl zu geben, ist doch selbstverständlich. Davon hat zu jenen Zeiten Hitler sehr sparsamen Gebrauch gemacht, wie sich aus dem Tagebuch des WFSt klar ergibt. Daß Hitler die 6. Armee bei Stalingrad festgenagelt habe, ist in dieser Form auch nicht zutreffend, wie wir sogar aus Mansteins eigenen Ausführungen noch sehen werden. Wir werden weiter feststellen, daß sie sehr wohl hätte ‚geführt' werden können. Daß der Verbindungs-Generalstabsoffizier eine eigene Funkstelle bei der 6. Armee gehabt habe, stimmt genau so wenig wie die Darstellung, daß dessen Anwesenheit eine direkte Befehlsübermittlung zwischen Hitler und der Führung der 6. Armee gewährleisten sollte. Der Offizier hatte nur die Aufgabe, wahrheitsgemäße Berichte aus Stalingrad zu senden und tat dies mit vollem Wissen des AOK 6 über dessen normale Funkstelle. Es drehte sich nicht nur darum, die Armee auf dem Luftwege zu versorgen; diesbezüglich ist, wie wir aus dem Kapitel ‚Luftversorgung' entnehmen werden, sowieso das Menschenmöglichste geschehen. Das letzte Argument Mansteins widerspricht seiner Behauptung selbst, denn ausgerechnet er hätte sich keine fiktive Unterstellung der 6. Armee gefallen lassen. Ich habe trotz sorgfältigstem Studium nirgendwo einen Beweis hierfür finden können, daß die Unterstellung nur

eine fiktive gewesen sei. Aus diesem Grunde muß auch sofort die Behauptung Mansteins richtiggestellt werden, daß ihm bei der Heeresgruppe B ein Funkspruch von Paulus an Hitler vom 22. oder 23. 11. vorgelegt worden sei, worin dieser Hitler um die Genehmigung zum Ausbruch gebeten habe. Der Funkspruch von Paulus vom 22. 11. ging an die Heeresgruppe B und diese erbat mit Funkspruch vom 23. 11. 18,45 Uhr die Genehmigung zum Ausbruch. Es sind daher auch alle langatmigen, so klug erscheinenden Schlußfolgerungen hinfällig, die Manstein in seiner Kritik an der Haltung von Paulus wegen dieser Anfrage ‚bei Hitler' aufstellt. Paulus schickte am 26. 11. folgenden Brief durch einen Offizier per Flugzeug an seinen Oberbefehlshaber, den Manstein als Anlage 9 seines Buches veröffentlicht:

Der Oberbefehlshaber der 6. Armee
O.B. u. Chef vorzulegen!

Bhf. Gumbrak, den 26. 11. 1942
Durch Offizier geschrieben!

Generalfeldmarschall von Manstein
Oberbefehlshaber der Heeresgruppe DON

Hochverehrter Herr Feldmarschall!

I. Ich danke gehorsamst für den Funkspruch vom 24. 11. und die in Aussicht gestellte Hilfe.

II. Zur Beurteilung meiner Lage darf ich folgendes melden:

1. Als am 19. 11. die russischen Großangriffe auf die rechten und linken Nachbarn der Armee einsetzten, waren im Verlauf von 2 Tagen die beiden Flanken der Armee offen, in die der Russe mit beweglichen Kräften schnell vorging. Die nach Westen über den Don vorziehenden, eigenen, schnellen Verbände (14. Pz.K.) trafen mit ihren Spitzen westlich des Don auf überlegenen Feind und kamen in eine sehr schwierige Lage, zumal sie durch Betriebsstoffmangel stark in ihrer Beweglichkeit gehemmt waren. Gleichzeitig marschierte der Feind in den Rücken des 11. AK, das befehlsgemäß in vollem Umfange seine Stellung nach Norden gehalten hatte. Da irgendwelche Kräfte aus der Front zur Abwehr dieser Gefahr nicht mehr herauszuziehen waren, blieb gar nichts anderes übrig, als den linken Flügel des 11. AK nach Süden umzuklappen und im weiteren Verlauf das AK zunächst in eine Brückenkopfstellung westlich des Don zurückgehen zu lassen, damit nicht die westlich des Don stehenden Teile von der Masse abgesplittert wurden.

In die Durchführung dieser Maßnahmen traf ein Führerbefehl ein, der den Angriff mit 14. Pz.K. mit linkem Flügel auf Dobrinskaja forderte. Dieser Befehl war durch Ereignisse überholt. Ich konnte ihn also nicht befolgen.

2. Am 22. früh wurde mir auch das 4. AK, bisher bei Pz.AOK 4, unterstellt. Der rechte Flügel des 4. AK war im Zurückgehen von Süden nach Norden über Businowka. Damit war die ganze Süd- und Südwestflanke offen. Wollte man nicht den Russen ungehindert in den Rücken der Armee Richtung Stalingrad marschieren lassen, so blieb gar nichts anderes übrig, als Kräfte aus Stalingrad und der Nordfront herauszuziehen. Diese konnten vielleicht noch rechtzeitig herangeführt werden, während dies mit Kräften aus dem Gebiet westlich des Don nicht durchführbar war.

Mit den von uns aus der Stalingradfront zum 4. AK herangeführten Kräften gelang es dem 4. AK, eine schwache Südfront mit Westflügel bei Marinowka aufzubauen, in die jedoch am 23. mehrere Feindeinbrüche erfolgten. Ausgang noch ungewiß. Am 23. nachmittags wurden stärkere feindliche Panzerverbände, darunter allein 100 Panzer, in Gegend westlich Marinowka erkannt und mehrfach bestätigt. Im ganzen Raum zwischen Marinowka und dem Don standen nur dünne deutsche Sicherungen. Der Weg Richtung Stalingrad war für die russischen Panzer und mot. Kräfte frei, ebenso wie in Richtung Pestkowatka gegen die Donbrücke.

Von den vorgesetzten Stellen hatte ich seit 36 Stunden keine Befehle oder Nachrichten bekommen. Ich konnte in wenigen Stunden vor folgender Lage stehen:

a) Entweder mit der West- und Nordfront stehenzubleiben und mit anzusehen, wie die Armeefront binnen kürzester Frist von hinten aufgerollt wurde, dabei aber formell dem mir gewordenen Befehl zum Halten gehorsam zu sein, oder

b) den in solcher Lage einzig möglichen Entschluß zu fassen, sich mit aller Kraft gegen den Feind zu wenden, der die Armee von rückwärts zu erdolchen im Begriff war. Daß bei diesem Entschluß die Ost- und Nordfront nicht mehr zu halten ist und im weiteren Verlauf dann nur noch ein Durchbrechen nach Südwesten in Frage kommt, ist selbstverständlich.

Im Falle b) werde ich zwar der Lage gerecht, mache mich aber — dann zum zweiten Male — des Ungehorsams gegen einen Befehl schuldig.

3. In dieser schwierigen Lage sandte ich an den Führer einen Funkspruch mit der Bitte, mir Handlungsfreiheit für einen solchen letzten Entschluß zu geben, wenn er nötig wird. Ich suchte in einer

solchen Vollmacht einen Rückhalt, der mich davor bewahren sollte, den in gegebener Lage einzig möglichen Befehl zu spät zu geben.

Daß ich einen solchen Befehl nur im alleräußersten Notfall und nicht zu früh geben werde, dafür kann ich keinen Beweis erbringen, sondern nur Vertrauen erbitten.

Ich habe auf diesen Funkspruch keine unmittelbare Antwort erhalten.

*Dagegen sind heute die beiden anliegenden Funksprüche (Anlage 1 und 2) *)*
des OKH eingegangen, die mich weiter einengen. Ich darf dazu melden, daß sowohl ich wie alle Kommandeure von dem festen Willen zum Aushalten bis zum Letzten durchdrungen sind.

Bei der Verantwortung aber, die ich dem Führer gegenüber für die mir anvertrauten immerhin rund 300 000 Mann habe, ist es verständlich, wenn ich gebeten habe, mir für den alleräußersten Fall die Genehmigung zum Handeln nach Lage zu geben. Die geschilderte Situation kann im übrigen täglich und stündlich wieder eintreten.

III. Die Lage von heute wird auf Karte übersandt.

Wenn auch der Südwestfront weitere Kräfte zugeführt werden konnten, so ist die Lage dort noch angespannt. Die Südfront (4. AK) hat sich etwas gefestigt und die ganzen letzten Tage über schwere feindliche Infanterie- und Panzerangriffe abgeschlagen, allerdings unter erheblichen eigenen Verlusten und hohem Munitionsverbrauch.

Die Stalingradfront erwehrt sich täglich eines starken Feinddrucks. An der Nordfront sind Schwierigkeiten an der Nordostecke (94. ID) und am Westflügel (76. ID). Die Hauptangriffe an der Nordfront stehen meiner Ansicht nach erst bevor, da der Gegner hier Eisenbahn und Straßen für Heranführung von Verstärkungen besitzt. Der Nordfront von Westen her Verstärkungen zuzuführen, wird meine Sorge der nächsten Tage sein.

Die seit drei Tagen durchgeführte Luftversorgung brachte nur kleine Bruchteile des errechneten Mindestbedarfs (600 t = 300 Ju täglich).

Die Versorgung kann schon in den nächsten Tagen zu einer äußerst ernsten Krise führen.

Ich glaube trotzdem, daß sich die Armee einige Zeit halten kann. Ob allerdings die täglich wachsende Schwäche der Armee, dazu der Mangel an Unterkünften, Bau- und Brennholz ein Halten des

*) Nicht mehr vorhanden.

Raumes um Stalingrad — auch wenn etwa ein Korridor zu mir durchgeschlagen wird — für längere Zeit möglich machen, ist noch nicht voll zu übersehen.

Da ich täglich von vielen verständlichen Anfragen für die Zukunft bestürmt werde, wäre ich dankbar, wenn mir mehr als bisher Unterlagen zugänglich gemacht würden, die ich für die Hebung der Zuversicht meiner Männer verwenden kann.

Ich darf melden, daß ich in ihrer Führung, Herr Feldmarschall, die Gewähr sehe, daß alles geschieht, um der 6. Armee zu helfen.

Meine Kommandeure und meine braven Männer werden ihrerseits mit mir alles tun, um ihr Vertrauen zu rechtfertigen.

Ihr, Herr Feldmarschall, gehorsamer

gez. Paulus

Die Formlosigkeit des Papiers und der Handschrift bitte ich der Umstände halber entschuldigen zu wollen.

Zu diesem Schreiben ist folgendes zu sagen:

1. Mit ihm wird der von mir auf Seite 96 zitierte Funkspruch Mansteins an Paulus vom 24. 11. bestätigt, worin dieser ihm Hilfe verspricht und Bereitstellung von Kräften für das Schlagen einer Nachschubstraße nach Südwesten anordnet.
2. Der unter Abschnitt II,1 erwähnte Angriffsbefehl für das XIV. (nicht arabisch 14.) Pz.K. war kein ‚Führerbefehl', sondern kam am 19. 11. um 22,00 Uhr von der Heeresgruppe B. Woher dieser Irrtum rührt, vermag ich nicht festzustellen.
3. Da Paulus in Abschnitt II,2 erklärt, daß er 36 Stunden vor dem 23. 11. nachmittags „von den vorgesetzten Stellen keine Befehle oder Nachrichten bekommen" habe, kann ihm Hitler auch nicht die von Schröter angeführten zahlreichen Telegramme geschickt haben.
4. In Abschnitt II,3 behauptet Paulus, daß er Hitler in einem Funkspruch um Handlungsfreiheit gebeten, jedoch keine Antwort bekommen habe. Das trifft nicht zu, weil er die Bitte um Handlungsfreiheit auch am 22. 11. 18,00 Uhr an die Heeresgruppe richtete. Daraus erklärt sich auch, daß er von Hitler keine unmittelbare Antwort erhielt.
5. Der Brief schildert im übrigen klar die Lage in Stalingrad, zeigt die Schwierigkeiten und beweist die Hoffnungen auf baldige Hilfe von außen.
6. Aus den Darlegungen von Paulus und Schilderungen des Generals der Flieger Pickert, der gleichfalls per Flugzeug aus dem

Kessel gekommen war, ging hervor, daß die 6. Armee im Hinblick auf ihre schwachen Bestände an Munition und Brennstoff überhaupt nicht hätte ausbrechen können, so daß alle Erörterungen über einen von Hitler verhinderten Ausbruch wegen der Tatsache der Unmöglichkeit illusorisch sind.

Manstein selbst kommt in seinen langen Darlegungen über diese Frage zum Schluß:

„So haben wir an jenem Tage davon Abstand genommen, von Hitler ultimativ den sofortigen Ausbruch der 6. Armee nochmals zu fordern oder ihn auf eigene Faust zu befehlen."

Er selbst wollte nicht nur Trümmer, sondern eine operationsfähige Armee retten und dazu war die Hilfe von außen nötig, Hilfe durch Luftversorgung und Hilfe durch eine Entsatzarmee. Die Aufgabe, die Hitler Manstein gestellt hatte, war nach Mansteins Darlegung, „die feindlichen Angriffe zum Stehen zu bringen und die vor Beginn des Angriffs innegehabten Stellungen wieder zu gewinnen." Wenn man unterstellt, daß der Auftrag so lautete und zu einem Zweifel hieran besteht kein Anlaß, so besagt er also mit seinen wenigen Worten klar, daß die Stalingradarmee unter Beibehaltung ihrer Stellung von der Umklammerung befreit werden sollte. Das muß eindeutig herausgestellt werden, weil sich erst jetzt wieder der Verfasser des Buches: ‚Der Entsatzvorstoß nach Stalingrad' zu der Behauptung versteigt, daß es nie einen Führerbefehl zur Befreiung von Stalingrad gegeben habe.

Manstein wies schon bei seiner Amtsübernahme das OKH darauf hin, daß bei dem weittragenden Umfange seines Auftrages die Zuführung starker Kräfte notwendig sei, was ihm in gewissem Umfange zugesagt wurde. Dies geschah auch – sogar in erheblichem Umfange – worüber wir uns später noch unterhalten werden. Daß es Manstein nie ausreichend erschien und er es daher in seinem Buche bestreitet, betrachte ich nur als ein weiteres Mosaiksteinchen, mit denen er das Bild seiner völligen Unschuld zaubern will. Zu diesen gehört auch die fortgesetzte Betonung der Gefahr eines russischen Durchbruchs auf Rostow, um die Don- und Kaukasusarmee abzuschneiden. So dringend war die Gefahr zu jener Zeit (Ende November bis Anfang Dezember) noch nicht, denn der Russe hatte seinen großen Sieg der Umklammerung der Stalingradarmee noch nicht verdaut. Manstein schreibt:

„Hätte der Gegner damals eine schnelle Armee bis an den unteren Don nach Rostow vorstoßen lassen, wozu er zweifellos die Kräfte besaß, so wäre neben dem Verlust der 6. Armee auch der der Heeresgruppe A in den Bereich der Möglichkeit getreten."

Es ist aber müßig zu erörtern, ob der Russe die Kräfte für einen solchen weiteren Vorstoß noch hatte. Maßgebend ist, daß er diesen nicht unternahm, weil er nicht wußte, wie die Deutschen mit den außerhalb und innerhalb des Kessels stehenden Armeen auf die gelungene Umklammerung reagieren, bzw. was sie dagegen unternehmen würden.
Manstein schickte seinen Stabschef, den General Schulz, in den Kessel, um mit Paulus die Lage abzustimmen. Dieser habe die Lage seiner Armee im Hinblick auf die zu erwartende Luftversorgung selbst nicht sehr ungünstig beurteilt. Auch Hitler hat, wie sich aus den Eintragungen vom 25., 27. und 28. November des Tagebuches des WFSt ergibt, die Lage der 6. Armee zuversichtlich beurteilt. Es bestand also seinerzeit — in der Wirklichkeit — noch kein Anlaß zu den aufgeregten Schwarzmalereien, welche alle Veröffentlichungen nach 1945 so einheitlich auszeichnen.

Der erste Teil der Aufgabe, der Manstein gestellt worden war, „die feindlichen Angriffe zum Stehen zu bringen", konnte bis Anfang Dezember durch die Festigung der neuen Tschirfront gemeistert werden. Zur Durchführung des zweiten Teiles: „und die vor Beginn des Angriffs (vom 19. 11., d.V.) innegehabten Stellungen wieder zu gewinnen", war vorgesehen, durch die Armeegruppe Hoth (bisher 4. Panzerarmee) einen Offensivstoß führen zu lassen, der nach dem Auftrag der Heeresgruppe Don „durch Angriff ostwärts des Don nach Norden die Verbindung mit der 6. Armee herzustellen" habe. Ein weiterer Entsatzvorstoß sollte durch die neu gebildete Armee-Abteilung Hollidt von Tschir her zur Wiedergewinnung der Donlinie geführt werden. Wir müssen zum besseren Verständnis beide Aktionen getrennt behandeln.

Den Entsatzangriff der Armeegruppe Hoth sollte das LVII. Pz.K. unter General Kirchner von Kotelnikow aus führen. Dieses Pz.K. sollte bestehen aus:

der vom Kaukasus her zugeführten 23. Pz.Div.,
der 15. Luftwaffen-Felddivision,
der vom Westen antransportierten 6. Pz.Div. unter Generaloberst Raus,
hinzu kam später die 17. Pz.Div.

Es wird nun seitens verschiedener Verfasser der einsatzfähige Zustand dieser Truppenteile bezweifelt, doch wollen wir als wesentliche Tatsache festhalten, daß Manstein selbst zugibt, daß „die in Aussicht gestellten Kräfte — falls sie wirklich in dieser Stärke und zu den angegebenen Zeitpunkten verfügbar sein würden — allenfalls ausreichen mochten, um vorübergehend die Verbindung

zur 6. Armee wieder herzustellen und dieser damit ihre Bewegungsfreiheit wiederzugeben". Wir werden später noch von der Stärke der 6. Pz.Div. hören, die allein ausgereicht haben würde, um bei richtigem und rechtzeitigem Ansatz das Mindestziel, eine vorübergehende Verbindung zur 6. Armee, zu erreichen. Zur Durchführung der Entsatzoperation wurde von der Heeresgruppe etwa am 1. 12. ein Befehl ‚Wintergewitter' herausgegeben, dessen genauer Wortlaut bis jetzt leider nicht zu ermitteln war. Wir müssen uns daher allein auf die Angaben Mansteins und Schröters stützen. Ich zitiere hier die Fassung Schröters:

„1. Aufgabe der Armeegruppe mit der 4. rumänischen Armee, VII. und VI. rumänischen Armeekorps und LVII. Panzerkorps mit 6., 17. und 23. Panzer-Division durch Angriff ostwärts des Don auf kürzestem Wege die Verbindung mit der 6. Armee herzustellen.

2. Mit dem XXXXVIII. Panzerkorps war, falls die Lage im Don-Tschirbogen es gestattete, aus dem Brückenkopf bei Nishni-Tschirskaja auf Stalingrad anzutreten. Das XXXXVIII. Panzerkorps sollte offensiv werden, wenn das LVII. Panzerkorps den *Myschkowa-Abschnitt erreicht hat. Früherer Angriffsbeginn war* vorzusehen.

3. Die Ostflanke der Armeegruppe Hoth war durch die 16. mot. und das rumänische VII. Armeekorps zu sichern. Starke Aufklärung sollte möglichst weit nach Norden und Nordosten vorgetrieben werden.

4. Die 6. Armee erhielt Befehl, durch örtliche Angriffe an der Südfront Feindkräfte auf sich zu ziehen und zu binden. Die Armee hatte sich darauf einzustellen, aus ihrer Südfront zur Herstellung der Verbindung mit der Armeegruppe Hoth zum Angriff anzutreten, wenn diese das Höhengelände bei Jerik-Krepinski erreicht hatte."

Gegenüber Mansteins Fassung sind folgende Unterschiede beachtlich:

Bei 1. schreibt Manstein, daß der Angriff „an einem noch zu bestimmenden Tage (frühestens am 8. Dezember)" beginnen sollte.
Bei Manstein fehlt, daß der Angriff „auf kürzestem Wege" erfolgen solle.
Manstein bezeichnet als zusätzliche Aufgabe die Aufrollung der Einschließungsfront.

Bei 2. Manstein hat nicht die Klausel, daß das XXXXVIII. Pz.K. aus dem Brückenkopf bei Nishni-Tschirskaja auf Stalingrad antreten solle, sondern schreibt, daß dieses Pz.K. in den Rücken der feindlichen Deckungskräfte (die der Entsatzarmee gegenüberstünden) stoßen solle.
Manstein bringt dagegen folgenden Zusatz: „Sollte sich noch vor Angriffsbeginn der Gegner gegenüber der 4. Pz.Armee nördlich Kotelnikow erheblich verstärken oder die Lage bei der 4. rumänischen Armee, deren Aufgabe die Deckung der tiefen Ostflanke der 4. Pz.Armee war, sich erneut kritisch gestalten, so war folgende Aushilfe in Aussicht genommen: Die Panzerdivisionen der 4. Pz.Armee sollten überraschend auf dem westlichen Donufer nach Norden in den Don-Tschir-Brückenkopf von Nishne-Tschirskaja gezogen werden und den Hauptstoß aus diesem führen. Ferner war vorgesehen, daß eine schwächere Stoßgruppe aus dem Don-Tschir-Brükkenkopf westlich des Don auf Kalatsch vorstoßen solle, um die Verbindung des Gegners hier zu unterbrechen, und die Don-Brücke für die 6. Armee zu öffnen."

Bei 4. schreibt Manstein, daß für die 6. Armee der Befehl anordnete, daß sie an einem noch zu befehlenden, auf das Antreten der 4. Pz.Armee folgenden Tage aus ihrer Südwestfront zunächst in Richtung auf die Donskaja-Zaritza durchzubrechen habe, um die Verbindung mit der 4. Pz.Armee herzustellen und sich am Aufrollen der südlichen bzw. westlichen Einschließungsfront und dem Gewinn des Don-Übergangs von Kalatsch zu beteiligen.

Man beachte, daß nach Schröter die 6. Armee erst angreifen solle, wenn die Entsatzarmee das Höhengelände bei Jerik-Krepinski erreicht hätte, und daß die Aufgabe für die 6. Armee anders lautete. Manstein fügte seiner Darstellung hinzu:

> „Nach dem ausdrücklichen Befehl Hitlers sollte die Armee weiterhin die bisherigen Stellungen im Kessel halten. Daß dies praktisch nicht möglich sein würde, wenn die Armee, der 4. Armee entgegen, nach Südwesten ausbrach, war klar. Sie würde, wenn die Sowjets auf der Nord- oder Ostfront angriffen, schrittweise Raum geben müssen. Es wäre Hitler wohl nichts anderes übrig geblieben, als sich mit dieser Tatsache abzufinden, wie er es auch in späteren Fällen getan hat. (Diese Auffassung ausdrücklich in dem Befehl niederzulegen, war allerdings nicht möglich, da Hitler durch seinen

bei der 6. Armee befindlichen Generalstabsoffizier davon erfahren und sofort einen Gegenbefehl gegeben haben würde.)"

Zur Beurteilung dieser Behauptung wollen wir folgende Angaben aus aus dem Tagebuch des Wehrmachtsführungsstabes heranziehen:

„2. 12. 42 *Der 4. Panzer-Armee werden nach Kotelnikowo die 6. Panzer-Div., eine Inf.Div. aus dem Westen und eine Luftwaffen-Felddivision zugeführt. Wo die 11. und 17. Panzer-Div. eingesetzt werden, ist noch nicht entschieden. Generalfeldmarschall von Manstein will am 9. Dezember zum Angriff in der Richtung auf Stalingrad antreten.*"

Interessant ist hier, daß der ‚Wille' Mansteins registriert wird.

„8. 12. 42 *Bei der Heeresgruppe Don besteht der Eindruck, daß der Feind zwischen Stalingrad und Kotelnikowo eine starke Kampfgruppe und weitere starke Kräfte gegenüber dem Tschir-Brückenkopf versammelt. Generalfeldmarschall von Manstein glaubt, erst die letzteren Kräfte schlagen zu müssen, bevor er zum Entsatz der 6. Armee in der Richtung auf Stalingrad angreift.*"

Auch hier fällt auf, daß man seitens des FHQ Manstein jene Form der Operation überläßt, von der er glaubt, daß sie die richtige sei.

„9. 12. 42 *Generalfeldmarschall von Manstein will bei günstiger Wetterlage am 11. oder 12. Dezember zum Entsatz der 6. Armee antreten; er rechnet mit der Durchführung des Angriffs bis zum 17. Der Führer ist sehr zuversichtlich, er will die alte Stellung am Don wiedergewinnen. Seiner Ansicht nach ist die erste Phase der großen russischen Winteroffensive abgeschlossen, ohne daß sie entscheidende Erfolge gebracht hat.*"

Auch hier darf Manstein ‚wollen' und rechnet mit der Durchführung des Angriffs bis zum 17. 12. Die jetzt so betonte Schwäche der Entsatzdivisionen spielte also damals in der Meldung nach oben keine so große Rolle.

„10. 12. 42 *Generalfeldmarschall von Manstein tritt am 12. Dezember von Kotelnikowo aus zum Angriff nach Nordosten an. Als 2. Phase folgt der Angriff aus dem Tschir-Brükkenkopf, als 3. Phase der Durchbruch der 6. Armee nach*

Südwesten. Nach Kotelnikowo werden noch die 27. Panzer- und die 306. Inf.Div. herangeführt. Der Führer will eine weitere Angriffsgruppe aus der 7. und 17. Panzer-Div. bilden, um sie bei der Gruppe Hollidt vom Tschir aus zur Wiedergewinnung der Don-Linie anzusetzen."

Daß als 2. Phase der Angriff aus dem Tschir-Brückenkopf folge, war also nach oben versprochen worden. Daß die 3. Phase, der Durchbruch der 6. Armee nach dem Südwesten, entgegen der tausendfach wiederholten Lüge vom Verbot des Ausbruchs, auch von oben gebilligt wurde, ergibt sich hieraus klar.

„12. 12. 42 *Bei der Heeresgruppe Don hat heute morgen der Angriff der Panzergruppe Hoth begonnen; er hat bis 9,00 Uhr vormittags gute Fortschritte gemacht. Um das weitere Vortragen des Angriffs macht sich die Heeresgruppe keine Sorgen, da die gegenüberstehenden feindlichen Panzer-Verbände in ihrer Stärke sehr abgesunken sind. Die 11. Panzer-Div. soll der Panzergruppe zugeführt werden."*

Wenn sich die Heeresgruppe keine Sorgen machte, so waren solche im Gegensatz zu den nunmehrigen Feststellungen damals nicht notwendig oder man wollte nach oben ‚schönfärben'. Mehr über die kitzlige Frage des Ausbruchs werden wir später bringen.

Wir müssen zunächst zurückkehren zum Anfang des Dezember, dem ursprünglichen Bereitstellungstermin für das LVII. Pz.K.
Für den Entsatzangriff hatte man drei verschiedene Pläne ausgearbeitet.:

1. Der Plan ‚Dora' sah nach Scheibert*) vor,
   „in zwei Sprüngen — über den Brückenkopf des XXXXVIII. Pz.K. bei Tchirskaja das Ziel zu erreichen".
2. Der Plan ‚Wilhelm' sah vor, das Ziel durch Vorgehen entlang der nach Stalingrad führenden Bahnlinie zu erreichen.
3. Der Plan ‚Otto' war als Vorsichtsmaßnahme gedacht zur Sicherung der rechten Flanke für den Fall, daß der Versammlungsraum von Nordosten angegriffen würde.

Mit dem Plan ‚Otto' brauchen wir uns nicht näher zu befassen. Für die Pläne ‚Dora' als auch für ‚Wilhelm' war vorgesehen, daß gleichzeitig mit dem Beginn der Offensive Kräfte des XXXXVIII.

*) Horst Scheibert, „Nach Stalingrad — 48 Kilometer!", S. 48.

Pz.K. aus dem Brückenkopf von Tschirskaja angreifen sollten. Man entschied sich für den Plan ‚Wilhelm', und zwar deswegen, weil man die Bereitstellung des vollständigen Pz.K. abwarten wollte, was bisher noch an dem Ausbleiben von Teilen des 23. Pz.K. gescheitert war.

Wir haben gehört, daß Hitler Manstein — und damit noch mehr dem Oberbefehlshaber der Armeegruppe Hoth, sowie dem Kommandeur des für den Entsatzangriff tatsächlich vorgesehenen LVII. Pz.K., General Kirchner — völlig freie Hand gelassen hatte. Für sie galt also, um das große Ziel, die Rettung der Stalingrad-Armee, zu erreichen:
möglichst bald und schnell auf kürzestem Wege Verbindung mit der 6. Armee herzustellen! Voraussetzung für eine solche Lösung war in der Situation, in der sich seinerzeit alle beteiligten Frontabschnitte ‚Stalingrad-Armee', ‚Entsatzarmee' und ‚Tschirfront' befanden, eine möglichst improvisierte, großzügige und mutige Lösung — auch auf die Gefahr hin, daß nicht alle Voraussetzungen einer orthodoxen Lösung erfüllt waren.

Das wäre die nach dem Plan ‚Dora' gewesen, von dem Scheibert selbst sagt, daß er etwas ‚Bestechendes' hatte. Seine Ausführung hätte etwa so aussehen müssen: Die 6. Pz.Div. mußte am 6. Dezember von Kotelnikowo (am südlichen Aksai) aus, angelehnt an das südliche (linke) Donufer, Richtung Generalowski über den Unterlauf des nördlichen Aksai vorstoßen (Entfernung 40 km), von dort dem Tschir-Brückenkopf zustreben (Entfernung 45 km), sich mit den bereitstehenden Kräften des XXXXVIII. Pz.K. der Armeegruppe Hollidt vereinigen und beiderseits der Bahnlinie Tschirskaja-Stalingrad auf den Kessel mit Zielpunkten Marinowoka und Zybenkow (Entfernung 50 bzw. 60 km) durchbrechen. Es mußte natürlich für die schärfste Geheimhaltung der Operation und völlige Abstimmung mit der 6. Armee Sorge getragen sein. Welche Voraussetzung waren zu diesem Zeitpunkt für ein Gelingen der Operation nach diesem Plan gegeben:

1. Die 6. Pz.Div. war eine Division von einer Kampfstärke, wie sie noch kaum je eine Division der deutschen Armee hatte. Sie war im Westen unter dem Kommando osterfahrener Offiziere sorgfältigst zusammengestellt und ausgebildet worden und wurde in 78 Eisenbahntransporten auf zwei Bahnlinien an die Ostfront verlegt. Wir wollen dazu hören, was über die Stärke dieser Division der Schriftsteller H. H. Mantello (Pseudonym), der diese Angaben von dem ihm befreundeten Kommandeur der

6. Pz.Div., Herrn Generaloberst Raus, selbst bekommen hat, schreibt:*)

„Bei der Division waren Panzerkampf, Panzervernichtung, Kampf bei Dunkelheit und schlechtem Wetter, sowie das Zusammenwirken aller Waffen, Gegenstand besonders sorgfältiger Ausbildung. Für den vorgesehenen neuen Einsatz in Rußland ausgezeichnet vorbereitet und von hohem Kampfgeist beseelt, traf die 6. Panzerdivision mit etwa 10 Prozent über den eigentlichen Stand vor Stalingrad ein. Ihre 160 Panzer vom Typ ‚IV-lang' und 42 Sturmgeschütze sowie die 20 schweren Panzerspähwagen gaben dieser Division eine ungeheuere Stoßkraft. Versorgung und Nachschub dieser Elite-Division wurden durch 4200 neue Kraftfahrzeuge gewährleistet. Die Führung befand sich in den Händen kampferprobter Kommandeure, die zur Lösung jeder, noch so schwierigen Aufgabe befähigt waren. Außerdem wußten Offiziere und Mannschaften, daß es hunderttausende von Kameraden zu befreien und damit die Hoffnung von Millionen Deutscher zu erfüllen galt. Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß dadurch jeder einzelne, ob Führer oder Mann, zur Höchstleistung angespornt wurde."

Der Russe hatte in jener Zeit nur eine Sorge, diese Division auf alle Fälle aufzuhalten und deswegen beschäftigte er sich im wesentlichen mit ihr. Manstein schreibt selbst in ‚Verlorene Siege':

„Vor der im wesentlichen aus rumänischen Truppen bestehenden Ostfront der 4. Pz.Armee, an der unter dieser das rumänische AOK 4 das Kommando führte, blieb es jedoch ruhig, ebenso wie vor der um Elista stehenden 16. mot. Division."

Daneben muß berücksichtigt werden, daß in der Bereitstellung begriffen waren: die 23. Pz.Div., die 15. Luftwaffen-Felddivision und die 17. Pz.Div., mit denen man aber rechnen konnte. Im übrigen war die 23. Pz. Div. mit ihren ca. 30 Panzern kein so starker Zuwachs, als daß man unter Umständen nicht ohne sie auskommen konnte. Die ersten Transporte der 6. Pz.Div. waren am 27. 11. in Kotelnikow eingetroffen und mußten schon kurz nach dem Ausladen in einen plötzlichen Angriff der Russen eingreifen, dessen Abwehr ihnen auch gelang.

*) ‚Versammlung und Vorstoß der 6. deutschen Panzerdivision zur Befreiung von Stalingrad' in der ‚Allgemeinen Schweizerischen Militärzeitschrift' Juni/Juli 1950 S. 468.

2. Bis zum 5. Dezember war die ganze Division im Aufmarschraum von Kotelnikow eingetroffen. Da zeigten sich auch schon die ersten Anzeichen eines erwarteten russischen Großangriffs. Eine Angriffswelle russischer Panzer, mot. Infanterie und Reiterabteilungen stieß auf die Enge von Pochlebin vor und bedrohte Kotelnikow, den Ausgangspunkt der deutschen Entsatzoperation. Um dem Leser einen lebendigen Eindruck von der Kampfkraft der 6. Pz.Div. zu geben, wollen wir hier die Stelle zitieren, in welcher Mantello diese Abwehrschlacht schildert:

„Die Russen wußten, was auf dem Spiele stand und wollten die Enge von Pochlebin, ihr Ausfallstor nach Kotelnikow unter allen Umständen offen halten. Und die Russen wußten genau, daß eine frische eigene Division in Anmarsch war, die eine siegreiche Entscheidung herbeizuführen in der Lage war. Es war ein überwältigender Anblick, als die langen russischen Kolonnen, Panzer, Reiter und Infanterie im Vorrücken auf der Straße nach Pochlebin sichtbar wurden. Beträchtliche Teile der russischen Angriffsverbände waren bereits im Orte, in Auen und Schluchten verschwunden, als plötzlich, wie schwarze Raupen, die deutschen Panzer in mehreren Keilen auf den beschneiten Höhen erschienen. Sie mußten sich im Schnee langsam an die Russen heranfurchen, die von der ihnen drohenden Gefahr noch nichts ahnten. Das erst vor kurzer Zeit im Fußmarsch von der afghanischen Grenze hierher verlegte russische Reiterkorps hatte bisher lediglich Grenzschutztätigkeit ausgeübt, aber noch keinen modernen Kampf erlebt. Diese Unerfahrenheit wurde den Russen zum Verhängnis. Kein russischer Reiter, kein Panzer, kein Infanterist erklomm das unübersichtliche, zerklüftete Höhengelände, um aufzuklären oder zu sichern. Niemals hätten sonst dem russischen Reiterkorps die Bewegungen der zahlreichen deutschen Panzerverbände verborgen bleiben können. Diese Vorteile ausnützend, brachen die Deutschen wie ein Ungewitter über die Russen herein. Diese sahen sich plötzlich von über 200 Panzern und gepanzerten Fahrzeugen überfallen. Was das bedeutet, kann nur jemand ermessen, der einen solchen Panzerüberfall miterlebt hat. Zweihundert Feuerschlünde spien ihre Granaten gegen die vollkommen überraschten russischen Panzer, Fahrzeuge und Artillerie. Über 300 deutsche Maschinengewehre hielten eine furchtbare Ernte unter den sorglosen Reitern, Pferden und Gespannen. Wer entrinnen konnte, versuchte sich über den Fluß zu retten. Das dünne Eis

brach aber durch, Menschen, Panzer, Fahrzeuge, Pferde und Gespanne samt zahllosem Gerät wurden von den eiskalten Fluten verschlungen. Die letzten Teile der langen russischen Kolonne glaubten dem Schicksal durch Umkehr entgehen zu können. Aber auch diese Versuche waren vergeblich; aus 20 schweren Panzerspähwagen schlug ihnen Geschütz- und Maschinengewehrfeuer entgegen, so daß auch dieser Rückweg verlegt war. Die Russen mußten schrittweise in den Kessel hinein, der sich in weiterer Folge noch mehr verengte. Um zehn Uhr vormittags war das Schicksal des russischen Reiterkorps besiegelt. Aber noch viele Stunden lang wehrten sich die in Pochlebin eingeschlossenen Russen mit großer Tapferkeit und Verbissenheit. Der Ort geriet in Brand. Ein Rauch- und Feuermeer verhüllte den Untergang der russischen Besatzung. Die einbrechenden deutschen Panzergrenadiere mußten erst im Handgranatenkampf den letzten Widerstand der russischen motorisierten Schützen brechen, die um jedes Haus, um jedes Erdloch fochten. Aus Sumpf und Buschwerk schossen russische Verteidiger schon in aussichtsloser Lage noch bis zum Mittag. Im Gelände zwischen Pochlebin und dem Kampffeld des Vortages kämpften aber immer noch einige schwere russische Panzer, um das Ausbrechen der eingekesselten russischen Verbände zu erleichtern. Die Russen versuchten über den Fluß zu entkommen, was aber nur ganz wenigen gelang. Andere wieder wollten zwischen den Ortsstützpunkten durchbrechen, mußten aber im Kreuzfeuer unter schweren Verlusten zurückweichen.

Ein größerer russischer Verband glaubte zwischen zwei Balkas eine Lücke gefunden zu haben und versuchte nach Westen zu entkommen. Er wurde von den deutschen Sicherungen infolge des dichten, über dem Kampffeld liegenden Rauches und des Nebels erst ganz spät erkannt. Die deutschen Sicherungen meldeten übereinstimmend und aufgeregt, daß sich den eigenen Linien eine unkenntliche Masse nähere, von der man nicht feststellen könnte, ob es Menschen, Pferde oder Panzer wären. Erst als diese russische Masse den Höhenkamm überflutete und auf den Ort Majorovski vorstürmen wollte, erkannte man, daß es sich um eine komplette russische Kamelreiter-Brigade handelte, die nun in einen Feuerorkan hineinraste. Die vordersten Linien der Kamelreiter brachen wie vom Blitz gefällt zusammen, während die nachfolgende Masse vollkommen zersprengt, zerschlagen, zurückflutete. Da sich in dem Gelände die russischen Kamelreiter schneller und wendiger erwiesen als die deut-

schen Panzer, gelang es einem Teil, den Fluß Aksai zu durchfurten und das Wettrennen auf Leben und Tod zu gewinnen.

In den Nachmittagsstunden war der Kessel gesäubert und die zweitägige Schlacht beendet. Aber noch Tage später fand man versprengte russische Infanterie und Reiterschwadronen, die sich versteckt hielten. Halbverhungert wurden die russischen Soldaten und ihre kleinen Steppenpferde eingebracht und versorgt. – Eine russische Division war im Raume von Pochlebin, die andere auf dem Wege dorthin zerschlagen worden. Auf der Straße und im Ort standen 56 russische Panzerwracks. Unzählige Kriegsgefangene und über 2000 Pferde waren in die Hände der Deutschen gefallen. Die beiden russischen Divisionskommandeure waren an der Spitze ihrer Truppen gefallen. Nur dem russischen Korpsführer gelang es, sich mit einem Teil seines Stabes, verzweifelnd wehrend, durchzuschlagen und das andere Ufer zu gewinnen."

Die wichtigsten russischen Abwehrkräfte, die die Befreiungsdivision aufhalten sollten, waren also in dem Raume zwischen dem südlichen und nördlichen Aksai vernichtet worden, so daß man in Ausnützung der Lage, die durch den überraschenden Ausgang dieses Kampfes für den Feind entstanden war, die möglichst rasche Durchführung des Planes ‚Dora' wagen konnte, um auf Generalowski-Tschirskaja vorzustoßen und zusammen mit den Kräften der Armeegruppe Hollidt das Endziel zu erreichen.

3. Zu diesem Zeitpunkt war das Wetter geeignet, weil der Boden leicht gefroren war.
4. Außerdem hatte im Gebiet zwischen dem südlichen und nördlichen Aksai der Russe bis zum 8. Dezember keine nennenswerten Kräfte stehen, weil er solche nach Zerschlagung seiner Hauptgruppe gar nicht so schnell herbeischaffen konnte. Erst am 8. 12. abends 18.00 Uhr konnten an der Mischkowa feindliche Kräfte festgestellt werden. Es ist auch interessant, daß Generalmajor Doerr schreibt, daß es eine mit großer Erleichterung aufgenommene Überraschung gewesen sei, daß der Feind am 7. 12. nicht nur nicht angriff, sondern sogar begann, sich aus dem Raume Budarka-Krainjaja Balka nach Osten zurückzuziehen. Er schließt ganz richtig, daß die Vermutung naheliege, daß dies eine Folge der Niederlage gewesen sei, die die 6. Pz. Div. dem Gegner am 5. 12. bei Kotelnikow beigebracht habe und das russische Armeeoberkommando zur Vorsicht veranlaßte. Es ist klar, daß die Russen ihre Kräfte immer zunächst auf

die Abwehr unserer Hauptstoßgruppe hätten konzentrieren müssen, so daß die Reste der Armeegruppe Hoth zuzüglich der neu herangeführten Einheiten ausgereicht hätten, um die übrige Front solange zu halten, bis die Stoßgruppe bei der 6. Armee war, was natürlich die Herren, die zur anderen Lösung griffen, bestreiten werden. Einen, wenn auch völlig danebengehenden Versuch — ich kann mir denken, von wem er inspiriert wurde — macht Scheibert*) indem er, nachdem er den Plan ‚Dora' als etwas ‚Bestechendes' bezeichnet hatte, schreibt:

„Er entfiel jedoch ebenfalls, da sich die Front im Brückenkopf (von Tschirskaja, d.V.) nur noch mit letzter Mühe halten konnte. Sie wurde am 14. Dezember vom Russen eingedrückt."

Was nach dem 14. Dezember mit dem Brückenkopf los war, interessiert für die Betrachtung des Planes ‚Dora' überhaupt nicht, sondern es genügt die Tatsache, daß der Brückenkopf bis zum 14. 12. bestand. Außerdem muß berücksichtigt werden, daß zu jener Zeit der Armeegruppe Hollidt in der Nähe des Brückenkopfes die 336. Inf.Div. und die 11. Pz.Div. neu zugeführt worden waren und es nach Manstein noch weiterhin beabsichtigt war, „das Korps, sobald es die Lage irgendwie gestatten würde, unter Ausnutzung der vorerwähnten Don-Brücke zum Zusammenwirken mit der Entsatzgruppe der 4. Pz.Armee zu bringen."
Leider ist nichts mehr an der Tatsache zu ändern, daß diese einmalig günstige Gelegenheit nicht ergriffen wurde, doch festgestellt werden muß es deswegen, damit der Leser den roten Faden entdecken kann, der sich bei den Operationen Mansteins leicht verfolgen läßt. Nach dem Rezept ‚man nehme' wartete man zunächst ab, bis das ganze LVII. Pz.K. versammelt und bereitgestellt war, und ließ dem Gegner so die wertvollste Zeit — um sich vorzubereiten auf die Abwehr des ihm natürlich schon längst bekannten Entsatzangriffs. Am 9. 12. richtete Manstein folgende Beurteilung der Lage an das OKH (nicht interessierende Teile sind weggelassen, d.V.), zu der wir im einzelnen folgendes bemerken müssen:

Zu 1) Feindlage: Manstein meldet, daß der Gegner in den letzten 10 Tagen weitere starke Kräfte herangebracht habe. Er bestätigt also das, was beim Fall ‚Dora' zum Ausdruck gebracht wurde.

*) Horst Scheibert: „Nach Stalingrad — 48 Kilometer", S. 48.
Es ist bedauerlich, daß sich dieser sicher tapfere und anständige, aber ahnungslose Offizier, der selbst von „tendenziöser Aufmachung der über Stalingrad erschienenen Bücher" spricht, von interessierter Seite ‚schematisieren' und dadurch zu völlig irrigen Schlußfolgerungen verleiten ließ, die mit der Wirklichkeit in Widerspruch stehen.

Zu 3) Eigene Absicht: Wenn Manstein hier aufgeweichten Boden meldet, so traf dies für Zeit und Gebiet, die für unseren Fall in Frage kamen, nicht zu. Hervorzuheben ist, daß Manstein selbst schreibt, daß das Heranziehen der 17. Pz.-Div. für den Angriff ‚notwendig und befohlen sei', während er es im Textteil seines Buches so darstellen will, als ob Hitler die 17. Pz.Div. anderweitig zu lange zurückbehalten habe. Tatsache ist, daß sie der Heeresgruppe Don als Reserve zugeteilt worden war und Manstein freie Verfügung darüber hatte.

Zu 4) Zum Abschnitt Gesamtbeurteilung werden wir später Stellung nehmen.

Geheime Kommandosache — *9. 12. 1942*
Chefsache
Nur durch Offizier

An OKH Chef des Gen.Stabs
OKH Op.Abt.

Beurteilung der Lage

1. Feindlage. Der Gegner hat in den letzten 10 Tagen weitere starke Kräfte gegen die Heeresgruppe zum Einsatz gebracht. In erster Linie die in der Lagebeurteilung vom 28. November, Ziff. Ic erwarteten Reserven, darüber hinaus jedoch noch weitere Kräfte Insgesamt sind von der Heeresgruppe festgestellt:

86 Schützen-Div.
17 Schützen-Brig.
54 Pz.-Brig.
14 mot. Brig.
11 Kav.-Div.

insgesamt also 182 große Verbände. Ferner noch 13 selbständige Panzer-Regtr. und einzelne Pz.-Batlne. und Pak-Brig.

Der Gegner hat in den letzten 10 Tagen abwechselnd auf der Nord-, West- und Südfront angegriffen. Sein Hauptdruck liegt zweifellos auf der Westfront. Verhältnismäßig schwach ist er auf der Südwestfront.

2. Eigene Lage.

a) 6. Armee. Die Armee hat bisher alle Feindangriffe, wenn auch unter erheblichen Verlusten, abgeschlagen. Über ihre derzeitige Kampfkraft geht besondere Meldung zu.

b) 4. Pz-Armee. Die Versammlung des 57. Pz.-Korps ist infolge Steckenbleibens der Räderteile der 23. Pz.-Div. statt wie erhofft am

3. Dezember erst am 10. Dezember mit den Kampfstaffeln im wesentlichen abgeschlossen.

Das 48. Panzer-Korps (336. Inf.-Div., 11. Pz.-Div. und 7. Lw-Feld-Div.) mußte zunächst zur Wiederherstellung der Lage an der Tschirfront eingesetzt werden. Der Kampf ist noch nicht abgeschlossen.

c) Rumänische Verbände. Die 4. rum. Armee steht nördlich anschließend an 16. ID (mot.) zur Zeit fest. Es muß jedoch damit gerechnet werden, daß sie im Fall eines stärkeren Angriffs von Norden her nicht hält, um so mehr, als sie durch Marschall Antonescu angewiesen wurde, ein Abgeschnittenwerden zu vermeiden.

Bei 3. rum. Armee, bis auf das im Rahmen der Gruppe Hollidt stehende und einigermaßen intakte 1. rum. AK, geht die Kampfkraft der vorn eingesetzten Reste der rum. Divisionen nicht wesentlich über 1 bis 2 Batl. hinaus. Artillerie ist in nennenswertem Umfang nicht mehr vorhanden. Die Wiederaufstellung von Verbänden rückwärts hat mangels Waffen zu einem nennenswerten Ergebnis noch nicht geführt. Es ist auch nicht zu verkennen, daß die rumänischen Kommandobehörden nicht mit der Tatkraft handeln, die erforderlich wäre. Sie bezeichnen die Niederlage als „durch höhere Gewalt verursacht", worin sie die deutsche Führung einbeziehen. Im übrigen wird die gesamte Front der 3. rumänischen Armee durch Alarmeinheiten, Urlauber-Einheiten usw. gehalten. Mangels Artillerie und Pak darf man sich keiner Täuschung hingeben, daß diese Front einem Angriff starker Feindkräfte, insbesondere Pz.-Kräfte, auf die Dauer nicht gewachsen ist. Diese zusammengewürfelten Verbände ohne festes inneres Gefüge müssen in absehbarer Zeit durch Kampfverbände abgelöst werden, weil ihre Zusammensetzung und ihr Kampfwert einen längeren Fronteinsatz nicht zulassen, sie auch, soweit es sich um Spezialtruppen der rückwärtigen Dienste handelt, ihren eigentlichen Aufgaben auf die Dauer nicht ohne Schaden für die Gesamtversorgung entzogen werden können.

3. Eigene Absicht. Die Heeresgruppe beabsichtigt, sobald wie irgend möglich, mit der 4. Pz.-Armee wie gemeldet zum Angriff anzutreten, um eine Verbindung mit der 6. Armee herzustellen. Zur Zeit läßt aufgeweichter Boden das Vorgehen des 57. Pz.-Korps jedoch nicht zu.

Ob die Divisionen des 48. Pz.-Korps am 11. Dezember an der Tschirfront voll freigemacht sein können, ist noch nicht sicher. Das Heranziehen der 17. Pz.-Div. für diesen Angriff ist notwendig und befohlen. Da damit gerechnet werden muß, daß der Gegner seine Angriffe an der Tschirfront in allgemeiner Richtung Morosowskaja

in absehbarer Zeit erweitert, muß zur Entlastung dieser Front eine Mitwirkung der Gruppe Hollidt, sei es durch Angriff in allgemeiner Richtung Perelasowskij oder durch Abgabe einer deutschen Division, erfolgen.

4. Gesamtbeurteilung. Das Maß der Kräfte, das der Gegner gegen die Heeresgruppe Don herangeführt hat, läßt keinen Zweifel darüber, daß er hier den Schwerpunkt seiner Gesamtoperationen sieht. Er wird den Kampf hier unter weiterer Heranführung von Kräften aus anderen Fronten solange fortführen, wie er nur irgend kann.

Ganz gleichgültig wie sich die Lage hinsichtlich der 6. Armee auch in der nächsten Zeit entwickeln möge, wird daher eine fortdauernde Kräftezuführung zur Heeresgruppe Don erforderlich bleiben. Entscheidend dabei ist, daß das Tempo der Zuführung mit allen Mitteln gesteigert wird. Bei dem derzeitigen Tempo bleiben wir gegenüber dem Russen immer in der Nachhand. Ich halte es ferner für erforderlich, daß alles geschieht, um die rumänischen Armeen wieder verwendungsfähig zu machen, insbesondere aber den Kampfwillen und das Vertrauen in die deutsche Führung wiederherzustellen.

Zu der Frage, ob nach Herstellen der Verbindung zur 6. Armee diese aus dem Kessel herauszunehmen ist oder nicht, sind m. E. folgende Gedanken abzuwägen:

a) Beläßt man die Armee im Festungsgebiet, so ist es durchaus möglich, daß sich auch der Russe hier verbeißt und sich nach und nach in nutzlosen Angriffen verblutet, daß also Stalingrad das Grab seiner Angriffskraft wird. Man muß sich aber klar darüber sein, daß die 6. Armee im Festungsgebiet unter besonders ungünstigen Bedingungen leben und kämpfen muß und daß es bei dem derzeitigen, noch längere Zeit anhaltenden Kräfteverhältnis durchaus im Bereich der Möglichkeit liegt, daß die Verbindung wieder einmal verloren geht, eine entscheidende Wendung der Lage jedenfalls in den nächsten Wochen noch nicht erwartet werden kann.

b) Anderseits muß man aber auch mit der Möglichkeit rechnen, daß der Russe richtig handelt und, unter Aufrechterhaltung der Einschließung von Stalingrad, mit starken Kräften im Bereich der 3. und 4. rum. Armee angreift mit dem Ziel Rostow. Es sind dann unsere wesentlichsten Kräfte operativ unbeweglich im Festungsgebiet Stalingrad und zum Offenhalten der Verbindung dorthin gebunden, während der Russe auf der ganzen übrigen Front der Heeresgruppe Handlungsfreiheit hat. Diese Lage den ganzen Winter über aufrechtzuerhalten, erscheint mir nicht zweckmäßig.

c) Die Folgerung des Entschlusses, die 6. Armee bei Stalingrad

zu belassen, muß zwangsläufig auch der Entschluß sein, dann diese Schlacht bis zu einer vollen Entscheidung durchzuschlagen. Dies bedingt:

aa) einen Kräftezuschuß zur 6. Armee zur Aufrechterhaltung ihrer Abwehrkraft durch Zuführung von Lw.-Feld-Divisionen, die in die Verbände der Armee einzugliedern wären.

bb) Zunächst Stützung der Anschlußfronten der 4. und 3. rumänischen Armee durch deutsche Kräfte, da das Halten dieser Fronten mit den rumänischen Trümmern und Alarmeinheiten auf die Dauer nicht gesichert ist.

cc) Sobald die eigenen Kräfte es zulassen, entscheidungsuchende Offensive.

Ob die Kräfte hierzu zur Verfügung gestellt und in bemessener Zeit herangebracht werden können, entzieht sich meiner Beurteilung.

Der Oberbefehlshaber der H.Gr. Don

gez. v. Manstein
Generalfeldmarschall

Ia Nr. 0354/42 geh. Kdos. Chefsache.

Nachdem also die Bereitstellung der 23. Pz.Div. mit ihren nur 30 Panzern beendet war, entschloß man sich, das Herankommen der 17. Pz.Div., die der Heeresgruppe als Reserve zugeteilt war und über die man schon seit spätestens dem 9. 12. Befehlsgewalt hatte, nicht mehr abzuwarten und den Angriff am 12. 12. beginnen zu lassen.

Das LVII. Pz.K. sollte von Kotelnikow aus entlang der Bahn nach Stalingrad vorstoßen, den Feind zwischen Don und Eisenbahn vernichten und Brückenköpfe über den nördlichen Akssai gewinnen. Die anderen Teile der Armeegruppe Hoth waren teils für den Flankenschutz und teils für die Säuberung des von dem Panzerkorps eroberten Geländes bestimmt.

Über die Fortsetzung des weiteren Angriffes nach Erreichen des nördlichen Akssai wollte man sich später schlüssig werden.

Insgesamt waren es von dem Ausgangspunkt des Angriffes bis zum nördlichen Akssai 47 km, von da ab bis Wassiljewka an der Mischkowa 20 km und von dort bis zum Einschließungsring (Zybenko) 53 km, insgesamt also 120 km Luftlinie.

Am ersten Tag gelang es schon, den Angriff der 6. Pz.Division bis zum nördlichen Akssai vorzutragen. Wir wollen dem Leser einen Eindruck von dem Verlauf des Angriffes der 6. Pz. Div. vermitteln, indem wir den Bericht davon wiedergeben, den H. H. Mantello nach

der Schilderung des Divisionskommandeurs in verschiedenen Zeitschriften unter dem Titel: ‚Der Mann, der Paulus befreien sollte'*) veröffentlichte:

„Der 12. Dezember 1942 war angebrochen. Noch vor Morgengrauen standen die 6. Panzerdivision und rechts zurückgestaffelt auch die 23. Panzerdivision zum Durchbruch bereit. Über allen vorbereitenden Bewegungen lag noch dichte Finsternis. Dann brach ein wunderschöner, sonniger Wintertag sich Bahn...

Die einzelnen Führer blickten auf die Uhren... Da... plötzlich wurde das unheimliche Schweigen vom brüllenden Donner aller Geschützrohre der Division unterbrochen. Über die Köpfe hinweg sausten und fauchten in ununterbrochener Folge die Granaten. Unwillkürlich zuckte alles zusammen und nahm eine gebückte Haltung ein. Aber schon waren die ersten Lagen hinweggebraust und schlugen beim Bahnhof Gremjatschi ein. Die dritte Lage saß mitten im russischen Hauptstützpunkt. Unter dem wahnsinnigen Trommeln der Geschütze wurden die Motoren der Panzer angeworfen.

In tiefen Keilen brausten die Panzer über die ersten russischen Stellungen hinweg durch die Steppe. Die Katastrophe war so unheimlich schnell über den überraschten Gegner hereingebrochen, daß er sein schweres Kampfgerät nicht mehr zu retten vermochte. Die russischen leichten und schweren Batterien standen, soweit sie nicht durch deutsche Artillerie zertrümmert waren, unbeschädigt und feuerbereit in ihren Feuerstellungen. Mit Blitzesschnelle waren sie von deutschen Panzern umgangen und im Rücken gefaßt worden, so daß sie nicht zum Schuß kamen. Die herbeirasenden Bespannungen brachen im deutschen Maschinengewehrfeuer zusammen. Wie von einem Orkan weggefegt, waren die Reste der sowjetischen Schützen im hohen Steppengras verschwunden.

Schließlich stand ein fast drei Kilometer breites Tor für die Deutschen offen, Reserven rückten nach, um den nun beginnenden eigentlichen Großangriff auf Werchne-Kumsk auszuführen. Der Ort war von den Russen zu einer Festung ausgebaut worden, aus allen Richtungen schlug den deutschen Aufklärungstrupps stärkstes russisches Feuer entgegen. Russische Panzerbewegungen von Westen gegen den Ort wurden deutlich beobachtet. Es war klar, daß die Russen den Deutschen einen überaus heißen Empfang zu bereiten gedachten.

*) H. H. Mantello in ‚Stuttgarter Illustrierte'.

Aber die 6. Panzerdivision dachte nicht daran, ihre Panzer ins Verderben zu jagen. Auch die deutschen Panzergrenadiere wären, von den Höhen auf vollkommen deckungsloses Gelände herabkommend, in ein vernichtendes Feuer der Russen gelaufen. Der deutsche Angriff wurde daher gestoppt und — für die deutsche Kriegsführung eine Seltenheit — sollte erst nach Einbruch der Dunkelheit fortgesetzt werden. Während der Nachmittagsstunden wurden die am Rande von Werchne-Kumsk von den Deutschen erkannten schweren Waffen der Russen durch Artillerie bekämpft. Deutsche Stuka-Verbände griffen die russischen Panzeransammlungen und Grubenpanzer, sowie Panzerabwehrgeschütze ununterbrochen bis in die Abendstunden an. Erst bei Eintritt vollständiger Dunkelheit begannen die deutschen Panzergrenadiere mit dem Angriff. Lautlos schlichen sie sich vor. Noch glühende Trümmer abgebrannten Häuser erleichterten die Orientierung. Bewegungen, Rufe und sonstige Unruhe im Orte ließen darauf schließen, daß die Russen nicht mit einem nächtlichen Angriff der Deutschen rechneten. Gespenstern gleich schlichen sich die Späh- und Stoßtrupps an die Ortsränder heran. Sie beobachteten die Russen bei der Essensausgabe, auch sonst herrscht unbekümmertes Treiben in Werchne-Kumsk.

Dies war der gegebene Augenblick für den Überfall!

Von drei Seiten drangen die Panzergrenadiere vom Regiment 114 mit ohrenbetäubendem Hurra in den Ort ein. Die überraschten Russen wurden von einer Panik erfaßt und versuchten aus der Falle zu entkommen. Zahlreiche Russenpanzer wollten gegen Norden entfliehen, um den heranschleichenden Panzervernichtern zu entgehen. Die gesamten russischen Panzerabwehrgeschütze, alle beschädigten Panzer, sowie zahlloses schweres Gerät fielen in die Hände der Deutschen. Fast ohne Verluste war die russische Schlüsselstellung genommen worden. Die deutschen Grenadiere zu Fuß hatten den Sieg errungen, der den Panzern am Vortage versagt geblieben war."

Auch die 23. Pz.Div. war gut vorangekommen und konnte bereits am 14. 12. einen Brückenkopf an den Brücken bei Krugljakoff bilden. Die 6. Pz.Div. mußte jedoch auf scharfe russische Panzerangriffe hin am 16. 12. das so rasch eroberte Werchne Kumskij wieder aufgeben und sich zum Akssai zurückziehen. Da ein Teil der Division eingeschlossen war, mußte der hartnäckige Kampf um den Ort fortgesetzt werden, und es gelang erst am 19. 12., ihn mit Hilfe der inzwischen herangekommenen 17. Pz.Division zu nehmen. Diese Division war schon am 17. 12., vom Don her kommend, bei

Generalowskij über den Akssai vorgestoßen und hatte gewissermaßen den Plan „Dora“*) ‚vorexerziert‘, Sie verfolgte die bei Werchne-Kumski geschlagenen Russen bis nach Nishne-Kumskij und Gromosslawska, so daß sie schon am 19. 12. an der Mischkowa stand.

Eigenartig ist es, daß man, nachdem man sich schon für den anderen Plan entschieden hatte, entlang der Bahn in Richtung Sety „südwestlich Tundotowo“ durchzustoßen, dieses Ziel nicht konsequent verfolgte, sondern die 6. Pz.Div. weiter westlich bei Werchne-Kumski in tagelange, schwere Kämpfe verwickeln ließ. Auch Gen.Major Doerr nimmt hieran Anstoß:

„Eine andere Frage ist, ob das LVII. Pz.K. bei einer anderen Kampfführung näher an die 6. Armee herangekommen wäre. Da die Armeegruppe Hoth ja die Absicht hatte, „südwestlich Bahnhof Tundotowo die Vereinigung mit der 6. Armee zu suchen“, stellt sich die Frage, warum das LVII. Pz.K. nach Gewinnung des Brükkenkopfes von Krugljakoff nicht auf dem kürzesten — und für Panzer günstigsten — Wege, d. h. über Bahnhof Abganerowo nach Nordosten vorstieß, sondern sich nach Nordwesten wandte, wo es in der schweren Schlacht von Werchne Kumski mehrere Tage Zeit verlor und hohe Verluste an Blut und Material erlitt. Denn dadurch, daß es sich in den Mischkowa-Abschnitt verbiß, verlor es seine Stoßkraft in Kämpfen, die seiner Eigenart nicht entsprachen und für die ihm die erforderlichen Infanteriekräfte fehlten“. „In den Tagen von Werchne Kumski gab es „ernste Meinungsverschiedenheiten“ zwischen Armeegruppe und LVII. Pz.Korps (Gen. d. Pz. Kirchner.)“

Der 6. Pz.Div. gelang es ebenfalls noch am 19. 12. bis Wassilijewka an die Mischkowa zu kommen. Es entwickelten sich hartnäkkigste Kämpfe mit den immer mehr sich verstärkenden russischen Panzerkräften, die auf alle Fälle einen Durchbruch des Panzerkorps zum Einschließungsring verhindern wollten. Trotzdem wollte man am 22. 12. von Wassillijewka nach Norden vorstoßen. Obwohl die Kämpfe auch am 22. 12. sehr hart waren und ständig Angriffe durch neu herangeführte Kräfte des Feindes abgewehrt werden mußten, blieb nach den Funksprüchen der Kampfgruppe Hünersdorff und des Pz. Regiments 11 die Absicht bestehen, den Angriff am 23. 12. nach Norden fortzusetzen. Man hatte nur noch 48 km bis zur äußersten Spitze des Kessels.

In diesem Zeitpunkt wollen wir nun den fesselnden Bericht H.

*) Seite 94 in ‚Der Feldzug nach Stalingrad‘.

H. Mantellos*) bringen, in dem er uns die Hoffnungen der Truppe, ihren Willen, die Stalingradarmee zu befreien und die tragische Wendung der Dinge so meisterhaft beschreibt:

„Ein Befehl vom 23. Dezember 1942 vormittags schien jeden Zweifel zu beseitigen. Dieser Befehl sah für den 24. Dezember, also dem Heiligen Abend, morgens den Vorstoß aller gepanzerten Teile der 6. Panzerdivision um weitere 33 Kilometer in Richtung Stalingrad vor. Die Panzerdivision sollte bis auf nächste Entfernung an die Festung Stalingrad herankommen, um der nicht mehr genügend leistungsfähigen Besatzungstruppe die Hand zu reichen und sie unter Panzergeleit hinter den gesicherten Muschkowa-Abschnitt zu bringen. Da deutsche Eisenbahnpioniere und Eisenbahner die Bahn schon längst bis an den Fluß Aksai vorgebaut hatten, außerdem abere auch einige tausend Kraftwagen den Befreiern zur Verfügung standen, konnte das Problem der Versorgung und des Abtransportes dieser Massen aus Stalingrad nicht unlösbar sein. Auch war nicht anzunehmen, daß die erst seit einem Monat eingeschlossenen deutschen Truppen nicht mehr die Kraft aufbringen sollten, zu Fuß zu marschieren, wo es doch um Freiheit und Leben ging. Dieser Befehl vom 23. Dezember gab der Entsatztruppe neuen Auftrieb und bestärkte sie in dem Glauben, das Weihnachtsfest schon gemeinsam mit den befreiten Kameraden aus Stalingrad verbringen zu können.

Die Vorbereitungen für den letzten Vorstoß waren schnell getroffen und zwar gründlich, hing doch von ihm das Schicksal Stalingrads ab.

Über 120 Panzer, 40 Sturmgeschütze, 24 schwere Panzerspähwagen, 1 gepanzertes Grenadierbataillon, 1 gepanzerte Kradschützenkompanie, 1 gepanzerte Pionierkompanie und 1 Panzerartillerieabteilung waren im Schwerpunkt für den letzten Durchbruch auf Stalingrad vorgesehen. Die beiden deutschen Nachbardivisionen — 17. und 23. sowie die ungepanzerten Teile der 6. Panzerdivision sollten ihre bisherigen Stellungen halten. Die 17. und 23. Panzerdivision waren auch viel zu schwach, um irgendwie entscheidend eingreifen zu können.

Es ist aber alles ganz anders gekommen!

Ganz überraschend traf im Laufe des 23. Dezember ein zweiter Befehl ein, der den ersten aufhob und die ... sofortige Herauslösung der 6. Panzerdivision forderte. Die beiden schwachen Nachbardivisionen hatten den Raum der 6. Panzerdivision zusätzlich (!)

*) H. H. Mantello: ‚Der Mann, der Paulus befreien sollte', ‚Stuttgarter Illustrierte'.

zu übernehmen. Bei der 6. Panzerdivision hielt man diesen Befehl zuerst für eine ... Mystifikation. Rückfragen aber ergaben, daß der Befehl wirklich so lautete. Noch in der Nacht vom 23. zum 24. Dezember 1942 mußte die 6. Panzerdivision herausgenommen und nach Potemkinskaja am Don in Marsch gesetzt werden. Hier war für sie bereits eine 400 Meter lange Kriegsbrücke vorbereitet, auf der sie den Strom überschreiten sollte.

Nun war auch dem letzten deutschen Soldaten der bisherigen Schwerpunktgruppe klar, daß der zweite Befehl den Untergang der Kameraden in Stalingrad bedeutete. Alle Opfer schienen umsonst gebracht, die Erfolge zwecklos geworden zu sein. Obwohl noch niemand über die Ursache dieses grausamen Befehles unterrichtet war, hatten alle deutschen Offiziere und Mannschaften das beklemmende Gefühl, daß etwas sehr Böses, irgendwo und irgendwann, geschehen sein mußte, das die oberste Führung bewog, Hunderttausende ihrem Schicksal zu überlassen. Bestand doch nach der gewonnenen Schlacht an der Mischkowa die absolute Möglichkeit, die in Stalingrad Eingeschlossenen innerhalb kürzester Zeit zu befreien. Es handelte sich doch nur um Stunden bis zum Eingreifen der Panzermassen, denen weder die noch vorhandenen wenigen Russenpanzer noch die vollkommen zermürbte russische Infanterie hätte Halt gebieten können. Ein Schrei des Entsetzens ging durch die ganze Stoßgruppe.

In den Augen vieler Soldaten blinkten am 24. 12. 1942, dem Weihnachtstag, Tränen. Ein jeder wußte, daß jede Hoffnung, den Ring um Stalingrad zu sprengen und fast 250 000 Kameraden zu befreien, aufgegeben werden mußte. Aber noch mehr. Viele, viele wußten und ahnten auch, daß mit der Vernichtung der 6. Armee, einer der stärksten deutschen Armeen, auch die Hoffnung, den Krieg zu gewinnen, endgültig geschwunden war.

Stalingrad war und bleibt der Wendepunkt.

Stalingrad war und blieb das Ende."

Der Leser wird nach dieser Darstellung Mantellos, die ihn die Enttäuschung der Truppe so packend miterleben ließ, sicher zwei sachliche Fragen stellen:

1. Wo blieb die 6. Armee? Warum kam sie dem Panzerkorps nicht entgegen?
2. Welche Umstände waren eingetreten, die es so zwingend machten, die Rettung der 6. Armee kurz vor dem Ziel aufzugeben?

Wie schön wäre es, wenn man diese kurzen, klaren Fragen genau so kurz und klar beantworten könnte, wie dies möglich wäre,

wenn die bisherigen Darstellungen nach ‚Schema' die Dinge durch die den Tatsachen widersprechenden Behauptungen nicht völlig verwirrt hätten.

Man könnte ‚Bücher' darüber schreiben, doch wir wollen uns trotzdem kurz fassen und nur die wesentlichen Zusammenhänge unter Weglassung überflüssigen Beiwerks herausstellen, um zu einer klaren Schlußfolgerung zu kommen.

Nach dem ‚Schema' war im Falle 1. dem Feldmarschall Paulus der Ausbruch in Richtung der Entsatzarmee rechtzeitig und deutlich befohlen, doch hat er diesen Befehl nicht befolgt, weil Hitler den Ausbruch verboten hatte! Besonders Manstein bemüht sich immer wieder, in allen Variationen diese Behauptung aufzustellen, und viele entschuldigenden Worte für Paulus zu finden, daß er sich nicht zum Entschluß aufraffen konnte, Hitler den Gehorsam zu versagen und wenigstens den Ausbruch II zu wagen.

An dieser Stelle muß ich ein Bekenntnis ablegen: Als ich schon ein Jahr die Vorarbeiten zu diesem Buche betrieben hatte, wollte ich wegen der Verworrenheit der Probleme aufhören. Da kam Mansteins Buch heraus, und ich studierte das Kapitel über Stalingrad sehr, sehr sorgfältig. Ich stutzte über die vielen Wiederholungen und Verklausulierungen einer Behauptung, die sich mit einem Satz klar und glaubhaft ausdrücken ließe. Ich mußte an die Weisheit der Lehre denken: „Wer sich entschuldigt, klagt sich an" und mußte mich entsinnen an einen Satz, den Gisevius in seinem Buche ‚Bis zum bitteren Ende'*) schrieb:

> „Dieser Schock (die Kapitulation v. Paulus, d. V.) trieb Manstein, der sowieso ein schlechtes Gewissen hatte, weil er weder Paulus rechtzeitig zurückbefohlen, noch durch seine Entlastungsoffensive befreit hatte, in des tobenden Hitlers Arme zurück."

Ich weiß, daß Gisevius in seinen 2 Bänden sehr viele Unwahrheiten und Wahrheiten zusammengehäuft hat, aber ich mußte die Feststellung machen, daß seine ‚bitteren' Wahrheiten überwiegen und glaube, daß er manche heute nicht mehr schreiben würde. Für richtige Eindrücke hatte er eine besondere Begabung.

Auf jeden Fall deckten sich in diesem Falle unsere Eindrücke vom schlechten Gewissen.

Nun beginnen wir mit der sachlichen Sezierung der Vorgänge, indem wir fortfahren mit der Stellungnahme zum Abschnitt 4. Gesamtbeurteilung in Mansteins Bericht vom 9. 12. an das OKH.**)

*) H. B. Gisevius, ‚Bis zum bitteren Ende', 2. Bd., S. 268.

**) S. Seite 118.

Er verlangt zunächst die Zuführung neuer Kräfte von den anderen Fronten, worauf wir bei Behandlung der Hauptfrage 2 näher eingehen.

Dann behandelt er in längeren Ausführungen die Frage, was n a c h Herstellung der Verbindung mit der 6. Armee mit dieser zu geschehen habe. Praktisch befaßt er sich also mit einer Sache, die noch nicht akut ist. Seine Ausführungen des Jahres 1942 werden aber jedem Leser die Schlußfolgerung erlauben, daß Manstein selbst das Belassen der 6. Armee bei Stalingrad — nach Erfüllung gewisser, eigentlich selbstverständlicher Voraussetzungen — nicht als eine Lösung angesehen hat, die mit den Regeln ‚hoher Generalstabskunst' im Widerspruch stand.

Heute beugt er gegen eine ‚mißbräuchliche Auslegung' durch den Leser durch folgende Wendungen vor:*)

„Für den kritischen Leser seien zwei Bemerkungen zu dieser Beurteilung der Lage eingefügt.

Es mag beanstandet werden, daß in ihr überhaupt die Frage erörtert worden ist, wie der Kampf weiter zu führen sein werde, falls nach Schlagen eines Korridors zur 6. Armee diese um Stalingrad belassen würde. Hierzu ist zu sagen, daß das Argument, ein Belassen der Armee bei Stalingrad sei unmöglich, auch wenn sie durch einen freigeschlagenen Korridor versorgt werden könne, einem Hitler gegenüber keinen Erfolg versprochen hätte. Nur wenn man ihm vor Augen führte, welche Forderungen bezüglich weiterer Kräfte an ihn herantreten würden, wenn er versuchen sollte, Stalingrad weiterhin zu halten, konnte man hoffen, daß er die Notwendigkeit, die 6. Armee in jedem Falle von Stalingrad zu lösen, einsehen werde. Leider hat auch dieser Appell an den gesunden Menschenverstand gegenüber seiner Hartnäckigkeit in Prestigefragen nicht durchgeschlagen. Damals hegten wir aber noch die Hoffnung, daß Hitler sich, wenn er erst soweit wäre, dem Zwang der Lage beugen werde.

Zweitens mag es erstaunlich erscheinen, daß das Ob. Kdo. d. H. Gr. angesichts der Zahl feindlicher Verbände, die der H. Gr. gegenüberstanden, überhaupt noch an die Möglichkeit, die 6. Armee zu ersetzen, geglaubt hat. Man könnte uns Unterschätzung des Gegners vorwerfen.

Für uns aber stand es fest, daß das höchste Risiko eingegangen werden müsse, um unseren Kameraden der 6. Armee eine Chance der Rettung zu erkämpfen."

Nun — wir kennen diese seit 1950 so moderne Sprachregelung

*) Manstein, ‚Verlorene Siege', S. 359.

recht gut. Man jubelte Hitler zu und gab ihm recht, um seine fehlerhaften Entscheidungen zum Guten wenden und ihn besser bekämpfen zu können!

Am 19. Dezember 14,35 Uhr richtete Manstein ein neues Schreiben an das OKH, das wir gleichfalls im Wortlaut bringen:

Nur durch Offizier — *3 Ausfertigungen*
Geheime Kommandosache — *3. Ausfertigung*
Geh. Kdos. Chefsache — *19. 12., 1435*

An Chef des Generalstabes des Heeres
zur sofortigen Vorlage beim Führer

Die Lage bei Heeresgruppe Don hat sich im Zusammenhang mit der Entwicklung bei Heeresgruppe B und dem sich hieraus ergebenden Abschneiden weiterer Kräftezufuhr so entwickelt, daß mit einem Entsatz der 6. Armee in absehbarer Zeit nicht zu rechnen ist.

Da sowohl aus Kräfte- wie aus Witterungsgründen die Versorgung auf dem Luftwege und damit die Erhaltung der Armee im Festungsgebiet, wie die vier Wochen der Einschließung erwiesen haben, nicht möglich, 57. Pz.-Korps allein die Landverbindung zur 6. Armee offensichtlich nicht herstellen, geschweige denn dauernd aufrechterhalten kann, halte ich nunmehr das Durchbrechen der Armee nach Südwesten für die letzte Möglichkeit, wenigstens die Masse der Soldaten und der noch beweglichen Teile der Armee zu erhalten.

Der Durchbruch, dessen erstes Ziel die Herstellung einer Verbindung mit dem 57. Panzer-Korps etwa am Jerik Myschkowa sein wird, kann nur in der im Kampf erzwungenen, allmählichen Verschiebung der Armee nach Südwesten bestehen, in der Form, daß entsprechend der Erweiterung nach Südwesten im Norden das Festungsgebiet abschnittsweise aufgegeben wird.

Im Laufe dieser Operation ist unbedingt Sicherstellung der Luftversorgung durch ausreichende Jagd- und Kampfkräfte erforderlich.

Da sich schon jetzt ein Feinddruck gegen Nordflügel der 4. rum. Armee abzeichnet, müssen ferner unter allen Umständen schnell Kräfte aus der Kaukasusfront herangeführt werden, um Durchführung der Aufgabe des 57. Pz.-Korps durch Deckung seiner tiefen rechten Flanke sicherzustellen.

Bei weiterer Verzögerung ist abzusehen, daß sich 57. Pz.-Korps an oder nördlich der Myschkowa festlaufen oder durch Angriffe in seiner rechten Flanke gebunden werden wird und damit das Zu-

sammenwirken des Angriffs von innen und außen fortfällt. 6. Armee benötigt bis zum Antreten ohnehin einige Tage für Umgruppierung und Betriebsstoffauffüllung.

Verpflegung im Kessel noch bis 22. Dezember vorhanden. Bereits starke Entkräftung der Soldaten (seit 14 Taoen nur 200 g Brot). Masse der Pferde nach Angabe der Armee bereits an Entkräftung ausgefallen bzw. verzehrt.

Der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Don
gez. v. Manstein
Generalfeldmarschall

gez. Schulz
I.: Nr. 0368/42 geh. Kdos. Chefsache

Dieses Schreiben zeichnet sich zunächst durch einen auffälligen Pessimismus aus. Manstein selbst bezweifelt, daß das LVII. Pz.-Korps die Landverbindung zur 6. Armee allein herstellen könne, befaßt sich wieder mit dem Ausbruch der ganzen 6. Armee aus dem Kessel, obwohl nichts anderes das Gebot der Stunde war, als der nach Lebensmitteln, Munition, Betriebsstoffen und anderen wichtigen Dingen lechzenden Armee durch eine möglichst baldige Herstellung einer Verbindung Hilfe zu bringen.

Am 19. 12. – man überlege sich das Ungeheuerliche genau – schreibt Manstein vom notwendigen Zusammenwirken des Angriffes von innen und außen, und davon, daß die 6. Armee bis zum Antreten onehin *einige* Tage für Umgruppierung und Betriebsstoffauffüllung benötige. Das schreibt Manstein in einem Augenblick, da die Entsatzarmee noch 19 km von dem Orte Jerik Krepinski entfernt war, an dem sie sich mit der 6. Armee treffen sollte. Darnach war also mit der 6. Armee noch keine feste Abrede über ihr Antreten getroffen, das den Vormarsch des LVII. Pz.Korps erleichtern sollte.

Am Tage zuvor hatte sich Manstein, in dessen Hauptquartier sich ein Generalstabschef und zahlreiche andere höhere Offiziere befanden, endlich aufgerafft, den Major (Ic seines Stabes) Eismann nach Stalingrad zu Paulus zu schicken,

„um diesem und dessen Chef, Generalleutnant Schmidt, die Gedanken des Ob.Kdos.d.H.Gr. hinsichtlich der Führung der fraglos in allernächster Zeit notwendig werdenden Ausbruchsoperation der 6. Armee zu übermitteln".

Wie gnädig von einem Heeresgruppenoberbefehlshaber, dem das Schicksal einer Armee von mehr als 200 000 Mann anvertraut war und der dem Befehlshaber dieser Armee das Notwendige ein-

fach befehlen konnte — worauf dieser sehnsüchtig wartete, durch sage und schreibe einen jungen Major „Gedanken zu übermitteln". Warum flogen in dieser Stunde Herr Manstein oder sein Chef nicht selbst zu Paulus, um ein sofortiges Handeln zu beschließen?*)

Man muß nun hören, was dieser Abgesandte Mansteins alles zu sagen gehabt haben soll:

> „Die kritische Lage an der Tschirfront, wie vor allem auf dem linken Flügel der H.Gr., würde es nur noch begrenzte Zeit erlauben, ostwärts des Don den Kampf um die Befreiung der 6. Armee durch die 4. Panzer-Armee fortzuführen. Es sei zudem fraglich, ob letztere ihren Entsatzvorstoß bis in die umittelbare Nähe der Einschließungsfront um Stalingrad werde herantragen können, da der Feind ihr aus dieser Front immer neue Kräfte entgegenwerfe. Dadurch sei andererseits z.Z. die Möglichkeit für die 6. Armee. den Einschließungsring zu durchbrechen, größer als je zuvor. Die Herstellung der Verbindung zwischen der 6. und der 4. Panzer-Armee werde zur Voraussetzung haben, daß erstere nunmehr aktiv in den Kampf eingreife. Sobald die 6. Armee aus dem Kessel heraus zum Durchbruch nach Südwesten anträte, würde der Feind seine Einschließungsfront nicht weiter schwächen können. Damit würde wiederum für die 4. Panzer-Armee die Aussicht auf weiteres Vorwärtskommen in Richtung auf den Kessel von Stalingrad gegeben sein.
>
> Der Auftrag, den die 6. Armee bereits am 1. Dezember in dem Befehl für ‚Wintergewitter' erhalten habe, nämlich sich für einen Vorstoß nach Südwesten bis zur Donskaja Zaritza zur Herstellung einer Verbindung mit der 4. Panzer-Armee bereitzuhalten, werde voraussichtlich erweitert werden müssen. Es könne erforderlich werden, daß sie über das ihr für ‚Wintergewitter' gesetzte, begrenzte Ziel hinaus, den Durchbruch nach Südwesten soweit fortzuführen habe, bis die Vereinigung mit der 4. Panzer-Armee erreicht sein werde. Während im Fall ‚Wintergewitter' das Gebiet um Stalingrad, dem Befehl Hitlers entsprechend, noch gehalten werden mußte, würde bei der nun in Aussicht genommenen Alternative seine abschnittsweise Räumung entsprechend dem Fortschreiten des Durchbruchs nach Südwesten zu erfolgen haben."

Auf diese Ausführungen näher einzugehen hat deswegen schon gar keinen Zweck, weil es nach meiner genauen Kenntnis aus zwei-

*) Wie leicht und schnell man seinerzeit noch in den Kessel kommen konnte, beweist die Tatsache, daß der 1. Quartiermeister der 6. Armee, Hauptmann Toepke, am 31. 12. noch innerhalb 35 Minuten von Pitomnik nach dem noch viel weiter entfernten Morosowskaja flog, um dort nach dem Rechten zu sehen.

felsfreier Quelle unzutreffend ist, daß sich Major Eismann mit der Behauptung einführte, daß er eine Übereinstimmung zwischen den Ansichten Mansteins und der Führung der 6. Armee herstellen solle.

Es war über nichts eine Übereinstimmung herbeizuführen als über den Zeitpunkt, zu dem die 6. Armee antreten sollte, um die Herstellung der Verbindung mit der Entsatzarmee zu erleichtern. Dazu bedurfte es eines einfachen Befehles an die 6. Armee – der aber auch die Übernahme einer Verantwortung in sich schloß.

Der Inhalt der Mansteinschen Darstellung wird übrigens von der Gegenseite entschieden bestritten und es wird zum Ausdruck gebracht, daß es, „allen militärischen Auffassungen ins Gesicht schlage, das Schicksal einer ganzen Armee von der Rücksprache eines jungen Offiziers mit dem Oberbefehlshaber oder dem Chef dieser Armee abhängig zu machen".

Was tat nun Manstein nach der ‚Gedankenübermittlung' und nachdem er am 19. 12. 14,35 Uhr im Fernschreiben an das OKH „den sofortigen Ausbruch der 6. Armee gefordert hatte"?

Ich konnte zwar von der ‚Forderung des Ausbruches' nichts entdecken, mußte jedoch feststellen, daß Manstein gar keine Antwort auf seine Forderung abwartete, sondern schon 2½ Stunden später der 6. Armee folgenden Befehl zugehen ließ, also endlich ‚handelte':

Geheime Kommandosache	*5 Ausfertigungen*
Chefsache	*4. Ausfertigung*
Nur durch Offizier	*19. 12. 1942, 18.00*

Geh. Kdos. Chefsache – Nur durch Offizier
K. R.
an 6. Armee
4. Pz.-Armee

1. 4. Pz.-Armee hat mit 57. Pz.-Korps Feind im Raum Werchne-Kimskij geschlagen und Myschkowa-Abschnitt bei Nish Kimskij erreicht. Angriff gegen starke Feindgruppe im Raum Kamenka und nördlich eingeleitet. Harte Kämpfe noch zu erwarten.

Lage an Tschirfront erlaubt nicht Vorgehen von Kräften westlich des Don auf Kalatsch. Donbrücke Tschirskaja in Feindeshand.

2. 6. Armee tritt baldmöglichst zum Angriff „Wintergewitter" an. Dabei ist vorzusehen, notfalls über die Donskaja Zaritza hinaus die Verbindung mit 57. Pz.-Korps zum Durchschleusen Geleitzuges herzustellen.

3. Entwicklung der Lage kann dazu zwingen, daß Auftrag zu 2. zum

Durchbruch der Armee zum 57. Pz.-Korps an die Myschkowa erweitert wird. Stichwort „Donnerschlag". Es kommt alsdann darauf an, ebenfalls schnell mit Panzern eine Verbindung mit 57. Pz.-Korps zwecks Durchbringen des Geleitzuges herzustellen, alsdann unter Deckung der Flanken an unterer Karpowka und an der Tscherwlenaja die Armee gegen die Myschkowa vorzuführen unter abschnittsweiser Räumung des Festungsgebiets.

Operation „Donnerschlag" muß unter Umständen unmittelbar an Angriff „Wintergewitter" anschließen können. Versorgung auf dem Luftwege wird im wesentlichen laufend ohne größere Bevorratung erfolgen müssen. Möglichst lange Erhaltung Flugplatz Pitomnik wichtig.

Mitnahme aller irgend beweglichen Waffen, Artillerie in erster Linie der zum Kampf benötigten und zu munitionierenden Geschütze, darüber hinaus der schwer ersetzbaren Waffen und Geräte. Diese hierzu rechtzeitig im Südwestteil zusammenziehen.

4. Ziffer 3. ist vorzubereiten. Inkrafttreten erst auf ausdrücklichen Befehl „Donnerschlag".

5. Angriffstag und Zeit zu 2. melden.

Ob.Kdo. Heeresgruppe Don,
geh. Kdos. Chefsache vom 19. 2. 42

gez. v. Manstein
Generalfeldmarschall

5 Ausfertigungen
1. Ausfertigung = Orig. F.S.
2. Ausfertigung Luftflotte 4
3. Ausfertigung O.Q.
4. Ausfertigung K.T.B.
5. Ausfertigung Entw.

Leider enttäuscht auch dieser Befehl, denn die 6. Armee soll nur ‚baldmöglichst' zum Angriff ‚Wintergewitter' antreten. Diese bekommt dann noch allerhand Ratschläge, alles zu jenem Zeitpunkt, in dem die Entsatzarmee noch 19 km von dem Ort entfernt war, an dem sich die beiden Armeen treffen sollten.

Das Maß ist aber noch nicht voll: Die 6. Armee bekommt noch keinen Befehl zum Angriff selbst, sondern soll nach Ziffer 5. „Angriffstag und Zeit zu 2. melden".

So ist die Verantwortung glücklich der 6. Armee zugeschoben!! Meinst Du lieber Leser? – Nein, denn die Überraschungen sind noch nicht zu Ende.

*Die 6. Armee hat diesen denkwürdigen Befehl nie erhalten!**) Das steht einwandfrei fest. Es hätte ihr aber auch nichts geholfen, wenn sie ihn erhalten hätte, denn es war ohnehin am 19. 12. zu spät für die sehnsüchtig auf einen Befehl wartende 6. Armee, ganz abgesehen davon, daß sie sowieso nur noch Brennstoff für ca. 30 km hatte und selbst gar nicht genügend Kraft aufbringen konnte, um einen größeren Durchbruch als 50 km zu erreichen.**) Wenn die 6. Armee *rechtzeitig* einen klaren *Befehl* bekommen hätte, sich auf den Durchbruch in Richtung der Entsatzarmee unter Angabe eines ungefähren Treffpunktes vorzubereiten, ferner eine klare Angabe, auf welches Zeichen hin der Angriff ausgelöst werden sollte, dann wäre sie angetreten. Nach zuverlässigen Quellen wartete sie auf diesen Ausbruchsbefehl von Manstein, dem sie sich voll unterstellt fühlte. Darüber mußte also Manstein durch den Herrn Major Eismann Klarheit herbeiführen lassen, abgesehen davon, daß zur Übermittlung eines klaren Befehles durch Funk, Fernschreib- und Ferngespräch oder Abwurf Gelegenheit genug gegeben war.

Das ist aber alles nicht geschehen. Warum nicht? Diese Frage muß sich der Leser selbst beantworten. Ich kann ihm dabei nur behilflich sein, indem ich ihm Tatsachen unterbreite. Zunächst wird er wohl auf das Ausbruchsverbot Hitlers hinweisen. Gut, untersuchen wir auch diese Frage mit deutscher Gründlichkeit!

Der Eintrag im Tagebuch des WFSt. vom 20. 12. lautet:

> *„Der Führer hat den Gedanken, Stalingrad aufzugeben, fallen lassen; die 6. Armee kann in Anbetracht ihres gegenwärtigen Zustandes bei einem Durchbruch höchstens 30 km vorwärtskommen, daher darf sie nicht vorzeitig antreten. Der Führer hält andererseits daran fest, daß die Verbindung mit der 6. Armee hergestellt und so lange aufrecht erhalten wird, daß deren vollständiger Abbau erfolgen kann. Um das aber nicht nur von der Armee Hoth abhängig zu machen, soll die 6. Armee in die Lage versetzt werden, wenigstens 50 km beim Durchbruch zu gewinnen. Dazu braucht sie aber mindestens 300 t tägliche Zufuhr."*

*) Auch Generalmajor Fiebig, der Kommandeur des VIII. Fliegerkorps, äußerte sich am 16. 1. 43 — offenbar kurz vor dem Eintreffen des Generalfeldmarschalls Milch — in einem Gespräch mit Frhr. v. Richthofen über die ‚Gründe der Tragödie in Stalingrad'. Als Punkt 4 wird genannt:

> „Kein Befehl Mitte Dezember zum Ausbrechen, als 4. Panzerarmee am Mischkowa-Abschnitt stand."

**) Als die 6. Armee etwa am 19. 12. aus aufgefangenen ‚verirrten' Funksprüchen kleinerer Verbände erfuhr, daß sich die Entsatzarmee der Mischkowa nähere, konnte sie noch nicht aus eigenem Entschluß ausbrechen, denn die Entfernung war in Anbetracht ihrer Schwäche noch viel zu groß.

Was da gesagt wird, muß doch jedem objektiv Denkenden als vernünftig einleuchten. Es ist mit keinem Wort von einem Ausbruchsverbot die Rede.*) Welches Interesse sollte Hitler haben, die Rettung der 6. Armee durch ein sinnloses Verbot einer Verbindungsherstellung mit der Entsatzarmee zu verhindern?

Hören wir weiter, was aus dem FHQ über das Geschehen der nächsten Tage berichtet wird:

> *„Beim Lagevortrag kommt es auf Grund der Meldung des Generalfeldmarschalls von Manstein, daß die 4. Panzer-Armee über den erreichten Abschnitt (Aksai) nicht mehr hinauskomme und die 6. Armee nicht mehr als höchstens 30 km vordringen könne, zu einer langen Aussprache zwischen dem Führer und den Chefs der Generalstäbe des Heeres und der Luftwaffe über die Lage im Süden der Ostfront. Wie bisher werden aber wiederum keine ganzen Entschlüsse gefaßt."*

Halt! Müssen wir da nicht stutzig werden! Man stelle sich vor, der teppichbeißende Hitler hätte diese Stelle gelesen: „Wie bisher werden aber wiederum keine ganzen Entschlüsse gefaßt." Ich erlebe im Geiste den Wutausbruch des ‚tobenden' Hitler mit und bete noch nachträglich für den Verfasser dieser Stelle des Eintrages. Nun wollen wir aber weitersehen, was das Tagebuch an den anderen Tagen von den entscheidendsten Stunden der deutschen Kriegsgeschichte spricht, von den interessantesten Tagen des ganzen Jahres überhaupt!

Unter dem 22. finden wir nichts, unterm 23. nichts, und so fort bis zum 28. Dezember nichts.

Erst unterm 29. 12. wird wieder die Absicht Hitlers gemeldet, daß er die Heeresgruppen A und Don zurücknehmen und drei SS-Divisionen aus dem Westen zum Entsatz der 6. Armee nach dem Osten verlegen läßt.

Wir stehen also vor einem neuen Rätsel, zu dessen Lösung — und Klärung eines inzwischen entstandenen Verdachts — wir uns um das Zustandekommen dieser Form des Tagebuches kümmern müssen. Hören wir also, was Helmuth Greiner in der Einleitung seines Buches ‚Die oberste Wehrmachtführung von 1939—1943' darüber schreibt:

*) Schröter behauptet in seinem Buche im Zusammenhang mit einem phantasievollen Bericht über die Tätigkeit des Majors v. Zitzewitz als ‚Spion' des OKH, daß ‚um den 20. Dezember herum' bei der 6. Armee folgender Funkspruch eingegangen sei:

> „Unter Festhalten von Stalingrad ist der Armee Hoth mit allen verfügbaren Kräften entgegenzustoßen, um der schwer kämpfenden Angriffsspitze Entlastung zu bringen."

Daß ein solcher Funkspruch nie eingegangen sein kann, beweist schon seine Formulierung.

„Als Bearbeiter des Kriegstagebuches nun nahm ich an allen wichtigen Besprechungen ... des Wehrmachtführungsstabes teil. ... diese Orientierung ... war ... so gründlich, daß sie ... eine erschöpfende und wahrheitsgemäße Führung des Kriegstagebuches ermöglichte. Dieses wurde ... abschnittsweise von General Warlimont, von Zeit zu Zeit auch von General Jodl, auf seine Richtigkeit geprüft. So entstand während der dreiundeinhalb Jahre, in denen ich das Kriegstagebuch führte, eine stattliche Reihe umfangreicher, mit Schreibmaschine geschriebener Bände, denen die wichtigsten Dokumente als Anlagen in besonderen Faszikeln beigegeben waren ... Anfang Mai 1945 wurde es mit sämtlichen Anlagebänden auf Befehl des damaligen Stellvertretenden Chefs des Wehrmachtführungsstabes, General Winters am Hintersee bei Berchtesgaden vernichtet, so daß diese wichtigste Geschichtsquelle für die deutsche oberste Führung im zweiten Weltkrieg als Ganzes verloren ist ... Ich selbst verfüge über eine Kopie des Kriegstagebuches vom 1. August 1940 bis zum 24. März 1941 und über Bruchstücke aus der vorhergehenden und nachfolgenden Zeit. Die letzteren sind insofern von Bedeutung, als es sich dabei hauptsächlich um die ursprünglichen Fassungen besonders wichtiger Tagebuchstellen handelt, die mit Rücksicht auf Hitler durch abgeschwächte Formulierungen ersetzt werden mußten ... Weiterhin ist mir ein großer Teil meiner täglichen handschriftlichen Aufzeichnungen, nach denen ich das Kriegstagebuch diktiert habe, erhalten geblieben, und zwar lückenlos ... vom 12. August 1942 bis zum 17. März 1943."

Bei der Wiedergabe der Eintragung vom 21. 12. kann es sich also nur um eine solche einer ‚ursprünglichen Fassung' handeln, die noch nicht mit Rücksicht auf Hitler abgeschwächt war.

Das wäre in diesem einen Falle nicht schlimm, doch wo sind die Eintragungen von den entscheidenden Tagen vom 22.–28. Dezember? Wurden sie bombenzerstört, hat sie Herr Greiner wegen Unwichtigkeit weggelassen — oder könnten sie Hitler entlasten, dem Herr Greiner in seiner langen Einleitung ein ‚so hohes Loblied' singt?

Ich mache mir meine Gedanken darüber und bitte auch die Leser darum.

Auch Jodl berichtete in Nürnberg als Zeuge zu dem wichtigen Komplex des Ausbruches nur, daß bei der entscheidenden Besprechung er, Generaloberst Zeitzler als Generalstabschef und Feldmarschall Keitel zugegen waren. Er sagt nichts darüber, was besprochen wurde, doch ist kaum anzunehmen, daß es von dem abweicht, was

unter dem 20. 12. im Tagebuch des WFSt. berichtet wird, und was nach der tatsächlichen Lage möglich und vernünftig war. Gegen diese Annahme ist bei meinen sorgfältigen Untersuchungen nicht das geringste Argument aufgetaucht.

Daß Feldmarschall Paulus selbst nicht aus eigenem Entschluß ausbrechen konnte, dürfte keinem Zweifel unterliegen, denn dies verbot schon das Unterstellungsverhältnis unter die Befehlsgewalt der Heeresgruppe Mansteins und vor allem der Umstand, daß die 6. Armee völlig im unklaren darüber war, wie weit die Angriffsspitzen der Entsatzarmee bis zu ihr vorgedrungen waren, da zwischen der Entsatzarmee und der 6. Armee keine Funkverbindung bestand, die Entsatzarmee aber außer dem örtlichen Befehlsverkehr Funkstille angeordnet hatte.

Wenn Manstein den bewußten Befehl vom 19. 12. wirklich an die 6. Armee gegeben hätte, so hätte er doch in dem Augenblick, als er feststellte, daß die 6. Armee Angriffstag und Zeit nicht meldete, alles tun müssen, um notfalls durch Befehlsübermittlung durch Flugzeug den Angriff der 6. Armee auszulösen. Auch das ist unterblieben!

Die Behauptung Doerrs*), Manstein habe am 20. 12. bei Paulus angefragt, ob er bereit sei, innerhalb 24 Stunden auszubrechen, worauf Paulus geantwortet habe, dies könne er nicht, weil er nur für 30 km Brennstoff habe und erst antreten könne, wenn Hoth bis auf diese Entfernung herangekommen sei, trifft nicht zu. Übrigens schreibt Doerr auf der gleichen Seite, daß der 20. 12. der späteste Termin gewesen sei, an dem die 6. Armee den Befehl zum Ausbruch hätte erhalten müssen. Ungewollt vielleicht fällt er damit ein negatives Urteil über Mansteins ‚Befehl' vom 19. 12.

Fest steht aber, daß die 6. Armee alle notwendigen Vorbereitungen getroffen hat, um jederzeit zum Angriff antreten zu können. Wir wollen darüber jenen Teilnehmer sprechen lassen, der, obwohl auch leicht von der Schemakrankheit befallen, am sachlichsten berichtet. Günter Toepke schreibt auf den Seiten 59, 60—63 in seinem Büchlein ‚Stalingrad wie es wirklich war':

„Für unseren Ausbruch, der ja nun in Kürze bevorstand, übertrug mir Generaloberst Paulus eine neue Aufgabe. Schmidt rief mich zu sich in seinen Bunker. Er entwickelte mir den Plan der Operation. Von der Nordostfront des Kessels beginnend sollte Division um Division nach Südwesten einschwenken, um den ersten Durchbruch der drei Stoßdivisionen ständig in Fluß zu halten. Alle

*) Gen. Maj. Hans Doerr ‚Der Feldzug nach Stalingrad', S. 97.

einsatzbereiten Panzer der Armee, insgesamt nur noch 40 bis 50 Stück, sollten an der Ausbruchsstelle versammelt werden und nach dem Durchbruch die Flanken abschirmen. Die nachfolgenden Infanteriedivisionen müssen dann im Schutz dieses Panzerkorridors nach draußen gelangen. Paulus entließ mich, indem er noch zu mir sagte:

„Sie fahren jetzt gleich nach Karpowka und warten dort auf meinen Befehl. Die Entscheidung muß ja morgen oder übermorgen fallen. Wenn die Verbindung mit draußen hergestellt ist, lassen Sie unseren Leerkolonnenraum heraus und sorgen dafür, daß die beladenen Versorgungskolonnen von Hoth schnell hereinkommen."

Die Heeresgruppe hatte uns mitgeteilt, daß sie als erste Rate zur Auffüllung unserer Bestände unmittelbar hinter den angreifenden Divisionen der 4. Panzer-Armee 700 Tonnen Versorgungsgüter auf Lastwagen folgen lasse. Wir sollten im Kessel allen verfügbaren Leerkolonnenraum zusammenziehen und ihn sofort nach Herstellung der Verbindung mit Hoth zur Auffüllung hinausschleusen. Diese Spezialaufgabe war mir übertragen worden.

Kunowski erläuterte mir noch vor meiner Abfahrt nach Karpowka den Plan, wie die ersten 700 Tonnen von draußen auf die Truppenteile im Großen verteilt werden sollten. Einzelheiten konnten erst festgelegt werden, wenn wir die genaue Beladung der Fahrzeuge hatten.

Meine Aufgabe lautete also fürs erste, gleich hinter unseren durchbrechenden Spitzen bis zur Vereinigung mit den Hoth'schen Truppen den Verlauf der Versorgungsstraße zu erkunden und auszuflaggen, die erste Nachschubkolonne von draußen bis Karpowka zu geleiten und dann Kunowski anzurufen, damit er mir die verschiedenen Marschziele bekanntgeben konnte. Die gleichzeitige Durchschleusung beider Fahrzeugmassen von drinnen und draußen bedurfte nämlich bis in die kleinste Einzelheit eingehender Vorbereitungen an Ort und Stelle, wenn die Vereinigung beider Armeen vollzogen war, zumal erst Straßen durch den hohen Schnee gebahnt werden mußten.

Ich verlegte am Abend des 18. Dezember in den Abschnitt der 3. mot. Inf.-Div. und bezog Unterkunft in der Stellung eines Regimentskommandeurs der Nebelwerfertruppen, der für die Dauer des Durchbruchs mit einem Teil seiner verfügbaren Einheiten den zu erwartenden Einbahnstraßen-Verkehr mit ortskundigen Leuten regeln und sichern sollte.

Es war zu erwarten, daß nur eine Straße für den beiderseitigen Verkehr zur Verfügung stand. Sie war keine Straße im üblichen Sinne, da noch nicht vorauszusehen war, wo und wie die Vereini-

gung in der Steppe erfolgen würde. Diese Tatsache war kein Hinderungsgrund, da sich durch ständige Benutzung in der Steppe recht rasch ein Weg von selber bildete.

Schon die durchbrechenden Panzer und motorisierten Fahrzeuge hätten die Spuren ausgefahren, in denen dann später ohne Schwierigkeiten alle sonstigen Fahrzeuge hätten folgen können. Entlang der gedachten Einbahnstraße waren in regelmäßigen Abständen, die später im einzelnen bestimmt werden sollten, Ausweichstellen vorgesehen, damit die zu gleicher Zeit von beiden Seiten anrollenden Kolonnen aneinander vorbeisteuern konnten.

Das II. Fliegerkorps war angewiesen, für die Dauer des eigenen Ausbruchs unseren Angriff durch Abwürfe aus der Luft mit Munition und Betriebsstoff zu unterstützen. Da deutsche Luftüberlegenheit bestand, konnte diese Planung nicht wesentlich gestört werden. Während aus den Bombenschächten der He 111 Munition an Fallschirmen zur Erde gleiten sollte, waren die Ju 52 in der Lage, aus ihren großen Seitentüren ganze 200-Liter-Fässer Betriebsstoff aus geringen Höhen abzuwerfen.

Etwa in der Mitte zwischen eigener Ausbruchsstelle und der augenblicklichen Front der 4. Panzer-Armee sollte in schneller Erkundung ein Flugplatz abgesteckt werden, auf dem Versorgungszwischenlandungen nach der Vereinigung beider Armeen vorgenommen werden konnten. Einige Flakbatterien der 9. Flak-Div., die im Augenblick zur Sicherung des Flugplatzes Pitomnik eingesetzt waren, sollten diesen neuen Feldflugplatz schützen. Die spätere Inbetriebnahme dieses Flugplatzes hing davon ab, in welcher Breite der Durchbruch erfolgen konnte und ob er genügend der Erdeinwirkung durch den Feind entzogen war. Unbedingt erforderlich war er nicht.

Die Ausbruchsstimmung in diesem Frontabschnitt der 3. motorisierten Infanterie-Division war in fieberhaftem Anwachsen. Daß sich hier etwas Besonderes ereignen sollte, ließ sich nicht mehr geheimhalten und sprach sich schnell herum. Ich habe damals mit vielen Soldaten gesprochen. Vom Kraftfahrer bis zum Einheitsführer waren alle froh, daß nun endlich was geschehen sollte. Die gleiche Stimmung herrschte überall im Kessel. Felsenfest waren alle davon überzeugt, daß das Unternehmen gelingen würde. Auch ich selbst zweifelte keinen Augenblick lang.

Die Streckung der Versorgungsbestände an Verpflegung für diese Ausbruchstage machte zwar Kopfzerbrechen – es sollten dann ja nur Munition und Betriebsstoff eingeflogen werden –, aber mit diesen Leuten, die wußten, worauf es ankam, konnte auch einmal

eine kurze Hungerperiode gemeistert werden. Die größere Sorge bereitete die Bereitstellung des notwendigen Leerkolonnenraumes innerhalb des Kessels. Es mußte nämlich berücksichtigt werden, daß die Divisionen bei ihren rückläufigen Bewegungen zum Transport von Munition, Verpflegung, Betriebsstoff und Verwundeten einen ganz erheblichen Fahrzeugraum selber brauchten. Doch gerade hier gab es eine große Überraschung: nicht 700 Tonnen Laderaum wurden von den Verbänden bereitgestellt, sondern 1500 Tonnen! Ich wußte damals selbst nicht, aus welchen Ecken und Winkeln alle die Fahrzeuge plötzlich herkommen konnten. Es war von der Armee kein Befehl darüber erlassen worden, daß der Ausbruch dicht bevorstand. Lediglich eine Planung war den Korpsstäben zur Orientierung zugegangen. Aus den Anforderungen über Leerkolonnenraum war die Absicht allerdings unverkennbar. Daß sofort von allen Seiten des Kessels in derartiger Weise reagiert wurde, war ein Zeichen dafür, daß nun alle begriffen hatten, worum es ging.

Geschütze und Fahrzeuge sollten wegen der Unbeweglichkeit der Infanteriedivisionen reihenweise hintereinander an motorisierte Fahrzeuge gekoppelt mitgeführt werden. Die Truppe war zu diesem Zeitpunkt noch nicht so geschwächt, daß sie den zu erwartenden Anstrengungen nicht gewachsen gewesen wäre. Das war jedenfalls meine Auffassung, die ich auch überall später bestätigt bekam, wenn das Gespräch auf das Für und Gegen des Ausbruchs gelenkt wurde. Paulus war damals skeptischer in seiner Auffassung über die Leistungsfähigkeit der Truppe.

Alles überzählige Gerät sollte vernichtet oder unbrauchbar gemacht werden. Die Zusammenziehung des gesamten Leerkolonnenraumes, der wie erwähnt alle meine Erwartungen überstieg, konnte in diesem Augenblick noch nicht vorgenommen werden. Die Bereitstellung der Angriffstruppe wäre dadurch erschwert worden und der vorzeitige starke Kolonnenverkehr hätte den Feind unnötig früh auf unsere Absicht aufmerksam machen können. So versammelte ich zunächst nur 300 Tonnen Kolonnenraum in meiner engsten Umgebung und stellte die Zusammenziehung weiterer Fahrzeuge in einem Ferngespräch mit Kunowski zunächst zurück. Ihre schnelle Heranführung konnte ja bei den verhältnismäßig kurzen Entfernungen im Kessel auf keine Schwierigkeiten stoßen."

Zur Beantwortung der Hauptfrage 2:

,welche Umstände waren eingetreten, die es so zwingend machten, die Rettung der 6. Armee kurz vor dem Ziel aufzugeben', müssen wir zurückgreifen in die Zeit, in der sich Ende November kurz

nach der Einschließung der 6. Armee den Tschir entlang eine neue Front dank der entschlossenen Haltung einzelner Offiziere gebildet hatte, die die zurückflutenden Truppenteile zu Kampfgruppen zusammenschlossen. Es war jene Zeit, da sich die Russen nur der einen Aufgabe widmeten, den Ring um die 6. Armee recht fest zu schließen, da sie mit deren Versuch rechnen mußten, sich irgendwann durch einen Ausbruch aus dem Kessel zu befreien. Es war auch die Zeit, in der Manstein die Heeresgruppe Don übernahm bzw. neu bildete. Festhalten wollen wir, daß die Fronten seinerzeit standen, doch sehr schwach besetzt waren. Die Kräfte reichten nicht aus, um für neue Angriffe gewappnet zu sein, geschweige denn, um selbst neue Angriffe zur Wiedergewinnung der alten Stellungen unternehmen zu können. Die Wiedergewinnung solcher alter Stellungen mußte — auf einen einfachen Nenner gebracht — zumindest die Herstellung einer Verbindung mit der 6. Armee bedeuten. Dieser Aufgabe hätten alle anderen Aufgaben untergeordnet sein müssen.

Welche Kräfte wurden nun Manstein neu zugeteilt:

a) für die neue Armeegruppe Hoth (4. Pz.Armee), die den Hauptentsatzangriff durchführen sollte:
das LVII. Pz.K., bestehend aus:
der 23. Pz.Div. (aus dem Kaukasus),
der 6. Pz.Div. (aus dem Westen),
der 17. Pz.Div. (von Orel),
der 15. Luftwaffen-Felddivision (aus dem Reich);

b) für die neue Armee-Abteilung Hollidt, welche ebenfalls Entsatzvorstöße unternehmen sollte:
die 62., 294. und 336. Inf.Div.,
die 7. und 8. Luftwaffen-Felddivision,
die 3. Gebirgsdivision,
dem XXXXVIII. Pz.K., das sich zusammensetzte aus der 22. Pz.Div. und den Resten der 1. rum. Pz.Div., wurde neu zugeteilt die 11. Pz.Div.;

c) noch im Dezember kamen hinzu:
die 304. und 306. Inf.Div.,
die 27., 19. und 7. Pz.Div. (teilweise zur H.Gr. B);

d) ferner die täglich aus der Heimat zurückkommenden Geheilten, Urlauber, die eigentlich zur 6. Armee gehörten und wohl in der

Zeit vom 25. 11. bis 31. 12. einer Stärke von mindestens 3 Divisionen entsprachen.*)

Von diesen Truppenteilen sucht man manche in Mansteins Buch ‚Verlorene Siege' vergeblich. Es war also eine gewaltige Streitmacht, die Manstein zu den vorhandenen Truppen neu zugeführt wurde. Er sagt natürlich auf jeder zweiten Seite, daß es nicht reichte, und wir können ihm das Gegenteil nicht beweisen und brauchen es auch nicht.

Wir haben nur zwei wichtige Fragen zu klären, die für das Schicksal der Stalingradarmee von ausschlaggebender Bedeutung waren:

1. Welche Versuche hat Manstein außer dem ihm von oben vorgeschriebenen Entsatzvorstoß der Armeegruppe Hoth unternommen, die Befreiung der 6. Armee zumindest durch Herstellung einer Verbindung zu ihr zu ermöglichen?
2. War die Wegnahme der 6. Pz.Div. überhaupt notwendig und zweckmäßig?

Von Manstein erhält der Leser zunächst — gewissermaßen auf Vorschuß — in dem Kapitel ‚Auffassung des Ob.Kdos. d. H.Gr. Don'**) folgende schöne Worte mit auf den Weg:

„Sowohl im Hinblick auf die 6. Armee, wie auf die Gesamtlage des ganzen Südflügels mußte es das Ziel sein, die 6. Armee als kampffähigen Verband aus der Einschließung zu retten. Die wäre vielleicht möglich gewesen, wenn die deutsche oberste Führung der Armee Operationsfreiheit zugestanden hätte, sobald sich die Gefahr ihrer Einschließung abzeichnete. Jetzt aber schien der Zeitpunkt verpaßt, zu dem die Armee aus eigener Kraft, ohne die Entlastung durch Entsatzkräfte abzuwarten, die Freiheit gewinnen und zugleich kampffähig bleiben könne. Dagegen konnte man wohl

*) Hierzu schreibt Günter Toepke auf Seite 52 seines Buches ‚Stalingrad wie es wirklich war' folgendes:

„Am gleichen 11. Dezember, an dem ich zum Armeestab übertrat, wurde mein bisheriger Divisionskommandeur, Generalleutnant Pfeiffer, mit seinem ersten Generalstabsoffizier, Oberstleutnant Boris, aus dem Kessel geflogen, um zusammen mit Oberst Bader die Interessen der Armee im Donbogen so lange wahrzunehmen, bis die Verbindung nach draußen wieder hergestellt war.

Pfeiffer wurde zum ‚Bevollmächtigten General des Befehlshabers der 6. Armee außerhalb des Kessels' ernannt. In dieser Eigenschaft sollte er alle aus der Heimat zurückkehrende Urlauber, von denen täglich in einem Urlauberzug etwa 1000 Soldaten an die Front zurückkehrten, versammeln und sie für die bevorstehende Wiedervereinigung mit ihren Divisionen bereithalten. Seine weitere Aufgabe war — so hatte sich Paulus das wenigstens gedacht —, die zahlreichen Munitions-, Verpflegungs- und Betriebsstofflager unter Kontrolle zu halten, damit sie der Armee erhalten blieben. Daß der General diesen vorausschauenden Auftrag vom ersten Tage seines Ausfluges ab überhaupt nicht durchzuführen in der Lage war, konnte ich später nach meinem eigenen Ausflug an Ort und Stelle feststellen."

**) Manstein, ‚Verlorene Siege', Seite 336.

annehmen, daß mit Antreten der beiden vorgesehenen Entsatzgruppen die Lage der 6. Armee zwar nicht für den ersten Durchbruchskampf, wohl aber operativ wesentlich erleichtert werden würde. War der westlich des Don vorgehende Feind erst einmal durch andere Kräfte gebunden, so würde der Armee wenigstens der Kampf gegen diesen Gegner nicht mehr bevorstehen. Stieß gleichzeitig mit dem Antreten der 6. Armee die andere Entsatzgruppe ostwärts des Don in den Rücken der feindlichen Einschließungsfront, so mußte der Feind diese schwächen und damit der 6. Armee schon den ersten Durchbruch erleichtern."

In folgender Anmerkung hierzu nimmt Manstein schon die Entschuldigung vorweg, daß die Entsatzgruppe Hollidt nie zu Entsatzoperationen angetreten ist:

> „Tatsächlich hat die vorgesehene Entsatzgruppe Hollidt, obwohl sie gar nicht zum Antreten gekommen ist, die Masse der westlich des Don operierenden sowjetischen Kräfte gebunden. Das Vorgehen der 4. Pz.Armee aber hat den Gegner gezwungen, seine Einschließungsfront um Stalingrad wesentlich zu schwächen."

Schon eine Seite später wird dem Leser beigebracht, daß der Durchbruch der Russen durch die Front der italienischen Armee jedes Eingreifen der Armeeabteilung Hollidt zum Entsatz von Stalingrad unmöglich machte. Dazu wollen wir festhalten, daß dieser Durchbruch erst am 18. Dezember seinen Anfang nahm. Zunächst schreibt Manstein selbst, daß die Armeeabteilung „vom oberen Tschir her in ostwärtiger Richtung zum Entsatz Stalingrads vorzugehen haben würde." Nach oben wurde dies gleichfalls versprochen, denn sonst könnte ja das Tagebuch des WFSt. nicht unterm 10. Dezember berichten:

> *„Generalfeldmarschall v. Manstein tritt am 12. Dezember von Kotelnikowo aus zum Angriff nach Nordosten an. Als zweite Phase folgt der Angriff aus dem Tschir-Brückenkopf."*

Aus folgenden Einträgen ergibt sich, wie seinerzeit die obere Führung ‚mit Zuversicht versehen wurde', was bedeuten sollte, daß man schon alles ‚richtig' machen werde.

> *„9. Dezember*
>
> *Generalfeldmarschall v. Manstein will bei günstiger Wetterlage am 11. oder 12. Dezember zum Entsatz der 6. Armee antreten; er rechnet mit der Durchführung des Angriffs bis zum 17."*

„12. Dezember
Bei der Heeresgruppe Don hat heute morgen der Angriff der Pz.Guppe Hoth begonnen. Er hat bis 9 Uhr vormittags gute Fortschritte gemacht. Um das weitere Vortragen des Angriffs macht sich die Heeresgruppe keine Sorgen, da die gegenüberstehenden feindlichen Panzerverbände in ihrer Stärke sehr abgesunken sind.“

In dem Schreiben vom 9. 12. 42*)

verspricht Manstein im Abschnitt B, die 17. Pz.Div. für den Entlastungsangriff des XXXXVIII. Pz.K. aus dem Tschir-Brückenkopf heranzuziehen. Heute schreibt Manstein auf Seite 361 seines Buches vom 11. Dezember:

> „Es wird klar, daß an ein Freiwerden des XXXXVIII. Pz.K. an dieser Front, um aus dem Tschir-Don-Brückenkopf heraus zum Zusammenwirken mit dem 57. Pz.K. zu kommen, nicht mehr gedacht werden kann.“

Ein Kommentar hierzu scheint uns nicht notwendig. Die vom OKH für die Entsatzaktion der Armeeabteilung Hollidt vorgesehenen Kräfte:

3 Inf.Divisionen,
2 Pz.Divisionen,
2 Luftwaffen-Felddivisionen,
1 Gebirgsdivision

waren sämtlich schon vor dem 24. Dezember an seiner Front. Was Manstein im Laufe seiner Ausführungen Gegenteiliges über den Einsatz bzw. die Einsatzfähigkeit dieser Truppenteile schreibt, ist meist ‚nach unten gefärbt‘ teilweise unzutreffend. Er behauptet u. a., daß die zugesagte 3. Gebirgsdivision überhaupt nicht gekommen sei, ihre erste Hälfte sei vom OKH der Heeresgruppe A zugeführt und die zweite von der Heeresgruppe Mitte zurückbehalten worden. In Wirklichkeit war diese Division bereits vor dem 24. Dezember bei Millerovo im Einsatz. Wir wollen nicht darüber sprechen, daß es nicht möglich war, vom mittleren Tschir her den vorgesehenen großen Entsatzangriff in Richtung Kalatsch durchzuführen, doch ist es unverständlich, daß man nicht wenigstens eine der folgenden Möglichkeiten durchführen ließ, die teilweise sogar in dem Befehl ‚Wintergewitter‘ vorgesehen waren:

1. einen Entlastungsangriff,

*) Siehe Seite 118

2. einen Scheinangriff,
   beides an geeigneter Stelle der Front, um das Vorgehen der Entsatzgruppe Hoth zu erleichtern,
3. einen Vorstoß von Teilen der Armeeabteilung Hollidt aus dem Brückenkopf von Tschirskaja in den Rücken der russischen Deckungskräfte, die der Entsatzgruppe Hoth gegenüberstanden,
4. einen Entsatzvorstoß der gleichen Kräfte aus dem Brückenkopf Tschirskaja im Zusammenwirken mit der Entsatzgruppe Hoth, entweder in Richtung Rokotino entlang der Donskaja Zaritza (gem. Plan ‚Dora') oder aus dem Brückenkopf Tschirskaja den Don entlang über Kalatsch bis Marinowka.

Nichts wurde unternommen oder gar in die Wege geleitet, obwohl Manstein selbst mit vielen Worten davon spricht, daß solches oder ähnliches geschehen sollte.*)
Dort sprach man sogar davon, daß man die 4. Pz.Armee evtl. auf das westliche Donufer ziehen wolle, um sie den Stoß nach Stalingrad aus dem Brückenkopf Tschirskaja nach Norden führen zu lassen. Der Leser muß noch auf folgenden Tatbestand hingewiesen werden. Manstein schreibt auf Seite 361:

> „Am 14. Dezember geht letztere (die Donbrücke bei Tschir, d. V.) verloren, nachdem sie gesprengt worden ist."

Das stimmt nicht, denn nach Hans Doerr ‚Der Feldzug nach Stalingrad' Seite 90 behauptet der Major i.G. Sauerbruch, daß die Brücke nicht ‚verloren' gegangen, sondern daß sie am 15. Dezember auf Befehl Hoths aufgegeben worden sei. Das war der Brückenkopf Tschirskaja, aus dem heraus überhaupt nur Entsatzaktionen geführt werden konnten. Man hatte hierzu, also seit dem 15. Dezember, keine ernsthaften Absichten mehr, und vorher hat man nie im geringsten einen ernsthaften Versuch unternommen.

Zur Klärung der zweiten Frage: ‚War die Wegnahme der 6. Pz.-Div. überhaupt notwendig und zweckmäßig' wollen wir gewissermaßen von hinten anfangen. Sie war mehr als unzweckmäßig**) — und das ist noch sehr gelinde ausgedrückt —, denn
1. widerspricht es jedem mitilärischen Grundsatz, eine solche Entsatzaktion vorzeitig abzubrechen, bevor nicht zuvor alle Mög-

*) Siehe Seite 109 bei Ziffer 2 in diesem Buche.

**) Generalmajor J. F. Ch. Fuller erkannte den Fehler Mansteins genau, denn er schreibt in seinem Buche: „Der zweite Weltkrieg 1939—1945" auf Seiten 298/299:

> „Diese Zerstreuung der Reserven führte, zumindest teilweise zu der Niederlage von Mansteins rechtem Flügel, welche er durch Panzerstreitkräfte des Generals Malinowski am 27. erlitt und wobei auch Kotelnikow verlorenging. Dies bedeutete einen Fehlschlag für die Entsatzarmee."

lichkeiten ausgeschöpft sind, um dieses Abbrechen zu vermeiden und

2. konnte der einfachste Landser der Armeegruppe Hoth übersehen, daß diese Wegnahme der stärksten Division der Armeegruppe Hoth den Untergang bedeuten würde. Es ist daher auch kein Wunder, daß sich sowohl der Kommandeur der 6. Pz.Div., Generaloberst Raus als auch der Generaloberst Hoth und sein Chef mit eindringlichen Worten lange gegen diese Wegnahme auflehnten, sich aber dann dem Befehl ihres vorgesetzten Heeresgruppenbefehlshabers, des Feldmarschalls von Manstein, beugen mußten, zumal er ihnen die Notwendigkeit so drastisch durch das Bild eines Hyper-Stalingrads: Abschneiden der beiden Heeresgruppen Don und A (Kaukasus), begründete. Die Folge der Wegnahme war, daß die Entsatzarmee Hoth in wenigen Tagen zusammenbrach und bis zum 31. Dezember um 150 km nach Simowniki zurückgeworfen wurde und noch weiter zurückgeworfen worden wäre, wenn nicht die zwei SS-Divisionen ‚Wiking' und ‚Germania' die Russen aufgehalten hätten. Diese waren nur noch 90 km von Nowotscherkassk, dem Hauptquartier Mansteins, entfernt. Gerade das, was man vermeiden wollte, war eingetroffen. Lakonisch schreibt Gen.Maj. Doerr auf Seite 104 seines Buches ‚Der Feldzug nach Stalingrad':

> „Der Kampf der 4. rum. Armee war zu Ende. Eine ‚Armeegruppe' Hoth gab es nicht mehr; die 4. Pz.Armee bestand noch aus dem LVII. Pz.K. mit 2 ausgebluteten Divisionen der bei Elista isolierten 16. mot.Div. und den fliehenden Resten der 4. rum. Armee."

Damit dürfte wohl die Frage nach der Zweckmäßigkeit der Wegnahme der 6. Pz.Div. vorläufig genügend beantwortet sein. Wollen wir uns also der Frage der Notwendigkeit zuwenden. Die Wegnahme wird von Manstein wie folgt begründet:*)

„Das Ob.Kdo.d.H.Gr. hat den so schwerwiegenden, aber unausweichbaren Entschluß, die Entsatzgruppe der 4. Panzer-Armee um eine Division zu schwächen, erst gefaßt, als klar geworden war, daß auf einen rechtzeitigen Ausbruch der 6. Armee nicht mehr gerechnet werden konnte. Es hätte auch dann noch diesen Entschluß hinausschieben können, wenn ihr die 16. mot. Division zu diesem Zeitpunkt bereits zur Verfügung gestanden hätte. Das OKH hatte zwar auf das immer erneute Drängen der H.Gr. hin endlich am 20. Dezember die Ablösung dieser Division bei Elista durch die

*) Manstein ‚Verlorene Siege' Seite 376.

Division Wiking der H.Gr. A angeordnet. Dieselbe sollte jedoch 10 Tage in Anspruch nehmen! Genau 10 Tage zuvor hatte die H.Gr. den ersten Antrag auf Freigabe der Division gestellt! Wäre sie damals erfolgt, so würde sie an jenem 23. Dezember zur Verfügung gestanden haben, um an die Tschir-Front geworfen werden zu können. Die Schwächung des 57. Panzer-Korps um eine Panzer-Division wäre alsdann vermeidbar gewesen. So hat – wie so oft – auch in diesem Falle das Wort „zu spät" über der Entscheidung Hitlers gestanden! Wenn Hitler jetzt der H.Gr. die 7. Panzer-Division zuzuführen versprach, so mußte diese für den z.Z. im Gange befindlichen Entsatzversuch zu spät kommen."*)
Zunächst müssen wir aus den verklauselierten Sätzen das Argument herauskristallisieren, mit dem bewiesen werden soll, wie man Manstein direkt ‚gezwungen' hat, die 6. Pz.Div. der Entsatzarmee wegzunehmen. Er habe (wohl am 10. 12., d.V.) den Antrag beim OKH gestellt, die 16. mot Div., die bei Elista stand, durch die SS-Div. ‚Wiking' abzulösen und ihm für die Tschirfront zur Verfügung zu stellen. Man bedenke nun, daß es von Elista bis zur Tschirfront nahezu 300 km waren und daß die Division durch die verzweifelt um die Befreiung der 6. Armee kämpfende Armeegruppe Hoth hindurch geführt werden mußte. Die Division hätte weder rechtzeitig kommen, geschweige denn die Situation meistern können. Warum ließ sie Manstein nicht der Entsatzarmee zuführen und nahm die 17. Pz.Div. an die Tschirfront, wo sie ursprünglich hin sollte. Warum? – Nun, auch diese Frage wird ihre Beantwortung finden. Dieser Schuldverschiebungsversuch ist aber nicht das Wesentliche.

Gen.Maj. Doerr glaubt, Manstein bei seiner Behauptung assistieren zu müssen, daß die Wegnahme der 6. Pz.Div. „die Fernwirkung eines russischen Hebels" gewesen sei, der 250 km nordwestlich in Bewegung gesetzt wurde: Der Durchbruch der Russen am 18. 12. am mittleren Don „in Richtung Rostow". Dabei liefert er selbst zwei eindeutige Beweise gegen diese Behauptung:

1. Seine eigene Kartenskizze Nr. 21 weist eindeutig aus, daß der neue Offensivstoß der Russen noch nicht dem Fernziel Rostow galt, sondern eindeutig der Aufrollung der Tschirfront mit der selbstverständlichen Nebenansicht, einen evtl. Erfolg der Entsatzarmee zu paralysieren.**)

*) Die SS-Div. Wiking, die angeblich die 16. mot.Div. freimachen sollte, war schon in den Tagen des 18. 12. Manstein zur Verfügung gestellt worden. Die 16. mot.Div. stand am 23. 12. bereits bei Proletarskaja im Kampfbereich der 4. Pz.Armee.

**) Es ist auffällig, daß die Richtungspfeile, die in Mansteins Kartenskizze die russischen Vorstöße anzeigen, alle nach Rostow zielen, während sie in Doerrs Karten die wirklichen Richtungen angeben.

2. Die von ihm angeführte Aussage des bei Bokowskaja gefangengenommenen stellvertretenden Führers der 3. russ. Gardearmee, worin dieser bezeugte, daß es die Aufgabe dieser Armee war, „im Zusammenwirken mit der gleichzeitig von Obliwskaja nach Westen angreifenden 5. russ. Pz.Armee die Tschirfront aus den Angeln zu heben."

Man kann einen solchen ‚Lapsus' nur verstehen, wenn man weiß, wie wichtig es ist, einen möglichst großen Teufel an die Wand zu malen, um die fehlerhafte Wegnahme der 6. Pz.Div. zu rechtfertigen.

Der Leser möge bedenken, daß es von den vordersten russischen Angriffsspitzen bis Rostow noch 200 km und vom Tschir bis Rostow noch 300 km waren und daß dazwischen außer den Italienern und Rumänen auch noch deutsche Armeen standen.

Das Tagebuch des WFSt. verzeichnet jedenfalls keine dem „großen Teufel" entsprechende Aufregung.

Manstein schildert die Lage an den für uns maßgeblichen Tagen wie folgt:*)

„Das Ob.Kdo.d.H.Gr. konnte von der obersten Führung offenbar keine Maßnahme erwarten, die zur Festigung der Lage in der durch das Versagen der Italiener aufgerissenen, breiten Frontlücke zur H.Gr. B wirksam beitragen würde. Selbst die schleunige Zuführung einer Infanterie-Division aus dem Bereich der H.Gr. A zur unmittelbaren Sicherung von Rostow war abgelehnt worden. So blieb uns nichts übrig als uns selbst zu helfen. Daß dies nur auf Kosten des rechten Flügels der H.Gr., also der ostwärts des Don kämpfenden Kräfte, geschehen konnte, war das schmerzliche an dieser Entscheidung. Aber sie war nicht länger hinauszuschieben, denn am 24. Dezember erreichte die Krise bei der Armee-Abteilung Hollidt ihren Höhepunkt. Drei feindliche Panzer- bzw. mech. Korps waren durch die bei den Italienern und der 7. rumänischen Division gerissene Lücke durchgestoßen. Zwei von ihnen (das 25. Panzer- und 50. mech. Korps) näherten sich bereits den für die Versorgung der 6. Armee ausschlaggebenden Flugbasen von Morosowkij und Tazinskaja. Eines (das 8. Panzer-Korps) stand im Rücken der noch am mittleren bzw. am oberen Tschir kämpfenden Teile der Armee-Abteilung Hollidt."

Der Leser vergesse bitte nicht, sich in das Jahr zurückzuversetzen. Der vorsorgliche Manstein will Rostow durch eine neu aus dem Kaukasus zugeführte I.D. schützen lassen und der leichtsinnige Hitler will dies nicht. Die Krise war am 24. 12. so schlimm, daß

*) v. Manstein ‚Verlorene Siege' Seite 375.

man — um alles zu retten — am 23. 12. die 6. Pz.Div. wegholen und die Befreiungsaktion für die Stalingradarmee abwürgen mußte.

Aus Platzmangel können wir es uns nicht leisten, den Verlauf der russischen Offensiv-Vorstöße zu behandeln. Für unsere Betrachtung genügt es, die Lage, d.h. die Krisensituation zu untersuchen, die zur Zeit des Befehls bestand, mit dem am 23. 12. die 6. Pz.Div. der Entsatzarmee weggenommen wurde.

Die russische 5. Panzer-Armee und 3. Gardearmee drangen aus der Donfront beginnend am 16. 12., in drei Stößen nach Süden. Der westliche Stoß durchbrach die italienische Front und wurde am 24. 12. nördlich Kamensk-Schachtinskij von der Armeeabteilung Fretter-Pico aufgehalten.

Der mittlere Stoß begann am 18. 12. bei Kassanskaja und führte das russ. 2. Pz.K. über Posdejewka bis nach Skassyrskaja, das am 23. 12. früh besetzt wurde. Der östliche Stoß der 3. russ. Garde-Armee ging von Weschenskaja aus über Nish, Astachoff nach Miljutinskaja, das die Russen ebenfalls am 23. 12. erreichten.

Der ‚große Teufel' war da, die Welt ging unter, und zur Rettung rief man am Mittag des 23. 12. die — 160 km entfernte 6. Pz. Division, die die wichtigste und ehrenvollste Aufgabe zu erfüllen hatte, die je einer Truppe in der deutschen Kriegsgeschichte gestellt war, nämlich der Rettung einer Armee, deren Schicksal nicht nur vom ganzen deutschen Volke, sondern von der ganzen Menschheit mit Spannung verfolgt wurde.

Nun höre man, was geschah, als die zu Hilfe gerufene 6. Pz.Div. noch *nicht* da war. Natürlich strömte der Russe unaufhaltsam nach Rostow! Nein, so schnell tat er Herrn von Manstein den Gefallen nun doch nicht, sondern er ließ sich eben von anderen Truppen aufhalten.

Mit Hilfe eines Panzerzuges, den man aus Obliwskaja (am Tschir) in Richtung Tazanskaja, in Marsch setzte, konnte am 24. 12. die Kampfgruppe ‚Philipp' die mittlere, bis Tazanskaja vorgedrungene Stoßgruppe zum Stehen bringen. Die östliche Stoßgruppe konnte am 24.12., weil die 306. I.D. nach Gen.Maj. Doerr ‚planlos nach Süden zurückging', Milijutinskaja besetzen. Der in Morosowskaja residierende „Kommandierende General des XVII. A.K. brachte nun noch in der Weihnachtsnacht mit seinem Stabe die zurückgehenden Verbände wieder nach vorne und rangierte die Divisionen zur Verteidigung von Morosowskaja in der Linie Tschikoff-Urjupin. Und diese neue Linie hielt stand".

Ich zitiere Gen.Maj. Doerr weiter, denn mir könnte man es vielleicht nicht glauben:

„So war bei Morosowskaja die Gefahr behoben; auch im Westen trat eine entscheidende Wendung zum Guten ein, als die 11. Pz.Div. nicht nur in schwungvollen Angriff Skassyrskaja wieder nahm, sondern sich anschließend nach Süden gegen den im Raume Tazinskaja stehenden Gegner wandte und ihn einschloß. In tagelangem Ringen, bei dem das Russ. XXIV. Pz.K. in wiederholten Ausbruchsversuchen 63 Panzer verlor, wurden bis zum 28. 12. mit wirksamer Unterstützung der eigenen Luftwaffe starke Teile des Feindes vernichtet. Tazinskaja einschließlich des Flugplatzes mit fast 100 unversehrten deutschen Flugzeugen war am 28. wieder in eigener Hand.
Die 306. I.D. hatte ihre Stellungen gehalten und die übrige Gnilajafront war planmäßig zur Verlängerung nach Osten auf die Linie Jarskoj (dort Anschluß an die untere Tschirfront) -Ssiwolobow-Tschikoff zurückgenommen worden. Die Bewegungen waren am 27. 12. beendet. Die neue Front sollte aber gleich eine Belastungsprobe bestehen müssen, der sie fast erlegen wäre.
In bewährter Weise versuchten die Russen am 27. und 28. 12., die neue Front des XVII. A.K. durch zwei Durchbrüche, westlich Jarkoj und bei Tschapura, aus den Angeln zu heben. Die Lage wurde kritisch, als die ostwärtige Angriffsgruppe, das V. Russ. mot. Korps und VIII. Russ.Kav.-Korps mit starken Kräften Tschernyschkowskij erreicht hatten und weitere Verbände von Norden folgten.
Da rollte, gerade in letzter Minute, die von der Armeegruppe Hoth in Marsch gesetzte 6. Pz.Div. von Zymlianskay her an und brachte Hilfe. Die Kampfgruppe v. Hünersdorff warf in zweitägigem Kampf den eingebrochenen Gegner bis auf seine Ausgangsstellungen zurück und vernichtete zahlreiche Panzer. Ein Teil der Division hatte auch noch in die Abschlußkämpfe der 11. Pz.Div. um Tazinskaja eingegriffen."
„Also doch", wird der Leser sagen. Nun betrachten wir die Situation genau. Bis zum 27. 12. war die Krise ohne die 6. Pz.Div. überall gemeistert. Die neuen Vorstöße, die am 27. und 28. 12. begannen, waren ja am 23. 12., als die 6. Pz.Div. wegbefohlen wurde, noch gar nicht bekannt. Woher will Herr Doerr wissen, daß es bei gutem Willen und etwas Anstrengung nicht auch ohne die 6. Pz.Div. gegangen wäre. Bestimmt, wenn die H.Gr. der Truppe klar gemacht hätte, daß man in dem Augenblick des Kampfes um die Befreiung der Stalingradarmee nicht ‚planlos zurückgehen' dürfe. Außerdem war ja auch noch das XXXXVIII. Pz.K. mit der erst kurz zuvor zugeführten 11. Pz.Div. da.

Doerr schreibt zum Abschluß dieses Kapitels:

„Um die Jahreswende 1942/43 war zwar die Gefahr eines weiteren feindlichen Durchstoßes auf Rostow nicht behoben, wie die nächsten Wochen zeigen sollten, doch hatte die Festigung der Lage eine Atempause eingebracht."

Also der ‚große Teufel' war wieder verscheucht mit Hilfe einer einzigen Pz.Div., die man auf einem Umweg von 120 km herbeiholen mußte – gegen den Preis einer ganzen Armee von über 200 000 Mann und der Ehre einer Ganzen Heeresgruppe. Ob diese keine ‚billigere' Division gefunden hätte – wenn?

Deshalb wollen wir einen Blick ins Hauptquartier dieser Heeresguppe werfen. Es befand sich in Nowotscherskaska, 40 km nordöstlich von Rostow an der Bahnlinie Rostow-Millerowo. Es lag im Zeitalter des Funks und Fernsprechers mit seiner Entfernung von etwa 300 km auch nicht näher an der Front wie das FHQ in Winniza oder Rastenburg.

Was tat sich da so in der Woche vor Weihnachten, als man nach vorwärts strebte und hoffte, dem deutschen Volke als Weihnachtsgeschenk die Befreiung der Stalingradarmee zu Füßen legen zu können?

Ich habe dafür zwei Zeugen, die voneinander nichts wissen und deren Angaben sich genau ergänzen. Den einen kann ich nicht nennen, doch es ist ein Mann, dem ein genauer Einblick auf Grund seiner Dienststellung möglich war und dessen Angaben keinem Zweifel unterliegen, denn sie bestätigen ja die des anderen.

Der andere ist Günter Toepke mit seinem Buche ‚Stalingrad wie es wirklich war'. Man kann sich auch auf ihn verlassen, denn als er das schrieb, worauf es hier ankommt, konnte er dessen Bedeutung noch nicht ahnen und erzählte es daher harmlos so wie es war.

Die in seinem Buche enthaltenen Unrichtigkeiten sind Irrtümer, die ihm entweder ungewollt unterlaufen und meist bedeutungslos sind, oder eingetrichterte Fehlurteile, die aus der Unkenntnis der Zusammenhänge herrühren, für den sachlichen Ablauf der Geschehnisse aber auch ohne Bedeutung sind. Toepke erhielt von Paulus am 30. 12. den Auftrag, nach Nowotscherkask zu fliegen, um dort die Versorgung der 6. Armee mit den wichtigsten Gütern planvoller zu organisieren. Er war rechte Hand des Oberquartiermeisters der 6. Armee, muß also Vertrauen genossen haben.

In Nowotscherkask begrüßte ihn der frühere Oberquartiermeister Oberst Bader schon mit den Worten:

„Da haben Sie aber Glück gehabt, daß Sie uns noch antreffen. Morgen oder übermorgen verlegen wir hundert Kilometer nach Westen."

Der harmlose Toepke, der geglaubt hatte, daß dieser alte Oberquartiermeister mit dem zahlreichen dort liegenden Material, das der 6. Armee gehörte, diese zuerst versorgen könne, mußte erfahren, daß dieser schon seit 3 Wochen den Frontabschnitt am Tschir versorgte.*)

Am 2. Januar sprach er Manstein, der ihn an General Fiebig, den Kommandierenden General des VIII. Fliegerkorps, dem die Luftversorgung unterstand, verwies. Was er über die Lage hörte, machte ihn hoffnungslos und bei nochmaliger Vorsprache bei Manstein teilte ihn dieser der Oberquartiermeister-Abteilung der Heeresgruppe, Herrn Oberst Finkh, zu.

Er sprach stundenlang mit diesem und dessen 1. Quartiermeister Major Canstein und bekam die Möglichkeit, sich für eine Verbesserung der Luftversorgung einzusetzen, was man ihm ja nicht gut verwehren konnte.

Funksprüche an seinen Chef im Kessel schwächte Finkh ab, um die Leute im Kessel zu ‚schonen'. Major Canstein riet ihm, taktische Dinge auszulassen, da diese Sache der Führungsabteilung seien, und sich auf Versorgungsansprüche zu beschränken.

Toepke sprach öfters mit Finkh und machte sich Gedanken:

„Vor allem ließ mich der Gedanke nicht mehr zur Ruhe kommen, warum wir zwischen dem 18. und 20. Dezember nicht ausgebrochen waren. Dabei bildete sich bei mir immer mehr folgende Auffassung heraus: Hätte Feldmarschall von Manstein sich dazu bereit finden können Paulus mitzuteilen – und sei es in einem persönlichen Brief –, wie kritisch die Lage am oberen Don war; daß Hoth mit seinem Angriff die letzte Möglichkeit darstellte, uns zu entsetzen; und daß die Luftstreitkräfte eine Verstärkung der Luftversorgung nicht garantieren konnten; vielleicht hätte Paulus dann doch den Befehl zum Ausbruch gegeben.

Warum Manstein dies nicht hat tun können oder wollen, weiß ich nicht.

Alle diese Gedanken legte ich Oberst Finkh dar und auch meine Auffassung, daß unsere ganze Unternehmung gar nicht einmal als Ausbruchsoperation bezeichnet zu werden brauchte. Hoth stand am 18. Dezember 62 Kilometer von uns entfernt; wenn wir ihm einige Kilometer entgegengearbeitet hätten, so wäre das eher eine Unterstützung des Entsatzangriffes als eine selbständige Handlung von Paulus gewesen. – Finkh hielt mir dazu mehrfach entgegen, daß es mit dem Ausbruch allein wohl

*) Siehe auch Anmerkung Seite 142

nicht geschafft gewesen wäre. Die Vernichtung hätte ebensogut noch auf dem Rückzug in der Steppe erfolgen können, denn der Russe hätte mit seinen frei gewordenen Einschließungskräften pausenlos und schärfstens nachgedrückt.

Der Beweis für die Richtigkeit meiner oder der anderen Auffassung ist nie erbracht worden. Aber heute noch bin ich fest davon überzeugt, daß jeder Soldat und Offizier im Kessel damals auf den Befehl zum Ausbruch brannte. Mit solchen, von fanatischem Willen zur Freiheit beseelten Menschen kann aber bekanntlich Übermenschliches geleistet werden."

Toepke arbeitete wie besessen für die Versorgung seiner 6. Armee, doch waren der Flugzeuge zu wenige.

Schwer in Aufregung kam Toepke, als er Anfang Januar bei der Verlegung des Stabes der Heeresgruppe nach Taganrog, 100 km nach rückwärts, feststellen mußte, daß von der Oberquartiermeisterabteilung der Heeresgruppe allein ein Fahrkolonnenraum von 500 to benötigt wurde. Er meint:*)

„Gewiß: ein solcher Stab konnte auf die Mitnahme zahlreicher Bürogarnituren nicht verzichten. Allein wozu mußten auch noch ganze Möbeleinrichtungen mit Sesseln, Vitrinen usw. mitgeschleppt werden, auf die bald jeder Schreiber Anspruch erhob. Wenn man sich dann vor Augen hält, daß oft die wichtigsten Versorgungsgüter an Verpflegung und Munition zurückgelassen und dann der Truppe auch nicht übergeben wurden, sondern gesprengt werden mußten oder dem Feind in die Hände fielen, dann war dieser „Umzug" nach Taganrog um so verwerflicher. Mir erschien dieser „Spuk" als Spitze des Zynismus, weil ich wußte, unter welchen primitiven Verhältnissen die Fronttruppenteile und ihre Kommandeure hausen und kämpfen mußten."

Noch interessanter ist aber, was er über den 11. Januar berichtet:**)

„Da ich wußte, daß Paulus und Schmidt großen Wert darauf legten, Klarheit über die Lage außerhalb des Kessels zu bekommen, meldete ich mich, nachdem der erste Blitz-Pfeilzug mit Sonderverpflegung endlich rollte, am Morgen des 11. Januar mit Genehmigung von Oberst Finkh bei Manstein ab.

Schon der Chef des Generalstabs, General Schulze, eröffnete mir, daß mein Einflug zu diesem Zeitpunkt nicht wünschenswert sei. Als ich vor Manstein stand, trug ich ihm mein Anliegen vor, nach Stalingrad zurückzufliegen. Er ließ mich Platz nehmen und sprach dann mit mir über die schwierige Lage der Heeresgruppe.

*) Seite 109 Günter Toepke ‚Stalingrad wie es wirklich war'.
**) Seite 111 Günter Toepke ‚Stalingrad wie es wirklich war'.

‚Sie haben hier zu viel Einblick bekommen', sagte er, ‚was wollen Sie Generaloberst Paulus melden? Da ich zur Zeit jeden Einflug von Personal nach Stalingrad verboten habe', — — — im Augenblick kam mir der Gedanke, daß das nur Hube vorgeschlagen haben könnte — — — ‚bleiben Sie vorläufig auch noch hier. Es ist notwendig, daß Sie Paulus wirklich positive Nachrichten mitbringen. Sie wissen selbst, daß das im Augenblick noch nicht geht. Arbeiten sie bei Finkh weiter.'
Damit hörte ich aus berufenem Munde zum erstenmal, was wir im Kessel vermutet hatten. Paulus sollte nicht erfahren wie hoffnungslos seine Lage war.
‚Gibt es denn gar keine Rettung mehr für unsere Armee?'
‚Ich weis nicht', war Mansteins Antwort."

Vielleicht konnte sich Toepke nun an die Gespräche erinnern, die zwischen Paulus und Manstein um die Weihnachtszeit abendlich auf einer neu hergestellten Verbindung gesprochen werden konnten, und deren Inhaltslosigkeit ihm seinerzeit schon auffielen, desgleichen an die Vertröstungen, mit denen Manstein die präzisen Fragen von Paulus nach Lage usw. beantwortete.

Die Bedeutung der Worte Finkhs, „Das Übel muß von oben her beseitigt werden", werden ihm erst klar geworden sein, als er erfuhr, daß Finkh im Zusammenhang mit dem 20. Juli hingerichtet wurde.

Der andere Offizier in einer Dienststellung, die ihm genauen Einblick beim Hauptquartier der Heeresgruppe in Nowotscherkask ermöglichte, war schon zu Weihnachten dort.

Er schreibt, daß er im „angeblichen" Hauptquartier Mansteins war, weil tatsächlich das Hauptquartier zur Zeit seiner Anwesenheit in Nowotscherkask bei der Verlegung nach Taganrog war. In Nowotscherkask befand sich nur noch eine Art Gefechtsstaffel mit dem Oberbefehlshaber und dem engeren Stab.

Wörtlich fährt er fort:

„Ich hatte Gelegenheit, Zeuge der Abendmeldungen an die 6. Armee zu sein, die über die damals noch funktionierende Dezimeter-Funkverbindung in den Kessel durchgegeben wurden. Alle diese Meldungen waren so abgefaßt, daß die wahre Lage völlig verschleiert wurde. Alle Lageorientierungen der Heeresgruppe Don an die 6. Armee lauteten dahin, daß alles für einen neuen Entsetzungsversuch vorbereitet werde. Die Armee sollte aushalten. Dabei bestand nicht der geringste Zweifel darüber, daß niemand bei der Heeresgruppe Don noch an Entsatz der eingekesselten Armee dachte, sondern nur daran, die an allen Stellen ins Wanken geratene Front

irgendwo westlich Rostow und weit hinter dem Don wieder aufzubauen. Ich war erschüttert, daß man einer Gruppe mit 240 000 Soldaten auf ‚höhere Weisung' (Der Ahnungslose! d.V.) derart unzulängliche, um nicht zu sagen falsche und verlogene Lageorientierungen gab, um sie zum äußersten Aushalten zu ermutigen, anstatt die Entscheidung durch klare Berichterstattung dem Oberbefehlshaber der 6. Armee zu erleichtern. Ich bin nach wie vor der Meinung, daß ein Durchbruch der 6. Armee nach Westen noch in den letzten Dezembertagen möglich gewesen wäre, wenn auch unter erheblichen Verlusten. Immerhin wäre ein Maximum der Armee wahrscheinlich gerettet worden, da der Russe an keiner Stelle des Kessels damals übermächtig stark war und er sich zudem zwischen zwei Feuern befunden hätte."

Nach diesen beiden Schilderungen über die Atmosphäre im Hauptquartier Mansteins möge sich jeder Leser selbst die naheliegenden Fragen beantworten.

Generaloberst Raus, der Kommandeur der tapferen 6. Panzer-Division, der noch nicht vor sehr langer Zeit gestorben ist, bekannte noch, daß er sich wochenlang Gewissensbisse gemacht habe, weil er den Befehl zur Verlegung überhaupt befolgte, statt entgegen den Befehl nach Stalingrad durchzubrechen und sich mit Paulus zu vereinigen.

DER FEIND IM RÜCKEN

Hitler wollte mit der Offensive nach dem Kaukasus, bei der der Vorstoß nach Stalingrad eine so bedeutsame Rolle spielte, den Sieg über die Sowjetunion herbeiführen. Seine Gegner wollten seine Niederlage. Das Schicksal hat gegen ihn entschieden, weil er nach dem Schema der Verfasser der bisher erschienenen Veröffentlichungen mit viel zu schwachen Kräften an eine zu große Aufgabe herangegangen war, viel zu viel Fehler machte, die bei einem Manne gar nicht ausbleiben konnten, der sich als ehemaliger Gefreiter Führungsaufgaben anmaßte, zu denen nur Generäle mit höchsten Führungsqualitäten befähigt waren, und weil er Hunderttausende opferte, obwohl sie bei einem einfachen Verzicht auf ein Prestigephantom hätten gerettet werden können. Das ist also völlig logisch — nach dem Schema. Nach der vorliegenden Darstellung scheint die Niederlage nicht mehr so ‚logisch' zu sein, denn auch der dem bisherigen Schema noch so verhaftete Leser muß zu der Schlußfolgerung kommen, daß etwas mit der Logik der Niederlage nicht stimmen kann, denn es sind gar zu viele Thesen der Schematiker widerlegt worden. Es müssen noch andere Umstände aufgezeigt werden, die die Niederlage herbeiführten, bzw. den angestrebten Erfolg verhinderten. Mindestens müssen ‚Spuren entschleiert' werden, die uns zu einem Verständnis der Niederlage führen können.

Ich sagte schon, daß Hitlers Gegner seine Niederlage wollten. Das kann man von seinem Hauptgegner, dem Russen selbst durchaus verstehen, denn Hitler hatte ja immerhin sein Land überfallen und wollte seine Niederlage. Die Russen waren zur Verteidigung berechtigt und verpflichtet, denn sie brauchten sich sein Argument, er habe zur Abwendung eines russischen Angriffes und zur Rettung Europas den Präventivkrieg eröffnet, auch dann nicht zu eigen machen, wenn es stimmte. Es soll sogar lobend anerkannt werden, daß sie sich bei der Verteidigung von Stalingrad mit einer außerordentlichen Tapferkeit schlugen, wobei es wiederum keine Rolle spielt, ob den größeren Anteil hierbei die Appelle an die Vaterlandsliebe oder die Anwesenheit der Kommissare hatten.

Weitere Gegner waren die Verbündeten der Sowjets, die westlichen Alliierten, die Kämpfer für Freiheit, Christentum usw. usw.,

die es sich angelegen sein ließen, dem Russen in seiner kritischen Zeit dadurch zu Hilfe zu eilen, daß sie an den anderen Fronten den Deutschen erhöhte Schwierigkeiten machten, wozu in erster Linie der Landungsversuch bei Dieppe gehörte und vor allem, daß sie ihm auf Grund des Pacht- und Leihvertrages recht viele Kriegsmaterialien lieferten. Nach Schätzungen unseres Generalstabs sollen dies in der Zeit vom Mai bis November 1942 monatlich gewesen sein:

über Murmansk	250 000 t
über dem Iran	100 000 t
über Wladiwostok und anderen Fernosthäfen	100 000 t
insgesamt also	1 650 000 t

Daß mit Hilfe dieses Kriegsmaterials jene Deutschen totgeschossen wurden, die heute fehlen, um unsere westlichen Verbündeten in ihrem kommenden Kampf gegen ihre ehemaligen Verbündeten zur Erhaltung der ‚Werte der freien Welt' unterstützen zu können, spielte seinerzeit keine Rolle, denn sonst hätte ja Churchill dem Marschall Stalin für die Stadt Stalingrad nicht ein Schwert der Ehre überreicht, dessen Klinge die Inschrift trug: „Der stahlharten Bevölkerung von Stalingrad ein Geschenk König Georgs VI. zum Zeichen der Huldigung des britischen Volkes." Sehr einprägsam schildert uns der bereits früher zitierte Russe Krawchenko in seinem Buche ‚Ich wählte die Freiheit' die Bedeutung dieser westalliierten Hilfe mit folgenden Darlegungen:

„Noch besser sogar als die hohen Generäle und Admiräle lernte ich den Wert der amerikanischen Waffen, Materialien und Maschinerien für den Endsieg kennen. Die Amerikaner hegen darüber vielleicht immer noch gewisse Zweifel, nicht aber die Sowjetführer. Für sie gilt das als erwiesene Tatsache. Gott weiß, daß wir die alliierte Hilfe teuer bezahlt haben — in Menschenleben —, aber dies ändert an der Tatsache an sich nichts. Wie hätte sich das Schicksal des russischen Widerstandes gestaltet ohne die riesige Zufuhr amerikanischer Flugzeuge, amerikanischer motorisierter Kolonnen, Telephone und tausend anderer Dinge, die uns mangelten? Die russische Produktion, der russische Heldenmut und die russische Opferbereitschaft nehmen unter den für den russischen Endsieg entscheidenden Faktoren den ersten Platz ein; der Triumph von Stalingrad wurde vor der großen Flut des Pacht-Leih-Vertrages errungen. Aber die amerikanische und alliierte Hilfe steht unmittelbar an zweiter Stelle." [1]) Nachtrag (s. Schluß des Kapitels, Seite 187)

Über diese Hilfe seiner westlichen Gegner durfte sich aber Hitler nicht beschweren, denn er hatte zwei Jahre lang — wie schon vor Jahrzehnten sein Kollege Churchill — die sowjetische Gefahr aufgezeigt, doch sich durch seine Taten als der ‚gefährlichere' Feind erwiesen, wobei es wiederum keine Rolle spielte, daß eben dieser Freund abendländischer Kultur und Freiheit, Herr Churchill, 1945 seufzend feststellen mußte, daß man anscheinend das falsche Schwein geschlachtet habe. Hitler hatte aber noch weitere Gegner, und zwar in den eigenen Reihen. Ich meine nun nicht jene Hunderttausende von hundert Millionen, die aus einem ‚inneren Widerstreben gegen das Regime Hitlers' — weder in der Heimat noch als Uniformträger — begeistert für den Sieg kämpften, auch nicht jene Zehntausende, die zu kleinen Sabotagehandlungen griffen, um ihre Gegnerschaft abzureagieren, sondern jene Tausende, die in aktiver Form jeglicher Art bestrebt waren, den Haß gegen Hitler so weit zu treiben, daß sie sich von keinen Gewissensbissen davon abhalten ließen, Hitler in jeder Form zu schaden und ‚seinen' Feinden zu nützen. Man nennt das bekanntlich seit 1945 ‚Widerstand', wobei uns allerdings jener Widerstand überhaupt nicht interessiert, der entweder nur in der Phantasie bestand oder dessen Bedeutung überbewertet wurde. Wir wollen den wirklichen Widerstand jener Tausende in seiner Gesamtbedeutung für den Ausgang des Krieges nicht überschätzen, doch wollen wir uns nur mit den Handlungen jener etwa hundert Gegner befassen, die durch die schwerwiegende Bedeutung ihrer Taten dazu beitragen wollten, daß Hitler nicht siegen konnte. Mit dem gleichen ‚Recht', mit dem einst Rathenau Ende des ersten Weltkrieges erklärte, die Weltgeschichte hätte ihren Sinn verloren, wenn Kaiser Wilhelm II. auf weißem Roß zusammen mit seinen Paladinen durch das Brandenburger Tor als Sieger einziehen würde, standen sie auf dem Standpunkt, den Fabian v. Schlabrendorff, einer der Verschwörer, in seinem Buche ‚Offiziere gegen Hitler' mit folgenden Worten zum Ausdruck brachte:

„Diesen Erfolg Hitlers unter allen Umständen und mit allen Mitteln zu verhindern, auch auf Kosten einer schweren Niederlage des Dritten Reiches, war unsere dringlichste Aufgabe."

Nach ihrer Auffassung war Hitler ein Verbrecher und mußte schnellmöglichst entweder durch ein Attentat oder einen Putsch beseitigt werden. Da man in beiden Fällen gar zu leicht sein Leben riskierte, überließ man dies anderen, obwohl das ‚verbrecherische

Ausmaß' der Taten Hitlers seine möglichst rasche Beseitigung und damit auch dieses Risiko im Interesse des angeblich so viel geliebten Vaterlandes erforderlich gemacht hätte. Da jene Hundert, mit denen wir uns befassen wollen, fast ausnahmslos in einer Position waren, die eine praktische Arbeit für den Sieg und damit eine eigene Sabotage ausschaltete, denn man verschmähte es durchaus nicht, vom ‚Verbrecher' hohe Pensionen und Gehälter zu empfangen, so blieb nur die Zusammenarbeit mit dem wirklichen Gegner, dem Feind, übrig, um den fiktiven Gegner zu vernichten. Nur durch die Zusammenarbeit mit dem Feind gelangten diese Taten zur Bedeutung, mochten sie sonst auch noch so heimtückisch oder bedeutungslos sein.

Wenn wir nun sogar unterstellen, daß sie selbst an den verbrecherischen Charakter Hitlers glaubten, so können wir ihnen ohne weiteres das Recht zugestehen, Hitler umzubringen, denn dieses Recht hat jeder Hochverräter bei entsprechendem Risiko, aber keinesfalls konnten wir ihnen das Recht der Zusammenarbeit mit dem Feind zubilligen, wenn das eigene Volk – also nicht nur dessen Führer – die Niederlage und deren Folgen zu verspüren bekommt. Keiner von ihnen hätte zum Beispiel einen verbrecherischen Piloten umgebracht, in dessen Flugzeug er sich mit anderen Passagieren befand, bevor das Flugzeug glücklich gelandet gewesen wäre. Wenn sie im analogen Falle bezüglich Hitler anders handelten, so doch nur deswegen, weil jeder einzelne in seinem Unverstand glaubte, daß zumindestens er von den Folgen der Niederlage nicht berührt werde, und daß die Sieger, denen sie bei der Erringung des Sieges geholfen hatten, sich dankbar erweisen würden und ihnen behilflich wären beim Wiederaufbau eines Deutschlands, das viel besser würde als das Deutschland Hitlers. Auf jeden Fall steht fest, daß die mit ihrer Hilfe siegenden Feinde nicht nur Nationalsozialisten totschossen, bombardierten, ausplünderten, vergewaltigten, mit Abgaben und Beschränkungen belegten usw., sondern auch harmlose Deutsche, sogar solche, die Hitler widerstrebten. Und auch die Sieghelfer werden die Folgen der Niederlage zu spüren bekommen.

Wir müssen jenes verbliebene Hundert, soweit es für das Problem Stalingrad von Bedeutung ist, aufteilen in Gruppen. Da ist zunächst die wichtigste Gruppe der Verschwörer, die ich deswegen so bezeichne, weil sie ihren Kampf gegen Hitler planmäßig führten und dabei ihre Fähigkeiten, Stellungen, sowie in- und ausländische Beziehungen rücksichtslos einsetzten. Sie repräsentierten eine

Schicht, die schon aus gesellschaftlichen Erwägungen und konservativer Haltung zur schärfsten Gegnerschaft gegen Hitler neigte, wobei völlig außer Betracht bleiben kann, ob diese sachlich im Hinblick auf Leistungen oder Fehler Hitlers berechtigt war oder nicht. In ihren Augen hatte er zumindest die Sünde begangen, nicht studiert zu haben und nicht Offizier geworden zu sein. Es war jene Generalstabskaste, die in ihrer Isolation kaum noch die loseste Verbindung mit dem Volke aufrecht erhalten hatte, dagegen sich einbildete, das Führungsprimat von der goldbronzierten Wiege her immer noch de jure zu haben und von der eigenen Qualität so überzeugt war, daß sie jeden Weg oder jeden Standpunkt ohne ihre höchst eigene entscheidende Mitwirkung ‚am Drücker' von vornherein für unsinnig und verderblich, ja sogar für verbrecherisch hielt. Ihr markantester Repräsentant war der General Schleicher, der keinen Winkelzug scheute, die Machtergreifung Hitlers zu verhindern oder zu fördern — je nachdem er glaubte, daß es den Interessen dieser Schicht dienlich sei. Diesem Bestreben entsprangen auch die Versuche, Gregor Strasser und Röhm für Aktionen einzuspannen, deren Bedeutung für das Endziel diese überhaupt nicht durchschauten. Die Folge dieser Zwiespältigkeit war die Aktion des 30. Juni 34. Trotz der Verluste, die hierbei in den Reihen der Gegner Hitlers entstanden, blieb noch ein Kern vorhanden, um den sich jene Gruppe scharte, die später den Kreis der Verschwörer bildete. Zu ihnen gehörte der Chef der Heeresleitung Kurt Freiherr von Hammerstein, kurz der ‚rote General' genannt. Er war jener General, der wegen der bevorstehenden Wahl Hitlers zum Reichskanzler bei Hindenburg intervenieren wollte, und der im Jahre 39 angeblich die Absicht hatte, Hitler in sein Hauptquartier nach Köln zu locken, um sich dort seiner zu bemächtigen. Dieser ‚rote General' war pro-russisch gesonnen und für eine Zusammenarbeit mit der Sowjetunion auf militärischem Gebiet. Er war mehrmals selbst in Rußland zu Verhandlungen mit russischen Generalen und staatlichen Vertretern. Seinen beiden Töchtern gab er als Lehrer den Herausgeber der ‚Roten Fahne'. Dieser — Werner Hirsch — arbeitete für den russischen Geheimdienst, und die beiden Töchter fotografierten jahrelang die militärischen Dokumente, die sie im Schreibtisch ihres Vaters fanden, belauschten alle Gespräche und Besprechungen und berichteten sie ihrem Lehrer.

Hammerstein war eng befreundet mit Generaloberst Beck, der zunächst Chef des Truppenamtes und später Chef des Generalstabes des Heeres wurde. Dieser mußte 1938 seinen Abschied nehmen, weil Hitler kein Vertrauen mehr zu ihm hatte. Er war star-

ker Pessimist und deshalb soll ihn Hitler als ‚Heulboje' bezeichnet haben, kein Wunder bei einem Mann, dessen Pessimismus soweit ging, daß er 1939 prophezeite, daß uns die Franzosen durch Sonne, Mond und Sterne jagen würden. Auch Beck hatte starke Beziehungen zur Sowjetunion. Schon im Jahre 37 schickte er den sozialistischen Herausgeber der Zeitung ‚Widerstand', Ernst Niekisch, nach Moskau, um Verbindung mit Radek aufzunehmen.*) Dieser Niekisch wurde später zwar hingerichtet, doch konnten die Hintergründe nicht voll aufgeklärt werden, weil Canaris die Zusammenhänge verschleiert haben soll. Als Beck ging, wurde sein Nachfolger nicht der dafür auch mit vorgesehene Panzergeneral Guderian, sondern der in die Planungen der Verschwörer bestens eingeweihte und auf die ‚Stimme seines Herrn', des Generals Beck, lauschende General Franz Halder. Nach Gisevius**) tröstete Beck die Verschwörer, sein „Nachfolger würde in mancher Hinsicht eine Verbesserung darstellen. In der kämpferischen Einstellung gegen das System wäre dieser mindestens so scharf wie er selber, dagegen belaste ihn nicht die Hypothek der erheblichen Auseinandersetzungen aus der Fritsch-Krise. Noch unverdächtig könnte er um so ungefährdeter den Gegenschlag vorbereiten." Während nun Beck seine vorzügliche Nachfolge im Amt gesichert wußte, baute er in aller Heimlichkeit seinen ‚Privat-Generalstab' auf. Imaginär fühlte und handelte er schon als das nach einem geglückten Generalputsch vorgesehene ‚Staatsoberhaupt'. Halder selbst spielte eine bedeutende Rolle bei den Versuchen der Verschwörer, die Engländer durch das Versprechen des Staatsstreiches zu einer schärferen Haltung gegen Hitler zu veranlassen – angeblich, um dadurch den Frieden zu erhalten. Daß die Engländer wegen ihrer völlig anders gearteten Interessen auf Grund dieser Versprechungen zu gegenteiligen Schlußfolgerungen kamen, leuchtete den Verschwörern nicht ein, denn ein besserer Verbündeter konnte den Engländern nicht zufallen in ihrem Kampfe gegen Hitler, den allein sie fürchteten, weil es ihm gelungen war, Deutschland aus den Fesseln des Versailler Vertrages zu befreien und jenes Großdeutschland mit einer Machtstellung zu schaffen, die es seit dem 30-jährigen Kriege nicht mehr innegehabt hatte, eine Leistung, mit der er sogar Bismarck überflügelt hatte.***)

*) Der Historiker Meinecke berichtet, daß Beck ihm im Mai 1944 gesagt habe, man müßte nach der zu erwartenden Endkatastrophe eine antinazistische Einheitspartei gründen, die von der äußeren Rechten bis zu den Kommunisten reiche.

**) H. B. Gisevius ‚Bis zum bitteren Ende' Seite 25.

***) Nähere Ausführungen über diesen Teil der Bemühungen der Verschwörer findet der Leser in meinen beiden Broschüren ‚Der ekle Wurm der deutschen Zwietracht' und ‚Zauber um Dr. Schacht'.

Als trotz der Friedensbemühungen der Verschwörer der Krieg ausgebrochen war, mit dem England angeblich für die Erhaltung der durch die deutschen Wünsche auf eine Straße durch den Korridor ‚gefährdeten' polnischen Souveränität ‚kämpfen' wollte, und die Verschwörer sehen mußten, wie schnell dieses Polen, das unter englischem Druck diese mäßige Forderung Hitlers in völliger Verkennung der Stärkeverhältnisse abgelehnt hatte, besiegt wurde, waren sie zunächst konsterniert. Sie fingen sich jedoch bald und kämpften nunmehr auf ihre Art für die Verhinderung einer Offensive gegen Frankreich, die gar nicht notwendig gewesen wäre, wenn ihre friedensliebenden Freunde in Frankreich den Friedensappell Hitlers vom Oktober 1939 hätten befolgen dürfen. Sie wollten nicht einsehen, daß Hitler gar nichts anderes übrig blieb, als den Krieg fortzusetzen und den Versuch zu machen, ihn durch eine möglichst erfolgreiche Offensive gegen Frankreich schnell zu beenden. Daß dies tatsächlich in einem so glorreichen Siegeszug von wenigen Wochen gelang, war wohl im wesentlichen auch den Plänen zu verdanken, die v. Manstein und Guderian ausgearbeitet, aber zuvor von den Verschwörern so versteckt waren, daß sie erst von Hitler ausgegraben werden mußten, um Mansteins und Guderians Ruhm begründen zu können.

Auch der Sieg gegen Frankreich konnte die Bestrebungen der Verschwörer gegen Hitler nicht beenden, denn diese Bestrebungen fanden immer neue Nahrung in dem grundsätzlichen Haß gegen den Gefreiten Hitler, der ihnen so erfolgreich ins Handwerk pfuschte. Nachdem auch der neue öffentliche Friedensappell von den Westmächten mit einem klaren ‚Nein' beantwortet worden war und der Krieg weiter gehen mußte, wollten sie ihre Planungen fortsetzen. Halder jedoch war für das Abwarten. Ihm war klar geworden, daß Hitler noch viel zu stark im Volke verwurzelt war, als daß es möglich gewesen wäre, ihn mit einiger Aussicht auf Erfolg stürzen zu können. Wiederum nach Gisevius sah er die Gefahr, „jeder Staatsstreich werde im Endergebnis das strickte Gegenteil, eine neuerliche Festigung des braunen Systems bewirken, denn dafür bürgten nicht zuletzt die Soldaten, denn sie verdankten dem Diktator alles und bejubelten ihn als ihren Heros." Nur im Falle eines weithin sichtbaren Rückschlages dürfe man damit rechnen, daß sich die Wehrmacht zu einer beherzten Säuberungsaktion mitreißen lasse. Von da ab konnte er sich von dem Gedanken des Rückschlages nicht mehr trennen. Wenn ein solcher nicht eintrat, dann mußte er eben organisiert werden. Auch Beck äußerte sich nach der Kesselschlacht von Kalatsch dahingehend, daß die „Siege

nur kriegsverlängernd wirkten, weil die andere Seite nur um so unausweichlicher gezwungen sei, auf Zeit zu spielen". Einen wakkeren Mitstreiter fanden die Verschwörer in Admiral Canaris, dem bekannten Chef der deutschen Abwehr. Es ist interessant, daß der Umschlag des Buches von Jan Colvin ‚Admiral Canaris, Chef des Geheimdienstes' eine dicke schwarzbehaarte Spinne zeigt, die ihr blaues Netz auf rotem Untergrund spinnt. Auch sein Mitarbeiter und spätere Nachfolger, der Oberst Hansen, sagte bei seiner Vernehmung: „Canaris ist die Spinne im Netz. Schon seit Jahren hat er die Sache vorbereitet. Die Personen seiner Umgebung bereiteten den Aufstand schon seit Jahren vor. Canaris hat mich laufend gefragt: ‚Wie weit seid Ihr?'" Er spann in Wirklichkeit jene Fäden der Verschwörung, auf die wir noch zurückkommen. Als weitere wichtige Persönlichkeiten, die uns in Zukunft noch begegnen werden, gehörten zum Kreise der aktiven Verschwörer die Generale Fellgiebel, dem das Nachrichtenwesen, Wagner, dem als Generalquartiermeister die Versorgung der Truppen oblag, Olbricht, der als Leiter des allgemeinen Heeresamtes gleichzeitig Stellvertreter des Chefs des Ersatzheeres, des Generals Fromm, war, in dessen Stab auch Graf Stauffenberg, der spätere Attentäter, eine wichtige Schlüsselposition innehatte. Eine für die Verschwörung bedeutsame Stellung hatte der General Thomas, der Chef des Wirtschafts- und Rüstungsamtes. Von den übrigen Mitgliedern sind zu nennen der Generalmajor Henning v. Tresckow, der zunächst erster Generalstabsoffizier des Feldmarschalls v. Bock, später des Feldmarschalls v. Kluge war. Er organisierte zusammen mit seinem ersten Ordonnanzoffizier Fabian v. Schlabrendorff den Attentatsversuch, bei dem Hitler durch eine Sprengbombe getötet werden sollte, die man getarnt als Kognakpaket in dessen Flugzeug geschmuggelt hatte, aber nicht explodierte. Tresckow entwarf auch den Plan ‚Walküre' zur Ausführung des Putschversuches vom 20. Juli 44. Sein Neffe, Oberleutnant Stahlberg, war Stabsoffizier in Mansteins Heeresgruppe Don. Zu erwähnen sind noch der Generalmajor Freiherr v. Gersdorf, der schon seit Anfang 42 zu den Verschwörern zählte und dadurch bekannt geworden ist, daß er am Heldengedenktag im Zeughaus Unter den Linden mit einer Bombe Hitler töten wollte, als er zum Gedächtnis der Toten des ersten Weltkrieges an der Feier teilnahm. Auch Oberst Schulze-Buettger zählte zu den Verschworenen und war ebenfalls im Stabe Mansteins bei der Heeresgruppe Don. Er wurde nach dem 20. Juli hingerichtet. Das gleiche gilt für den Obersten Finkh.

Eine wesentliche Gruppe der bewußten Hundert ist jene der

Lieferanten von Nachrichten an den Feind, wobei sich diese bezüglich der Übermittlungsmethoden keine Grenzen setzten. Es ist ganz natürlich, daß die Nachrichten zuvor durch meist unzulässige Ausspionierung beschafft sein mußten. An der Spitze der Nachrichtenlieferanten stand die kommunistische Spionageorganisation ‚Rote Kapelle'. Über deren Tätigkeit ließe sich ein ganzes Buch schreiben und es existieren auch solche, so daß wir hier nur eine kurze Darstellung geben können.

Die Geburtsstunde der ‚Roten Kapelle', soweit es den militärischen Sektor betrifft, kann man wohl in jene vornationalsozialistische Zeit verlegen, in der der Chef der Heeresleitung, der ‚rote General', Freiherr Kurt v. Hammerstein seinen stark kommunistisch angehauchten Töchtern den Herausgeber der kommunistischen Zeitung ‚Die rote Fahne' als Hauslehrer gab, was diese zur Ausspionierung der wichtigsten militärischen Geheimnisse der deutschen Reichswehr und deren Weitergabe an diesen Agenten des russischen Geheimdienstes verführte. Es bestehen berechtigte Gründe zum Verdacht, daß den ‚Vätern' an der Verschleierung der Vaterschaft sehr viel gelegen ist. Fest steht aber, daß die Taufe Ende 42 stattfand, als die deutsche Abwehr die ‚Rote Kapelle' mit Erfolg aufgestöbert hatte. Zum Namen ‚Rote Kapelle' kam es deswegen, weil der sowjetische ND ein Kurzwellenfunkgerät als Spieluhr und einen Funker als Musiker bezeichnet. Da die Funker der ‚Roten Kapelle' aus dem ganzen von Deutschen besetzten Europa funkten, bildete sich dieser naheliegende Namen. Es gab die Sendergruppe ‚Gilbert' in Frankreich, die Gruppe ‚Kent' in Belgien, die Gruppe ‚Coro' in Berlin, die Gruppe ‚Hilde' in den Niederlanden und die Gruppe ‚Rado' in der Schweiz. Die vorhergegangene Aushebung der belgischen und französischen Sendergruppen ermöglichte auch die Aushebung der Berliner Gruppe ‚Coro'. Wir haben uns vorläufig nur mit der letzteren zu befassen. Die beiden Hauptbeteiligten waren der Oberleutnant Harro Schulze-Boyen und der Oberregierungsrat Arvid Harnack. Schulze-Boyen stammte aus monarchistischen Kreisen und lehnte den Nationalsozialismus ab. Er schrieb schon vor der Machtergreifung in der Zeitschrift ‚Der Gegner' gegen die neue Bewegung, so daß es schon Anfang 33 zu einem Verbot dieser Zeitschrift und zur vorübergehenden Verhaftung Schulze-Boyens kam. Nur dank seiner beziehungsreichen Verwandtschaft gelang es ihm wieder, nach kurzer Zeit frei und in der Wehrmacht vorwärts zu kommen. Er brachte es sogar zum Abwehroffizier im Reichsluftfahrtministerium. Er trat in den Jahren 36 und 37 mit der KPD in Verbindung und gab zu jener Zeit schon Informa-

tionen über den spanischen Bürgerkrieg, die im Reichsluftfahrtministerium zu seiner Kenntnis gelangt waren, zur Weiterleitung an den sowjetischen ND. Schulze-Boyen hatte auch einen großen Bekanntenkreis, den er fast völlig für die Betätigung in der ‚Roten Kapelle' warb. Ihm und seinen Freunden war alles recht, was sie in ihren Dienststellen finden konnten, um es dem sowjetischen ND weiterzugeben.

Harnack, der schon älter als Schulze-Boyen war, war ein Neffe des berühmten Kirchenhistorikers Adolf von Harnack, während sein Vater ein bekannter Professor war. Er entschied sich schon früh für den Kommunismus und blieb ihm bis zu seiner Hinrichtung treu. Daran änderte auch nichts die Tatsache, daß er vorübergehend auf Grund eines Stipendiums in den Vereinigten Staaten die Wirtschaftsverhältnisse der sozialistischen Bewegungen studieren konnte. Nach seiner Rückkehr trat er mit Beamten der sowjetischen Botschaft in Verbindung und gründete mit deren Unterstützung eine Arbeitsgemeinschaft zum Studium der Planwirtschaft, deren Abkürzung ‚Arplan' lautete. Harnack war deren Sekretär. 1932 unternahm diese Arbeitsgemeinschaft eine Studienreise nach Rußland, an der natürlich Harnack teilnahm. Bei dieser Gelegenheit wurde er für den russischen ND gewonnen. Daran änderte sich auch nichts, als Hitler vorübergehend das Bündnis mit Rußland schloß. 1933 gelang es Harnack sogar, eine höhere Stellung im Reichswirtschaftsministerium zu erhalten, wo er durch seine Gabe für Zweigleisigkeit seine wahre Gesinnung und seine Beziehungen verbergen konnte. Es ist klar, daß auch Harnack alle Möglichkeiten seiner Stellung und seiner reichen Beziehungen ausnutzte, um alles das auszuspüren und weiterzugeben, was für die Sowjets von Wichtigkeit war. Als wesentliche Mitarbeiter der ‚Roten Kapelle' sind noch zu erwähnen der Kommunist Johann Graudenz, der Schriftsteller Günther Weißenborn, die Funker Hans Coppi und Kurt Schulze, die Tänzerin Oda Schottmüller und die Gräfin Erika v. Brockdorf. Der Leutnant Herbert Gollnow, der in einer Abwehrstelle der Luftwaffe tätig war, hatte Gelegenheit, regelmäßig Einzelheiten über Spionageabwehrmaßnahmen des OKW zu melden, desgl. der Oberst Erwin Gehrts vom Luftfahrtministerium. Ferner gehörten dazu: Professor Werner Krauss und der Erfinder Heinrich Kummerow. Als besonders aktive Mitglieder sind zu nennen der deutsche Gesandtschaftsrat Rudolf v. Scheliha, der sich in Geldschwierigkeiten befand und dann seine Nachrichten aus dem Auswärtigen Amt gegen gute Bezahlung weitergab, ferner der bekannte Theaterregisseur Adam Kuckhoff, der in der Hauptsache Flugblätter für die ‚Rote Ka-

pelle' verfaßte, während seine Frau im rassenpolitischen Amt der NSDAP Kapitel aus Hitlers ‚Mein Kampf' ins Englische übersetzte, obwohl sie selbst Kommunistin war und wie ihr Mann heimlich gegen das nationalsozialistische Regime arbeitete. Die ganzen Mitglieder der ‚Roten Kapelle', die ihren Stolz darin sahen, für ihr neues Vaterland mit einer Intensität zu arbeiten, die sie für ihr eigenes bestimmt niemals aufgebracht hätten, spionierten alles aus, was nicht ‚niet- und nagelfest' war und meldeten es zur Weitergabe durch die Funker. Im Zusammenhang mit der Aufdeckung der ‚Roten Kapelle' wurden 55 Personen hingerichtet, denen man eine solche Zusammenarbeit mit dem Feinde hatte nachweisen können. So vorwiegend kommunistisch diese Berliner Gruppe ‚Coro' der ‚Roten Kapelle' war, so hatte sie doch starke Verzahnungen zu bürgerlichen und christlichen Kreisen, die leider hier aus Knappheit an Raum nicht alle behandelt werden können, obwohl sie dieses im Interesse der Klarheit besonders verdienten. Ich habe auf Seite 60 meiner Broschüre ‚Der ekle Wurm der deutschen Zwietracht' aufgezählt, was ungefähr die ‚Rote Kapelle' alles an die Sowjets verraten hat.

Als die Berliner Gruppe ‚Coro' aufgeflogen war, arbeitete in der Schweiz die Gruppe ‚Rado' weiter, die vom Horchdienst der Wehrmacht mit der Chiffre ‚Die Roten Drei' bezeichnet wurde. Sie wurde geführt von dem Ungarn Alexander Rado, der seine Meldungen mit dem umgekehrten Decknamen ‚Dora' weitergab und schon seit Sommer 40 in Genf wirkte. Ihr gehörten an: der kürzlich verstorbene Alexander Foote, der durch sein ‚Handbuch für Spione' bekannt geworden ist, und die Agentin Rachel Dübendorfer mit dem Decknamen ‚Sissi'. Die Sendergruppe ‚Rote Drei' war in der Schweiz nahezu unangetastet, bis es ihr einfiel, sich auch um Verhältnisse der Schweizer Wehrmacht zu kümmern und davon Berichte an die Sowjets zu geben. Das Interessanteste bei der Schweizer Gruppe sind die Männer, die der ‚Roten Drei' die Nachrichten geliefert haben. Unter ihnen ragt hervor der mit dem Decknamen ‚Lucy' bezeichnete Rudolf Rößler. Er war in Bayern geboren und arbeitete zunächst als Schriftleiter einer anti-nationalsozialistischen Zeitung. 1933 emigrierte er in die Schweiz und gründete dort einen politischen Verlag. Über seine Spionagetätigkeit berichtet David J. Dallin in dem Buche ‚Die Sowjetspionage':

„Rößlers Zusammenarbeit mit dem Apparat Rados lief nach folgendem Schema ab: Rößler schrieb seine Meldungen in Klartext und ließ sie durch einen Mittelsmann an Rado in Genf weitergehen. Rado verschlüsselte sie und wies sie einem seiner Funker zur Durch-

gabe an Moskau zu. Mitunter übernahm Foote die Verschlüsselung. Funksprüche Moskaus an „Lucy" liefen den gleichen Weg in umgekehrter Folge. Moskau nahm die überaus große Zahl genau zutreffender Informationen, die von „Lucy" kamen, zunächst mit tiefem Argwohn entgegen. Die Zentrale hegte den Verdacht, daß „Lucy" ein von der deutschen Abwehr in den Schweizer Dienst eingebauter Agent sei, der den sowjetischen ND durch Lieferung korrekter Informationen ködern solle, um dann im entscheidenden Augenblick das sowjetische Oberkommando irreführen und den Streitkräften der Sowjetunion einen schweren Schlag versetzen zu können. Allmählich schwand jedoch der Argwohn der Zentrale, ihr Interesse wuchs, und zum Schluß war sie begeistert über „Lucys" ungewöhnliche Leistungen. Dies war der einzige Fall, in dem die Zentrale in Moskau sich einverstanden erklärte, mit einem Agenten zu arbeiten, über dessen Identität und Quellen sie kaum etwas wußte – einem Agenten, der immerhin sehr bald ein Monatsgehalt von 1700 Dollar für seine Dienste bezog. Die Zentrale stellte mehr als einmal eindringliche Fragen, aber Rößler lehnte unverändert und unerschütterlich jede Antwort ab.
Rößlers Leistung war in der Tat hervorragend. Kaum brach der Krieg im Osten aus, da lieferte er schon regelmäßig, manchmal gar täglich, genaue Daten von überragender Wichtigkeit: über Hitlers strategische Planungen, über das Lagebild, die Stärke und Zusammensetzung der Einheiten des deutschen Heeres, der Marine und der Luftwaffe, über Waffen aller Art, ja sogar über Informationen, die die deutsche Abwehr über die sowjetischen Gegenbewegungen erhalten hatte. Er war in der Lage, Fragen der Sowjets über bestimmte deutsche Einheiten, deutsche Generale, das Führerhauptquartier und eine Unmenge anderer kriegswichtiger Punkte genau zu beantworten.

. . .

„Lucy" versorgte Moskau täglich mit dem neuesten Lagebild der deutschen Truppen an der Ostfront. Diese Informationen konnten nur vom Oberkommando des Heeres selbst stammen. In anderen Dienststellen in Deutschland waren diese Nachrichten täglich gar nicht erhältlich.
Er lieferte nicht nur Nachrichten über den Einsatz deutscher Truppen, Nachrichten, die nur vom OKW in der Bendlerstraße stammen konnten, sondern beschaffte ebenso gute Nachrichten aus dem Oberkommando der Luftwaffe und dem Marineamt.
Mag man vielleicht glauben, daß eine solche Quelle längere Zeit braucht, um Informationen dieser Art zu beschaffen. Bei „Lucy"

trat jedoch kein Zeitverlust ein. In den meisten Fällen erhielten wir die Nachrichten spätestens vierundzwanzig Stunden, nachdem sie bei den betreffenden Stellen in Berlin vorgelegen hatten. Tatsächlich blieb kaum genügend Zeit für die Verschlüsselung und Entschlüsselung der Funksprüche."

Man kann ruhig sagen, daß dazu ein Kommentar überflüssig sei. Kopfzerbrechen hat der deutschen Abwehr natürlich immer wieder die Frage gemacht, wer der eigentliche Lieferant ‚Lucys' war, der ihm solche wichtigsten Nachrichten aus den höchsten militärischen Stellen berichten konnte. Der Luzerner Pater Karrer, der im Jahre 53, als die Schweiz einen Prozeß gegen Rößler anstrengte, als Zeuge vernommen wurde, sagte, als er nach Rößlers Quellen gefragt wurde, daß „er sie nicht genau kenne, aber weiß, daß die Nachrichten aus dem christlichen Lager kommen und von Persönlichkeiten übermittelt worden seien, die mit dem Ökumenischen Rat in Genf zusammenarbeiten, der wiederum mit Admiral Canaris (dem Chef des deutschen Geheimdienstes) Verbindung gehabt habe".*)

Diese Angaben Karrers fanden später durch Äußerungen ihre Bestätigung, in denen Allan Dulles, der Chef der amerikanischen Abwehr, in einem Interview Anfang 54 erklärte, daß er während des zweiten Weltkrieges in direkten Verbindungen mit einem der engsten Mitarbeiter des Admirals Canaris gestanden habe und daß diese Verbindung zur Anti-Nazi-Verschwörung die nachrichtendienstliche Arbeit der Amerikaner außerordentlich erleichtert habe.

Wir müssen noch einen weiteren Schweizer Agenten erwähnen, Otto Pünter, der den Decknamen Pabko trug und um den sich dann später auch eine Gruppe bildete. Man behauptete, daß dieser Deckname eine Abkürzung der Worte ‚Parteikanzler Bormann' sei, was jedoch nicht zutreffend ist, sondern die Abkürzung bestand aus den Anfangsbuchstaben der Wohnorte der Gruppenmitglieder. Pünter hatte besonders gute Beziehungen zu katholischen Kreisen,**) insbesondere Emigranten, die gegen das Dritte Reich arbeiteten und deren hervorragendster Vertreter der Altreichskanzler Wirth war.

[2]) Nachtrag (s. Schluß des Kapitels, Seite 188).

Pünter hatte Gelegenheit, auch während des Krieges öfters nach Deutschland zu kommen und dank seiner Beziehungen zu höheren

*) Lt. ‚Spiegel' Nr. 14 vom 31. März 1954.

**) Wir wissen aus der Nachkriegsliteratur, daß in kirchlichen Kreisen für den Sieg der Alliierten gebetet wurde. Es ist daher interessant, daß sich in dem Buche ‚Maria rettet das Abendland' ein Kapitel befindet: ‚Zusammenfassung der entscheidenden Kriegsdaten (1939—1945) in marianischer Sicht', in dem bei den Tagen, die zu Ehren Marias gefeiert werden, die jeweiligen deutschen Niederlagen angegeben sind. Wir finden dort unterm „2. Februar 1943 (Fest Mariä Lichtmeß) Fall von Stalingrad".

Das Unglaubliche ist, daß dieses Buch, in dem der Sieg des Bolschewismus gefeiert wird, mit kirchlicher Erlaubnis erschienen und dem Papst Pius XII. gewidmet ist.

deutschen Dienststellen wichtige Dinge auszuspionieren, um sie der Gruppe ‚Rado' zur Übermittlung nach Moskau weiterzugeben.

Nachdem wir so die ‚Akteure' und ‚Statisten' kennengelernt haben, wollen wir den chronologischen Ablauf der Dinge verfolgen. Wir hatten bereits bei Erörterung der Planung der Offensive gehört, daß Hitler schon in der Führerweisung vom 11. 11. 1941 die Absicht zum Ausdruck brachte, eine Offensive nach dem Kaukasus zu geeigneter Zeit zu beginnen. Dieser Plan wurde bereits am 14. 11. durch das nachstehende Telegramm der ‚Roten Kapelle' den Russen verraten.

„14. 11. 1941. An Direktor. Nr. 519. Plan III mit Ziel Kaukasus, der ursprünglich für November vorgesehen war, tritt im Frühjahr 1942 in Kraft. Aufmarsch soll bis 1. Mai beendet sein. Aller Nachschub geht ab 1. Februar mit Hinblick auf dieses Ziel. Aufmarschraum für Kaukasusoffensive: Losowaja — Balakleja — Tschugujew — Belgorod — Achtyrka — Krassnograd. Oberkommando in Charkow. Weitere Einzelheiten folgen. Quelle Coro.

Kent"

Die Offensivabsicht selbst machte auch Ende November die Runde in den Salons der Verschwörer. Es war also kein Wunder, daß die Russen rechtzeitig ihre Vorbereitungen gegen die Offensive treffen konnten.

Am 5. April 42 wurde von Hitler die endgültige Weisung Nr. 41 für die Kaukasusoffensive erlassen. Es dauerte noch keine 24 Stunden, daß aus dem Kreise Fellgiebel alle Einzelheiten dieser Weisung ihren Weg über Funk nach Moskau fanden und wenige Tage später pfiffen es die Spatzen in den Weltstädten von den Dächern, daß Deutschland im Frühjahr im Süden angreifen würde. Die Pressestimmen wurden natürlich von uns sorgfältigst registriert und der Reichspropagandaminister Dr. Goebbels entschloß sich zu Gegenmaßnahmen. Er ließ in der Zeit vom 6. April bis 23. Mai in der Presse zur Tarnung inspirierte Artikel erscheinen, durch welche der Feind bezüglich der Richtung der Offensive getäuscht werden sollte. Es wird den Leser interessieren, den entsprechenden Eintrag in ‚Goebbels Tagebücher' vom 6. 4. 42 kennenzulernen:

„Ich bespreche mit dem Oberstleutnant Martin, der mich auch draußen für zwei Tage besucht, Tarnungsmöglichkeiten für unsere kommende Offensive. Leider sind die Blicke aller internationalen Beobachter auf den Süden der Ostfront gerichtet, d.h. auf den Punkt, an dem der erste offensive Vorstoß vor sich gehen wird. Es wird

also die Aufgabe der deutschen Propaganda sein, nach Möglichkeit das Auge der internationalen Öffentlichkeit entweder auf die Mitte oder auf die Nordfront zu richten. Welche Gelegenheiten uns dazu gegeben sind, das muß man noch abwarten. Wir haben schon eine Reihe von Artikeln in Militärzeitschriften veröffentlicht, die darlegen, daß der Besitz der Hauptstadt immer kriegsentscheidend sei; aber der Gegner hat auf diese Artikel bisher noch nicht angebissen. Ich werden nun versuchen, den in Deutschland bekannten Journalisten Dr. Kriegk von der „Nachtausgabe" für acht Tage einmal an die mittlere Front zu schicken und ihn dann mit genauen Richtlinien nach Portugal zu entsenden, damit er dort versuchen soll, durch Gerüchtebildung der ganzen Aufmerksamkeit eine andere Richtung zu geben. Ob das gelingen wird, weiß ich noch nicht. Jedenfalls ist Kriegk geschwätzig genug, daß er eine solche Aufgabe mit einiger Virtuosität lösen kann."

Der Journalist Dr. Kriegk wurde tatsächlich an die Ostfront und später nach Portugal geschickt, um die gewünschten Indiskretionen zu begehen. Die Aktion hatte offensichtlich Erfolg, denn es ergab sich in der Folgezeit, daß die Russen auch an deutsche Offensivabsichten in Richtung Moskau glaubten, und darauf war es auch zurückzuführen, daß sie nördlich der Linie Kursk — Woronesch — Rynok (an der Wolga nördlich Stalingrad) erhebliche Reserven angesammelt hatten, welche später zu fortgesetzten Angriffen gegen die deutsche Nordflanke Verwendung fanden. Warum sie der Täuschung anheimfielen und eine Zeit lang den Meldungen der ‚Roten Kapelle' keinen absoluten Glauben beimaßen, werden wir noch hören.

Es war in der Weisung Nr. 41 Abschnitt II B u. a. als nächste Aufgabe vorgesehen:

„Im Südraum ist der beiderseits Isjum eingebrochene Feind im Zuge des Donez abzuschneiden und zu vernichten."

Dieser kleine Satz innerhalb der Weisung läßt den irrigen Eindruck aufkommen, als ob es sich um eine unbedeutende Sache handelte, während in Wirklichkeit die Erfüllung der Aufgabe eine harte Nuß darstellte. Im Laufe der Winterkämpfe hatten die Russen versucht, sich durch einen Zangenangriff in den Besitz von Charkow zu setzen. Während die Front allgemein gehalten werden konnte, gelang den Russen südlich Charkow ein Durchbruch am Donez beiderseits Isjum, den sie in einer Breite von 80 Kilometern und einer Tiefe von nahezu 100 Kilometern erweitern konnten. Diese Einbuchtung hatte grob ausgedrückt die Form eines Sackes. Durch Meldungen der ‚Roten Kapelle' über deutsche Truppenverschiebun-

gen war nun bei ihnen der Glaube entstanden, daß es nicht zu schwierig sein dürfte, den Versuch vom Januar zu wiederholen und durch eine Schlacht größten Ausmaßes mehrere ,Fliegen mit einer Klappe' zu schlagen:

1. die deutschen Absichten zu verhindern, die sie erkannten,
2. durch den Sack in den Versammlungsraum der für die Kaukasusoffensive vorgesehenen Armeen hineinzustoßen, sie einzukesseln und zu vernichten, um dadurch die Kaukasusoffensive überhaupt unmöglich zu machen,
3. die ganze Südfront aufzurollen.

Es war nämlich den Russen mit Hilfe zweier Agenten (Hauptmann Arcyszewsky und Leutnant Meier), die sie im Februar 42 hinter der deutschen Front in der Nähe der großen Nachschubslinie mit Fallschirmen aus Flugzeugen abgesetzt hatten, gelungen, völlige Klarheit über Umfang und Einzelheiten bezüglich der bei Charkow angesammelten Truppen zu bekommen. Diese Agenten hatten über 500 Funksprüche senden können, die durch die deutsche Funkabwehr erst nach erheblichen Schwierigkeiten entziffert wurden. Darüber berichtet W.F. Flicke in seinem Buche ,Agenten funken nach Moskau' in sehr anschaulicher Weise:

„Wir verglichen das gesamte Funkspruchmaterial, das der Sender von Otwotzk sozusagen geliefert hatte, mit den Funksprüchen, die von den Sendern der ,Roten Kapelle' und der ,Roten Drei' in der fraglichen Zeit nach Moskau gegangen waren. Und wir nahmen als Ergänzung hinzu alles das, was die ,Zentrale' in Form von Anweisungen an die Stationen der ,Roten Kapelle' und der ,Roten Drei' gefunkt hatte. Und hierbei ergab sich ein derartiges Zusammenspiel, wie es vollkommener kaum gedacht werden kann. Alles das, was Arcyszewski nicht liefern konnte, lieferten entweder die Sender der ,Roten Kapelle' oder die der ,Roten Drei'. Alles das, was Rado oder Kent oder Gilbert nach Moskau signalisierten, bestätigte sich durch die Meldungen aus Otwotzk, soweit es sich auf die deutschen Vorbereitungen für den Sommerfeldzug 1942 bezog. Die Steuerung dieser drei Sendergruppen war derartig minutiös, daß man mit fassungslosem Staunen vor der Karte stand, auf der wir alle nach Moskau gegangenen Informationen vermerkt hatten."

Flicke schließt diesen Bericht mit den vielsagenden Worten:

„Die Sowjets zogen mit erstaunlicher Schnelligkeit die Schlußfolgerungen aus den eingehenden Agentenmeldungen. Am Morgen des 12. Mai brachen die Armeen Timoschenkos gegen die Heeresgruppe Bock vor. Unsere Bereitstellungen wurden auseinanderge-

sprengt. Die Sowjets kämpften wie der Teufel. Sie versuchten alles zu vernichten, was sie antrafen. Bis zum 20. Mai hatten sie bereits 450 Panzer verloren, aber immer noch rasten ihre Panzerbrigaden im Einbruchsraum herum und zerstörten, was überhaupt zerstörbar war.

Am 25. Mai waren die drei durchgebrochenen sowjetischen Armeen eingekesselt. Immer wieder versuchten sie durchzubrechen, immer mehr deutsche Truppen mußten für die eiserne Zange eingesetzt werden, nämlich diejenigen Truppen, die für die große Sommeroffensive vorgesehen waren. Am 30. Mai war die Schlacht zu Ende, die Russen hatten 1250 Panzer und über 2000 Geschütze verloren."

„Das war immerhin ein beachtlicher Sieg".

„Timoschenko hatte sein Ziel erreicht: die deutsche Sommeroffensive gegen den Kaukasus konnte nicht termingerecht begonnen werden, zu sehr hatte Timoschenko unsere Bereitstellungen durcheinandergewirbelt. Möglich war ihm das einzig und allein dank der Unterlagen, die Arcyszewsky und die Gruppen der ‚Roten Kapelle' und der ‚Roten Drei' geliefert hatten. Statt am 25. Mai begannen die deutschen Armeen erst am 4. Juli, sechs Wochen später ihren Vormarsch."

Zu dem Bericht ist noch folgendes zu ergänzen: Wir hatten gehört, daß sich die Russen auf Meldungen der ‚Roten Kapelle' hin die Sache zu leicht vorgestellt hatten und nur deswegen das große Risiko übernahmen, so tief in diesen gefährlichen Sack hineinzustoßen. Beinahe wäre ihnen dieses gewaltige Vorhaben auch gelungen, denn Feldmarschall v. Bock trug sich unter dem Druck der Übermacht schon mit dem Gedanken, General Paulus, dem die Verteidigung von Charkow übertragen war, zur Räumung der Stadt zu veranlassen. Im letzten Augenblick flog Hitler selbst an die Front ins Hauptquartier der Heeresgruppe und bewog Paulus zum Ausharren, bis es den deutschen Truppen möglich wäre, den Kessel zu schließen. Hitler hatte also durch sein Eingreifen in letzter Minute erreicht, die sichere Niederlage in einen großen Sieg unserer Truppen umzuwandeln. Zu den vernichteten und eroberten Geschützen und Panzern kamen noch 240 000 Gefangene. Flicke hat zwar den tatsächlichen Offensivbeginn um 6 Tage zu spät angegeben, doch reichte die Verschiebung von fast 5 Wochen aus, um den deutschen Mißerfolg im November auszulösen, denn Stalingrad hätte bei rechtzeitigem Offensivbeginn spätestens im September genommen, und dann die Flankenfront nach Norden durch die freiwerdenden Truppen aus Stalingrad so verstärkt werden können, daß die rus-

sische Offensive unmöglich gewesen wäre. Daß das Vorgehen von Timoschenko, der die russische Offensive leitete, unvorhergesehen war, geht aus folgenden Zeilen des Briefes hervor, den Hitler am 8. August 42 an Mussolini richtete:

„... Der wilde Kampf an der Ostfront geht diesmal vollkommen nach den festgesetzten Plänen vor sich. Das einzige Unvorhergesehene war, daß Timoschenko nach seiner Niederlage auf der Halbinsel Kertsch, d.h. nach der Vernichtung der dort befindlichen russischen Angriffsdivisionen, eine Attacke gegen Charkow und im folgenden gegen Dnjepropetrowsk versuchte."

Interessant sind jedoch die Auswirkungen, die die Niederlage von Timoschenko auf das Vertrauen hatte, die die Russen den Meldungen der ‚Roten Kapelle' gegenüber aufbrachten. Darüber berichtet Alexander Foote in seinem ‚Handbuch für Spione' folgendes: „Der Direktor führte aus, daß Lucys Meldungen gewöhnlich zutreffend gewesen seien, sich aber einmal als verhängnisvoll erwiesen hätten. Er zog einen Funkspruch aus dem Aktenstück und reichte ihn mir herüber. „Erinnern Sie sich, daß Sie diesen Text durchgegeben haben?" fragte er. Ich sah mir den Spruch an; er enthielt von „Werther" stammende Einzelheiten *über Truppendislokationen* an der Ostfront. Ich antwortete, daß ich so viele ähnliche Meldungen abgesetzt habe, daß ich mich nach so vielen Jahren nicht mehr an diese besondere Meldung erinnern könne.
„Diese Meldung kostete uns 100 000 Mann bei Charkow und führte dazu, daß die Deutschen Stalingrad erreichten. Sie wurde über Ihren Sender durchgegeben," erwiderte der Direktor. „Nachdem wir diesen Spruch erhalten hatten und den Schaden sahen, den er angerichtet hatte, konnten wir bloß annehmen, daß ‚Lucy' ein Doppelagent sei und alle seine Meldungen falsch waren und von der deutschen Abwehr stammten."
Kaum war nun nach dieser Verzögerung die Bereitstellung der Truppen für die Hauptoffensive beendet, da ereignete sich ein neuer ‚Unglücksfall' analog dem Falle von Mecheln. Am 18. Juni, also 10 Tage vor Beginn der Offensive, flog der erste Generalstabsoffizier einer Division befehlswidrig mit dem Fieseler Storch zu einer Nachbardivision, um mit deren Kommandeur die geheimen Befehle zu besprechen, die er dabei hatte. Er geriet dabei über die russische Front und wurde abgeschossen. Als man ihn später suchte, fand man zwar das Flugzeug, jedoch völlig ausgeplündert. Bei weiteren Nachforschungen soll der Offizier gefunden worden sein, doch widersprechen sich darüber die Nachrichten. Auf jeden Fall war der

Russe im Besitz genauer Unterlagen darüber, wie unsere Offensive nach Osten und Südosten geführt werden sollte. Es waren ihm alle Einzelheiten über die Bereitstellung und Gliederung der Truppe bekannt geworden. Da die Offensive so nahe bevorstand, war es der deutschen Führung nicht mehr möglich, Umgruppierungen vorzunehmen und die Vorbereitungen umzustoßen. Es ist natürlich verständlich, daß sich daraus dann die Notwendigkeit ergab, in Einzelfällen im Laufe der Offensive Abweichungen von den ursprünglichen Planungen eintreten zu lassen. Auch der schräge Vormarsch durch den Korridor zwischen Don und Donez diente der Verschleierung unserer Absichten. Als im Führerhauptquartier die Weisung Nr. 45 vom 23. 7. beraten wurde, entstanden scheinbar Debatten für die Fortführung des Offensivvorstoßes nach Stalingrad selbst. Auch diese gelangten über Pünter (Pakbo) zur Kenntnis der ‚Roten Kapelle', so daß wir folgendes Telegramm wiedergeben können:

An Direktor. Über Pakbo von Berlin. Ernste Meinungsverschiedenheiten im OKW betreffs Operationen im Südteil der Ostfront. Vorherrschende Meinung, daß Angriff in Richtung Stalingrad zwecklos und Erfolg Kaukasusoperation in Frage gestellt. Hitler verlangt Stalingradoffensive und wird hierbei von Göring unterstütz. Dora (Rado). 12. August 1942.

Dessen Inhalt richtete zwar keinen Schaden an, weil die Nachrichten über Pakbo meistens mit Verzögerung, also zu spät kamen. Das scheint auch mit jenem Bericht Pünters der Fall gewesen zu sein, daß er von einer seiner katholischen Linien, deren Endstelle sich in einem katholischen Kloster in der Nähe von Freiburg befand, im September 42 ein umfangreiches Dokument mit Daten über die bevorstehende deutsche Offensive bei Stalingrad erhalten habe. Ende August hatte ‚Lucie' die Verlegung mehrerer Infanterie-Divisionen nach der Ostfront gemeldet und wenige Tage später folgten die Angaben über Standort, Zusammensetzung, Ausrüstung und Einsatzziel, und am 9. November 42 richtete der Direktor aus Moskau folgende Anfrage an ‚Dora':

„Wo befinden sich die rückwärtigen Abwehrstellungen der Deutschen auf der Linie südwestlich Stalingrads und entlang dem Don? Wo Abwehrstellungen bereits gebaut werden auf Abschnitten Stalingrad-Kletskaja und Stalingrad-Kalatsch. Ihre Charakteristik. Charakter der Befestigungsarbeiten, welche Deutsche auf der Linie Budenowsk-Diwnoje-Werchnetirskaja-Kalatsch-Katschalinskaja-Kletskaja-Dnjepr-Beresina durchführen.

Direktor.

Hier zeichnete sich also ‚hinter den Kulissen' schon die russische Offensive vom 19. November ab. Da wir bereits berichteten, daß die Russen diese Offensive während der Abwesenheit Hitlers starteten, wird es den Leser interessieren zu erfahren, wie diese jeweils Hitlers Aufenthalt erfuhren:

„Der sozialistische Sohn eines österreichischen Konservativen, der in der Nähe der Schweizer Grenze auf österreichischem Boden wohnte, war zur deutschen Wehrmacht eingezogen und als Funktechniker zum Führerhauptquartier abgestellt worden. Er rief, ohne sich über die Konsequenzen dieses Tuns im klaren zu sein, jeden Abend seine Familie auf einer bestimmten Wellenlänge an und teilte auf dem Funkwege seinen Standort mit. Sein Vater hingegen erfaßte die Bedeutung dieser Funksprüche, konnte sie aber nicht von Feldkirch aus über die Grenze schaffen, ohne beobachtet zu werden. Er oder einer seiner Freunde vergruben sie an einer verabredeten Stelle in Dornbirn, wo einer von Pünters Leuten sie kurze Zeit später wieder ausgrub, wobei er an der Stelle Lebensmittel und Geld für die Österreicher zurückließ."*)

Herr Canaris dagegen meldete zu jener Zeit ans FHQ über die russische Offensive am Don nichts, dagegen eine Großoffensive aus dem Raume Moskau, wie sich aus den vorliegenden Meldungen ergibt. Als die Offensive am Don noch nicht ganz erfolgreich beendet war, interessierten sich die Russen schon in folgendem Funkspruch für die deutschen Gegenmaßnahmen:

An Dora. 26. 11. 42

1) *Senden Sie Angaben über konkrete Maßnahmen OKW in Verbindung mit Vorstoß Roter Armee bei Stalingrad.*
2) *Senden Sie immer laufend alle Angaben über Pläne und Maßnahmen OKW in Verbindung mit unseren Kampfhandlungen im Osten.*

Direktor.

Das Telegramm vom 2. 12. widmet sich der Erforschung der deutschen Reserven, da man wußte, daß diese Frage wegen eventueller deutscher Offensivabsichten von großer Wichtigkeit sei:

„*An Rado. Die wichtigste Aufgabe für die nächste Zeit ist die genaueste Feststellung aller deutschen Reserven im Hinterland. Direktor.*"

*) Aus David J. Dallin ‚Die Sowjetspionage' Seite 255.

Der Fleiß der Russen läßt ihre Neugierde nicht ruhen und diese schlägt sich nieder im nächsten Telegramm vom 7. Dezember:

Durch Taylor dringend feststellen:

1) Welche Verbände jetzt aus dem Westen und Norwegen an die Ostfront gehen und welche von der Ostfront nach Westen und Balkan. Nummern angeben.

2) Welche Pläne hat OKW an der Ostfront in Verbindung mit der Offensive der Roten Armee! Wird Wehrmacht nur Verteidigungskämpfe führen oder plant OKW Gegenschläge auf irgendeinem Abschnitt der Ostfront! Wenn ja, so wo, wann und mit welchen Kräften! Wichtige Aufgabe!

Direktor.

Der 11. Dezember ist ein sehr bedeutsamer Tag, denn er ist der Tag vor Beginn der deutschen Offensive, durch die die Stalingrad-Armee gerettet werden soll. Es ist natürlich höchst wichtig, daß dies die Russen schnell erfahren. Sie können also das Telegramm aufnehmen:

„Beginne morgen eine Offensive, um Sie freizukämpfen. Führerbefehl. Rechne damit, das Weihnachtsfest mit Ihnen zu verbringen."

Bevor wir den Bericht über die Tätigkeit der ‚Roten Kapelle' fortsetzen, wollen wir uns den Bemühungen der Verschwörer zuwenden, die sie im Kampfe für Deutschlands Sieg in diesem Ringen gegen den Bolschewismus leisteten. In einer Besprechung vom 21. März 42, an der der ehemalige Botschafter v. Hassell teilnahm, wurden sich Generaloberst Beck, General Oster und General Olbricht, der bezeichnenderweise den Decknamen ‚Barcelona-Pfarrer' trug, darüber einig, daß in Zukunft alle Fäden bei Beck zusammenlaufen müßten.

Zunächst möchte ich jedoch den Leser bitten, recht bescheiden zu bleiben mit seinen Erwartungen im Hinblick auf meine ‚Enthüllungen', denn bekanntlich war ich weder heimlicher Horcher bei den Unterredungen der Verschwörer, noch pflegen solche wichtigen Absprachen unter ‚Zeugen' stattzufinden, und vor allen Dingen werden sie nicht protokolliert der Nachwelt überliefert. Wir müssen also versuchen, uns aus den Mosaiksteinchen der von vielen Seiten kommenden Nachrichten ein Bild zu formen, das der Wirklichkeit am weitesten nahekommt. Dieses mit höchster Zuverlässigkeit gefundene Bild reicht aus, um als passendes Gegen-

stück zu jenem Bild gelten zu können, das alle Leser finden werden, die aufmerksam mitlesen. Zunächst spannten die Verschwörer Fäden zu den verschiedenen Feldmarschällen, die sie als anfällig für ihre Absichten ansahen. Dazu gehört vor allem Feldmarschall v. Kluge, in dessen Hauptquartier in wichtigen Stellungen die Herren v. Tresckow und v. Schlabrendorff saßen. Es gibt verschiedene Meldungen über ihre Erfolge und Mißerfolge, doch interessieren uns diese hier weniger. Bei Feldmarschall v. Manstein wollen sie mehr Erfolg insofern gehabt haben, als dieser ihnen eine Zusammenarbeit nach der Einnahme von Sewastopol zugesagt habe. Manstein berichtet in seinem Buche ‚Verlorene Siege' selbst, daß ihn mit Tresckow aus der Zeit gemeinsamer Arbeit in der Operationsabteilung ein enges Vertrauens-, ‚ich möchte beinahe sagen Freundschaftsverhältnis' verbunden habe. Andererseits wird behauptet, daß Manstein, als v. Tresckow versucht habe, durch Vermittlung des Chefs des Personalamtes, des Generals Schmundt, in sein Hauptquartier berufen zu werden, dies abgelehnt habe mit der Begründung, dieser sei für seine negative Haltung gegenüber dem Nationalsozialismus bekannt. Manstein berichtete am 25. April 1946 in Nürnberg selbst über solche Versuche auf die entsprechende Frage seines Verteidigers nach der Fühlungnahme der Männer vom 20. Juli:

„Das ist mir nicht bewußt geworden. Ich habe einmal einen Brief von Generaloberst Beck bekommen, in dem er sich im Winter 1942 über die strategische Lage auf Grund von Stalingrad ausließ und sagte, daß der Krieg wohl kaum zu einem guten Ende führen würde. Ich habe ihm darauf geantwortet, daß ich seine Darlegung nicht widerlegen könnte, daß aber eine Niederlage noch kein Grund wäre, einen Krieg verloren zu geben; daß ein Krieg nur verloren sei, wenn man ihn selbst verloren gebe. Ich hätte im übrigen so viele Sorgen an meiner Front, daß ich mich auf eine lange Auseinandersetzung nicht einlassen könnte. Jetzt nachträglich ist mir klargeworden, daß noch verschiedene Fühlungsversuche gemacht worden sind, anscheinend um meine Einstellung zu sondieren. Da war in einem Falle der General von Gersdorff bei mir gewesen und hat, wie er mir nachträglich gesagt hat, Briefe mitgehabt von Goerdeler, glaube ich, und Popitz, die er mir zeigen wollte, wenn er glaube, daß ich für einen Staatsstreich zu haben wäre. Da ich aber immer den Standpunkt vertreten habe, daß eine Beiseiteschiebung oder Beseitigung Hitlers im Kriege zum Chaos führen müsse, hat er mir diese Briefe gar nicht gezeigt. Daß das Fühlungsversuche sein sollten, das ist

mir jetzt erst nachträglich klargeworden. Ich habe also niemals an irgend jemand eine Zusage gemacht, mich an solchen Unternehmen zu beteiligen."

Ob Manstein nicht verpflichtet gewesen wäre, die offenbar mehrmals mit ihm geführten Gespräche über eine geplante Beiseiteschiebung oder Beseitigung Hitlers seinem Obersten Befehlshaber zu melden, wollen wir dem Leser zur Beantwortung überlassen. Als man Beck im Sommer 1942 auf die großen ‚Siege am Don und am Kaukasus hinwies, sagte er, daß diese nur kriegsverlängernd wirkten, weil die andere Seite nur um so unausweichlicher gezwungen sei, auf Zeit zu spielen'. Er lauerte also auf die langersehnte Ablösung dieser Siegesperiode durch eine solche der Niederlagen. Er brauchte tatsächlich nicht mehr sehr lange zu warten, denn diesem so auf der Lauer liegenden Fachmann durfte es nicht schwergefallen sein, bei Berücksichtigung der ihm zur Verfügung stehenden Nachrichtenquellen die schwachen Stellen an unserer Front herauszufinden. Wie mag er also aufgeatmet haben, als sich nach der russischen Offensive vom 19. November die Umklammerung der 6. Armee in Stalingrad abzeichnete. Von da ab begann der Hochbetrieb im FHQ Beck. Herr Gisevius, den General Oster, der Staabschef von Canaris, mit dessen Zustimmung zur Pflege der Verbindungen mit dem Feinde in die Schweiz delegiert hatte, wurde Anfang Dezember nach Berlin zurückgerufen und man vereinbarte den Stalingrad-Putsch. Gisevius sagte darüber in Nürnberg unter Eid aus:

„Nachdem es uns nicht gelungen war, die ‚siegreichen' Generale zu einem Putsch zu bewegen, versuchten wir, sie nunmehr wenigstens zum Putsch zu bewegen, als sie offenkundig in ihre große Katastrophe hineinrannten. Diese Katastrophe, die in Stalingrad ihren ersten sichtbaren Ausdruck fand, wurde von Generaloberst Beck in allen Einzelheiten seit Dezember 1942 vorausgesehen. Sofort trafen wir alle Vorbereitungen, um nunmehr zu dem Zeitpunkt, der beinahe mit mathematischer Genauigkeit vorauszusehen war, wo eben die Armee Paulus restlos besiegt kapitulieren mußte, um nunmehr wenigstens zu diesem Zeitpunkt einen Militärputsch zu organisieren. Ich selber bin damals aus der Schweiz zurückgeholt worden und habe an allen Gesprächen und Vorbereitungen teilgenommen. Ich kann nur das eine bezeugen, daß dieses Mal wirklich sehr viel vorbereitet war, auch die Fühlung zu den Feldmarschällen im Osten aufgenommen war, zu Witzleben im Westen; aber wiederum kamen die

> Dinge anders, indem der Feldmarschall Paulus kapitulierte, statt uns das Stichwort zu geben, daß abredegemäß dann Kluge auftreten sollte, um vom Osten aus den Putsch auszulösen."

Besondere Aufmerksamkeit müssen wir in diesem Bekenntnis dem Satze widmen, daß „dieses Mal wirklich sehr viel vorbereitet war". Darüber bekundete er unter Eid –,

> daß Generaloberst Beck bald mit dem einen, bald mit dem anderen Feldmarschall Kontakt aufgenommen habe,
> daß der General v. Tresckow und der Oberstleutnant Graf von der Schulenburg ins Hauptquartier Mansteins gefahren seien,
> daß der General der Nachrichtentruppen Fellgiebel eine Sondertelefonleitung aus dem Hauptquartier zum General Olbricht in das OKW gelegt habe,
> daß mit dem Feldmarschall v. Witzleben feste Verabredungen für die Auslösung eines Putsches im Westen getroffen worden seien,
> daß weiter feste Abreden mit dem Militärgouverneur von Belgien, dem Generaloberst v. Falkenhausen, bestanden,
> daß bestimmte Kontingente von Panzertruppen in der Umgebung von Berlin zusammengezogen wurden,
> daß bereits diejenigen Truppenkommandeure im OKH versammelt waren, die bei dieser Aktion handeln sollten.

Danach hatte Gisevius also völlig recht mit der Behauptung, daß dieses Mal wirklich sehr viel vorbereitet war. Als Ziel des Putsches gab Gisevius folgendes an:

> „Wider alles Erwarten kapitulierte der Feldmarschall Paulus. Das ist bekanntlich die erste große Massenkapitulation von Generalen, während wir erwartet hatten, daß Paulus mit seinen Generalen vor seiner Kapitulation einen Aufruf an das deutsche Volk und an die Ostfront erlassen würde, in dem die Strategie Hitlers und die Preisgabe der Stalingrad-Armee mit gebührenden Worten gebrandmarkt wurde. Auf dieses Stichwort hin sollte der Generalfeldmarschall von Kluge erklären, daß er in Zukunft keine militärischen Befehle von Hitler mehr entgegennehme. Wir hofften mit dieser Konstruktion das Problem des Eides, der uns immer mehr zu schaffen machte, zu umgehen, indem nacheinander ein Feldmarschall nach dem anderen den militärischen Gehorsam gegenüber Hitler verweigern sollte, worauf Beck den militärischen Oberbefehl in Berlin übernehmen wollte."

Nach anderer Behauptung eines kenntnisreichen Historikers soll ein Luftwaffenoffizier den entsprechenden Brief Becks an Paulus überbracht haben, den letzterer aber nicht bekommen haben will. Da Gisevius sich bezüglich der Reihenfolge etwas mißverständlich ausdrückt, so sei festgehalten, daß nach der gleichen Quelle die Feldmarschälle v. Kluge und v. Manstein sich eine legale Betrauung mit dem Oberbefehl erschleichen sollten, während kurz darauf durch die bereits geplanten Aktionen in Paris und im Westen die Machtablösung durch Beck erfolgen sollte. Zu den Vorbereitungen der Verschwörer sei noch nachgetragen die Tatsache, daß zu jener Zeit Graf Stauffenberg als höherer Offizier beim Stabe des Chefs des Ersatzheeres die Neubildung der Panzereinheiten hatte, ferner daß der Sozialdemokrat Leuschner beim Volksgerichtshof 1944 aussagte, daß ihm Beck bei seiner zweiten Rücksprache mit ihm im Jahre 43 auf die Frage, ob und für welchen Zeitpunkt man den Putsch beabsichtige, erklärt habe, daß ein solcher nicht mehr notwendig sei, denn man verfüge jetzt über genügend Vertrauensleute in Kommandostellen der Ostfront, daß man den Krieg bis zum Zusammenbruch des Regimes regulieren könne: Diese Vertrauensleute arrangierten z. B. Rückzüge ihrer Einheiten, ohne jeweils die Nachbareinheiten zu benachrichtigen, so daß die Sowjets in die so entstandene Lücke einbrechen und die Front nach beiden Seiten aufrollen könnten. Diese Nachbareinheiten seien also auch zum Rückzug gezwungen oder würden in Gefangenschaft geraten.

Nach anderen Feststellungen kam es zu erheblichen Fehlleitungen von Nachschubgütern, speziell von Munition und Brennstoff. Bezüglich Brennstoff erinnern wir uns jener Behauptungen von der willkürlichen Verschiebung durch Hitler und der Knappheit überhaupt. Dazu muß ich dem Leser folgenden Tatbestand zur eigenen Beurteilung unterbreiten. Nach der Darstellung Heusingers in ‚Befehl im Widerstreit'*) soll Halder im Juli in einer Besprechung mit Hitler gesagt haben:

> „Ich muß ferner darauf aufmerksam machen, daß wir bei Ihrer Lösung allen verfügbaren Betriebsstoff den Panzerverbänden der Heeresgruppe List geben müssen, damit sie den Kaukasus überhaupt erreicht. Das hat mir der Generalquartiermeister gemeldet. Die Armee Paulus kann sich infolgedessen nur mit ihren Infanteriedivisionen bewegen und wird bloß langsam vorankommen. Hitler: Das hätte nicht passieren dürfen! Untersuchen Sie, wen

*) Seite 196 — Es ist kaum anzunehmen, daß die Behauptung stimmt, daß Heusinger auch zu den Verschwörern zählte, denn er wurde beim Attentat vom 20. Juli 1944 leicht verletzt. Er soll sich allerdings ‚zum 20. Juli' bekennen.

die Verantwortung trifft! Aber im Augenblick schadet es nichts. Im Gegenteil, es erleichtert mir meinen Entschluß, die Leibstandarte nach dem Westen abzutransportieren."

Im Gegensatz hierzu erzählt Oberst Herbert Selle a. D. in seiner Veröffentlichung ‚Die Tragödie von Stalingrad':

„Der Generalquartiermeister des Heeres war bei der Armee eingetroffen ... Er erzählte uns folgendes bezeichnendes Erlebnis mit „dem größten Feldherrn aller Zeiten": Im Sommer 1942 stellte sich die Treibstoffrage für das Heer so dar, daß nennenswerte Reserven nicht mehr vorhanden waren. Diese Erkenntnis war von schwerwiegender Bedeutung für alle zukünftigen Operationen; er, Wagner, habe daher den Chef des Generalstabes, Generaloberst Halder gebeten, dieseswegen bei einer seiner Rücksprachen bei Hitler vorstellig zu werden. Halder sagte dies mit der Einschränkung zu, daß hierfür, um Zornausbrüche des hohen Herrn zu vermeiden, eine günstige Allgemeinstimmung abgewartet werden müsse. Da diese ausblieb, habe Wagner schließlich die gespannt gewordene Treibstofflage selber vorgetragen. Wagner wurde daraufhin höchst ungnädig zurechtgewiesen."

Man wird diese Widersprüche besser verstehen, wenn man folgendes Urteil des sicher sachverständigen Chefs des Personalamtes hört:

„Sie halten wie Pech und Schwefel zusammen, sie sabotieren Befehle des Führers wo sie nur können, freilich stets so, daß ihnen nichts nachzuweisen ist, sie streuen beständig Sand in die Maschine unserer Wehrmacht. Einer von ihnen deckt den anderen. Offiziere, die nicht zu ihrem Kreis gehören, versuchen sie kaltzustellen. Beispielsweise hatte es Seydlitz verstanden, den General Lieb, der sich jetzt im Tscherkassy-Kessel das Eichenlaub verdiente, und der sich als besonders befähigter Truppenführer erwiesen hat, bis vor kurzem auf dem Posten eines Stadtkommandanten von Frankfurt auf Eis zu legen. Aber man kann ihnen einfach nicht beikommen."

Nicht unterlassen dürfen wir, auf den Fall des Generals von Seydlitz zurückzukommen. Als am 22. November die Einschließung der Stalingrad-Armee vollzogen war, befahl der General v. Seydlitz, der Kommandeur des 51. A.K., ohne Wissen seines Armeeführers Paulus die Räumung der festen Stellungen der 94. Inf.-Div., ohne daß diese selbst angegriffen war. Er ließ weder seine Nachbareinheiten noch seinen Oberbefehlshaber davon benachrichtigen. Über die Folgen hören wir am besten den gleichfalls betroffenen Günter Toepke:*)

*) Günter Toepke ‚Stalingrad, wie es wirklich war' Seite 45.

„Paulus hörte nicht auf Seydlitz. Er gehorchte im Glauben an die versprochene Hilfe. Schmidt bestärkte ihn darin. Für ihn gab es erst recht nichts anderes, als Befehle aus dem Führerhauptquartier auf jeden Fall durchzusetzen.

Um die Armeeführung nunmehr vor eine vollendete Tatsache zu stellen, befahl Seydlitz auf eigene Faust die Zurücknahme des linken Flügels seines Korps in eine verkürzte Stellung vor dem Abschnitt Spartakowka. Mit dieser Maßnahme wollte er den Durchbruch zum Westen ins Rollen bringen. Auf Grund seines Befehles mußte auch meine 94. Infanteriedivision, die jetzt zu Seydlitz Korps gehörte, ihre bisherigen festen Stellungen räumen.

Der Russe nutzte sofort die günstige Gelegenheit, die sich ihm so bot, und drängte in pausenlosen Angriffen unseren räumenden Truppen nach. Im freien Steppengelände ohne Deckung wehrten die Grenadiere die nachdrängende Flut ab. Welle auf Welle russischer Infanterie, begleitet von Panzern, stürmte gegen sie an. Jedes Erdloch, jede Ruine ausnutzend, sickerten die Russen durch, um dann immer wieder in hellen Haufen mit ‚Urrä' anzugreifen. Überall quollen Rudel geduckter Gestalten hinter unseren absetzenden Grenadieren nach. Scharfschützen mit Zielfernrohren auf den Gewehren schossen unsere Zugführer und MG-Bedienungen ab. Ein großer Teil der Russen, meist aus der 5. und 6. Welle eines Angriffs, waren nur mit Spaten oder Handgranaten ausgerüstet. Gewehre griffen sie sich von ihren gefallenen Kameraden. Jeder Rußlandkämpfer weiß, mit welcher Erbitterung in solchen Situationen verteidigt und angegriffen wurde. Die Verluste auf beiden Seiten waren hoch, die unsrigen aber nicht mehr zu ersetzen."*)

So schwer es mir die Schematiker dadurch gemacht haben, daß sie wohlweislich alle uniformierten Beteiligten an der Schlacht von Stalingrad zu Helden beförderten, so muß ich doch feststellen, daß in dieses Kapitel auch jene Vorkommnisse gehören wie die leichtfertige Aufgabe der Brücke von Kalatsch am Tschir, die voreilige Aufgabe des Flugplatzes Pitomnik und ähnliche Vorgänge, die ich bei der Schilderung des Schlachtverlaufes erwähnt habe. Ein solches Verhalten kann weder entschuldigt — noch aus durchsichtigen Gründen unerwähnt bleiben oder als Heldentum glorifiziert werden, das bei dieser entscheidenden Schlacht für jeden Beteiligten

*) Zu den vorstehenden Tatsachen ‚paßt' die Meldung aus dem Jahre 1956, daß das Landgericht Verden/Aller ein Landesverratsverfahren gegen Seydlitz eingestellt und die von der nationalsozialistischen Regierung gegen Seydlitz verhängte Todesstrafe durch rechtskräftigen Beschluß des Gerichts aufgehoben habe. Das Interessante an der Tatsache ist, daß ja nach einem Gesetz der Alliierten die Bestimmungen über Landesverrat bei Kriegsende aufgehoben worden sind.

am Platze gewesen wäre. Ich will mit diesen Feststellungen nicht im geringsten die Tapferkeit und das Opfer jener einschränken, die ihre Pflicht nach bestem Können bis zum Schlusse erfüllten.

Zur Entschleierung von Spuren, die die Niederlage verständlich machen, müssen wir auch auf Geschehnisse bei unseren Verbündeten zu sprechen kommen, die allgemein nicht bekannt sind. Die Rumänen ließen sich von Landkarten irreführen, die von der russischen Abwehr gefälscht und ihnen zugeschoben wurden. Sie mußten stunden- ja tagelang vergeblich Orte suchen, die auf den Karten eingetragen waren, wodurch die Operationen empfindlich gestört wurden.

Folgender Bericht eines Offiziers der 4. Div. der 3. rum. Armee über die Kapitulation seiner Division unterrichtet uns wohl am besten über die Art, wie die rumänische Armee den russischen Ansturm abwehrte:

„Nun erwarteten wir — es war schon allerhöchste Zeit — einen Gegenangriff unserer Panzer, diese aber blieben infolge Treibstoffmangel liegen. Sicherlich hatten die Kommandostäbe und die Fahrer den vorhandenen Treibstoff vorher in der Hoffnung verschachert gehabt, daß ja wohl bald andere Treibstofftransporte von rückwärts eintreffen werden. Leider wurden diese aber vom Feind erbeutet und vernichtet. Zur gleichen Zeit konnten die sowjetischen Panzer ungestört mit anderen Sowjetpanzern, die auf der rechten Seite, etwa 40 km hinter unserem Rücken eingebrochen waren, den Ring schließen, so daß dann ein Teil der Feindpanzer unsere Infanterie von rückwärts aufzurollen begann. In der Nacht vom 18. auf den 19. November sahen wir hilflos zu, wie die Sowjets hinter uns ihren Einschließungsring immer dichter um die 4. rumänische Division schlossen. Diese Einkesselung konnten wir an den Spuren der Leuchtkugeln verfolgen, die von den umzingelnden sowjetischen Kräften ständig in den Himmel gejagt wurden. Etwa um 9 Uhr morgens sah ich, wie vor unserer Stellung ein sowjetischer Offizier mit einer weißen Fahne in der Hand auftauchte. Ein Offizier der rumänischen Schützenrotte, die vor uns lag, verband ihm die Augen und führte ihn in das Divisionshauptquartier. Der sowjetische Offizier hatte kein Wort verlauten lassen, bis er gegen Abend im Divisionshauptquartier eintraf. Nur kurze Zeit darauf erhielten alle rumänischen Einheiten in diesem Abschnitt den Kapitulationsbefehl Generals Stanescu's übermittelt. Stanescu ist derjenige, der im Jahre 1938 seinem in der Kaserne zu Focsani angetretenen Regiment ins Gesicht schrie: „Lernt die Handhabung der Waffen, ihr Idioten, denn Hitler wird über euch herfallen!" Er, der

„arme" General, hatte damals vor Hitler Angst — und vergaß dabei das „Väterchen" Stalin. Am 19. November 1942 übergab er nicht nur sich selbst den Sowjets, sondern mit sich die gesamte 4. Division einschließlich des vorhandenen Maschinen- und Tierparks und sämtlicher Waffen."

Wie geschickt es die Russen verstanden, diese geringe Bereitschaft zum Widerstand bei unseren Verbündeten auszunützen, bezeugt der Bericht von Dieter v. Choltitz in seinem Buche ‚Soldat unter Soldaten':

„Am zweiten Weihnachtsfeiertag meldete sich der rumänische Generalstabsoffizier bei mir, um mir im Auftrage seines Generals Mitteilung zu machen, daß die rumänischen Divisionen noch in derselben Nacht allein nach Süden abmarschieren würden, da sie den Befehl erhalten hätten, nach Rumänien zurückzukehren.

Die russische Propaganda hatte ausgezeichnet gearbeitet. Russische Flieger hatten am Tage über den rumänischen Linien Flugblätter abgeworfen des Inhalts, daß die deutsche Regierung den Ungarn einen weiteren Teil rumänischen Bodens abgetreten, Rumänien daher Ungarn den Krieg erklärt habe und seine Divisionen zur Verteidigung des eigenen Landes brauche. Das war eine Frage, in der die Nationalrumänen äußerst empfindlich waren und in der sie der deutschen Regierung immer mit Mißtrauen gegenüberstanden.

.....

Ich ließ etwa 20 Minuten vergehen, um die vermeintliche Hiobsbotschaft richtig wirken zu lassen, und begab mich dann zu dem rumänischen General, um ihn in bewegten Worten im Namen unserer Kampfgemeinschaft zu beschwören, an unser gemeinsames Ziel zu denken, die Nerven nicht zu verlieren und noch einige wenige Tage auszuharren, bis wir uns zusammen aus dem Kessel herausgeschlagen hätten. Er zögerte einen kurzen Augenblick, gab mir dann die Hand und versprach, den Abmarschbefehl zurückzunehmen und weiter an unserer Seite zu kämpfen, bis wir alle sechs Divisionen aus der Einkesselung gerettet hätten. Noch in der gleichen Nacht begab er sich zu seinen drei Divisionen, um persönlich seinen ersten Befehl wieder zurückzunehmen. Bei der Besprechung hatte ich mir den höchsten rumänischen Orden angelegt, den ich kurz zuvor für die Führung rumänischer Truppenteile erhalten hatte, was seine psychologische Wirkung dann auch nicht verfehlte."

Mit ähnlichen Methoden gelang es später, die Ungarn zur Aufgabe des Widerstandes bei Woronesch zu bewegen. Geheimsender

forderten die Soldaten in ungarischer Sprache auf, die Waffen wegzuwerfen, nach Hause zu gehen und nicht mehr zusammen mit den Deutschen zu kämpfen.

Im Kessel geschah es nach Schröter*), daß ein ganzes rumänisches Regiment mit 1100 Mann, dem die Verteidigung des Gefechtsabschnittes zwischen der 44. ID und der 29. mot. Div. übertragen war, am 26. 1. 43 heimlich in der Nacht mit allen Waffen und sämtlichem Gerät zum Russen überging.

Es stellte sich heraus, daß das Regiment eine Fernsprechverbindung zu den Russen besaß und über alle Angriffe unterrichtet war.

In die 4 km breite Frontlücke drang ein Keil russischer Kräfte, der nur mit Mühe wieder aufgehalten werden konnte. Dieser Keil führte zur Aufspaltung des Kessels.

Wir wollen nun wieder zur Tätigkeit der ‚Roten Kapelle' zurückkehren, die wir verlassen haben, als den Russen das Telegramm vom 11. 12. übermittelt worden war, in dem Paulus der Beginn der deutschen Entsatzoffensive für den folgenden Tag angekündigt wurde.

Aus den Schilderungen Mantellos können wir uns ja erinnern, welche starken Kräfte die Russen zur Abwehr dieser Offensive aufgestellt hatten. Da sie ohne den vorzeitigen Abbruch durch die übereilte Wegnahme der 6. Pz.Div. trotzdem gelungen wäre, kann die Übermittler der Nachricht nicht entschuldigen, denn die Russen konnten, als sie den Termin kannten, nicht nur ihre Truppen alarmieren und Abwehrkräfte bereitstellen, sondern sie konnten auch sofort eine Entsatzoffensive vorbereiten, die in der Zeit vom 18. bis 23. Dezember solchen Druck auf die Tschirfront ausübte, daß sie nur mit Mühe und Not gehalten werden konnte. Folgende Darstellung aus dem Buche von W. P. Flicke ‚Agenten funken nach Moskau' und die von ihm angeführten Telegramme offenbaren am besten die verhängnisvolle Tätigkeit der ‚Roten Kapelle' zu jener Zeit:

„Am selben Tage, an dem bei General Paulus der Funkspruch Hitlers eintraf, der die Offensive der 4. Panzerarmee ankündigte, trat in den Funksprüchen der ‚Roten Drei' ein neuer Deckname auf; er lautete ‚Werther' und kennzeichnete eine Quelle, die sich in der Lage zeigt, die geheimsten und weitreichendsten Informationen aus dem deutschen OKW zu liefern. Diese Quelle war umfassend unterrichtet; sie war in der Lage, jede Truppenverlegung, jede Planung des OKW zu signalisieren. Sie lieferte ihre Nachrichten an

*) Heinz Schröter, ‚Stalingrad bis zur letzten Patrone', Seite 195.

Lucie, von wo sie über Sissy an Rado gingen. Am 22. Dezember bekam Rado folgendes Telegramm:

An Dora.

1) Sehr wichtig. Dringend feststellen und berichten, wie reagiert OKW auf neuen Durchbruch deutscher Front durch Rote Armee. Welche Maßnahmen gedenkt es zu treffen, welche sind bereits getroffen? Vor allem wichtig Klarheit darüber, welche Reserven an Ostfront gehen. Verlangen Sie von Sissy, Taylor und Lucie dringende und genaue Antwort."

Nach Entschleierung dieser Spuren möchte ich jedem einzelnen Leser selbst die Schlußfolgerungen überlassen, ob angesichts dieser Tatsachen die Schlacht um Stalingrad — oder der Krieg überhaupt gewonnen werden konnte. Es bleibt aber noch die Frage zu beantworten, warum wohl das Schicksal eine solche Übermacht von Gegnern und ungünstigen Umständen zusammenkommen ließ.

---

[1]) Nachtrag

Gen.Maj. A. L. Ratcliffe schreibt in Heft 9 der Wehrwissenschaftlichen Rundschau 1951 unter „Verkehrsprobleme im sowjetisch-persischen Grenzgebiet" über die Hilfe der Alliierten: „Als im Dezember 1942 die Schlacht um Stalingrad auf ihrem Höhepunkt tobte, die deutsche Luftwaffe von Norwegen und Finnland aus die nach Murmansk bestimmten Geleitzüge der Alliierten zerschlug und der Pazifik praktisch eine japanische See geworden war, erreichten die ersten größeren Sendungen amerikanischen Kriegsmaterials auf dem Wege über den Persischen Golf die schwer ringende russische Front. Angesichts der geographischen und klimatischen Verhältnisse wurde hier in der Folge eine verkehrstechnische Höchstleistung vollbracht. Gestützt auf drei primitive Häfen am Persischen Golf — Khoramschar, Bender Schapur und Cheybassi — führten 30 000 amerikanische Hafenarbeiter, Monteure, Straßenbauer, Eisenbahntruppen und Kraftfahrer der sowjetischen Armee bis Mitte 1944 4,5 Millionen Tonnen an Waffen, Munition, Verpflegung, Medikamenten und u. a. die gesamte Ausstattung einer Fordfabrik zu. 143 000 Kraftfahrzeuge — Lkw's, Jeeps und Schlepper — wurden nach ihrer Ausschiffung in der Wüste zusammengebaut und zu den Russen

in Marsch gesetzt. 750 *Sherman-Panzer trafen noch rechtzeitig zur Entscheidung bei Stalingrad ein."*

[2]) Nachtrag

Die Betätigung Wirths für die ‚Rote Kapelle' ist einwandfrei dadurch bewiesen, daß es der deutschen Funküberwachung am 20. Januar 43 gelang, einen Spruch aus Moskau an „Die Roten Drei" abzufangen, der folgenden Wortlaut hatte: „Dringend feststellen, welche Pläne und konkreten Absichten hat das OKW in Verbindung mit der Offensive der roten Armee, insbesondere darüber, wie gedenkt das OKW die Angriffe der roten Armee zu parieren oder zu neutralisieren? Welche Meinungsverschiedenheiten bestehen im OKW über Einschätzung der Lage und über notwendige Maßnahmen und Pläne? Erteilen Sie diesen Auftrag an alle Leute der Gruppe Lucy, und wenn es geht, soll Long durch W i r t h g r u p p e versuchen, Informationen darüber zu bekommen ..."

DIE LUFTVERSORGUNG

Dank der ungenügenden Aufklärung über die tatsächliche Lage außerhalb des Kessels und dank der Vertröstungen Mansteins war natürlich den Soldaten der 6. Armee zu Weihnachten nicht bewußt geworden, in welcher aussichtslosen Lage sie sich in Wirklichkeit befanden, ganz abgesehen davon, daß sie seinerzeit sowieso nicht mit voller Klarheit – wie wir heute – die Tatsache erfassen konnten, daß sich das Schicksal der 6. Armee am 23. 12. nachmittags 13.50 Uhr erfüllte, als der Befehl erging, die 6. Pz.Division der Entsatzarmee wegzunehmen und anderswo einzusetzen.

Damals wußten dies nur zwei Menschen mit absoluter Klarheit, von denen der eine Manstein, der zweite nicht – Hitler war.

Man feierte im Kessel Weihnachten in trauriger, doch noch nicht hoffnungsloser Stimmung. Man vertraute auf Entsatzangriffe der Armeegruppe Hollidt und auf die Besserung der Luftversorgung.

Wir müssen daher kurz auf das Problem der Luftversorgung eingehen, da darüber in der Nachkriegspropaganda viele irrigen Schlußfolgerungen verbreitet wurden.

Als sich nach Beginn der russischen Offensive am 21. 11. die Gefahr der Einkesselung der 6. Armee abzeichnete, und die Führung der 6. Armee sich selbst noch nicht klar war, ob sie igeln oder ausbrechen solle, wurde von ihr schon der Gedanke ausgesprochen, daß man die Armee durch die Luft versorgen lassen könne.

Man muß sich nun, um diesen Gedanken zu verstehen, in jene Zeit zurückversetzen, wo man die Dinge noch nicht rückwirkend beurteilen konnte, also nicht wußte, was am nächsten Tage, geschweige denn die nächsten Wochen passieren würde.

Wenn man da einen solchen Gedanken aussprach, so rechnete man natürlich mit der Luftversorgung nur als einer kurzen, schnell vorübergehenden, Notlösung.

Daher ist es auch zu verstehen, daß man die Hinweise des Oberbefehlshabers der Luftfl. 4, des Generalobersten Frhr. v. Richthofen, nicht so ernst nahm, die dieser lt. Doerr*) am 21. 11. in seinem Tagebuch eintrug:

„6. Armee glaubt, in ihrem Igel durch die Flotte versorgt werden zu können. Mit allen Mitteln wird versucht, ihr zu bewei-

*) Hans Doerr, ‚Der Feldzug nach Stalingrad', Seite 70, Anmerkung 61.

sen, daß das nicht geht; ... im gleichen Sinne bei Obd.L.OKH und HGr. gewirkt."

Ähnliches berichtet Herhudt v. Rohden in seinem Büchlein ‚Die Luftwaffe ringt um Stalingrad'. Generalmajor Fiebig, der Kommandeur des VIII. Fliegerkorps, habe dringend davor gewarnt, sich zu große Hoffnungen auf die Möglichkeiten einer ‚längeren' Luftversorgung zu machen.

Nun kam es aber in diesem Augenblick nicht auf die Wünsche und Meinungen der Herren an, und zwar weder der von der Luftwaffe noch von der Führung der 6. Armee, sondern auf die der Russen, denn schon am Mittag des 22. 11. war die 6. Armee eingeschlossen, konnte überhaupt nicht mehr ausbrechen – wie seinerzeit die Herren von der Luftwaffe glaubten –, weil sie durch die überraschenden Umzingelungsangriffe völlig durcheinandergeworfen war, also erst einmal tagelang umgruppieren mußte und weil ihr zum Ausbruch der Brennstoff fehlte, nachdem sie durch die Russen von ihren ganzen Versorgungslagern jenseits des Don getrennt worden war.

Die Luftversorgung ist also eine erzwungene Notwendigkeit geworden, worüber man nicht mehr diskutieren konnte, sondern welche man nun eben organisieren mußte.

Am 27. 11. flog aus Stalingrad Generalmajor Pickert ins Hauptquartier der Heeresgruppe Don zu Manstein und schildert diesem, daß die Verpflegung der 6. Armee nur für 12 Tage reiche, die Munition und der Brennstoff sehr knapp seien, so daß taktische Verschiebungen kaum mehr möglich, und an einen Durchbruch der Panzer im Süden überhaupt nicht mehr zu denken wäre.

Pickert erzählt vom Vertrauen der 6. Armee, daß sie bald herausgehauen würde. Manstein gibt seiner Auffassung Ausdruck, daß ein Durchbruchsversuch der 6. Armee zur völligen Katastrophe führen müsse, solange sich der Gegner selbst im Angriff befände.

Im Vertrauen auf dieses Versprechen eines baldigen Heraushauens half sich also die Armee mit ihren Reserven und mit der langsam in Gang kommenden Luftversorgung. Mag diese noch so unzureichend gewesen sein und besonders anfänglich nicht geklappt haben, so muß man doch feststellen, daß es gelungen war, die 6. Armee bis zum 24. 12. am Leben zu halten, bis zu jenem Tage, an dem die Befreiung von außen überhaupt noch möglich war.*)

*) Es ist interessant, daß die Leistung der Luftversorgung in der Zeit der Entlastungsoffensive mit 137,7 to Tagesdurchschnitt die höchste während der ganzen Luftversorgungsperiode war. Am 19. 12. erreichte sie sogar die Höchstleistung von 290 to, meist Benzin und doch bekam die Armee keinen Ausbruchsbefehl von Manstein.

Es kann dies nicht klar genug herausgestellt werden, da immer wieder in der Nachkriegsliteratur die Schuld am Untergange der Stalingradarmee jenem ‚unheilvollen Versprechen Görings', die Armee ausreichend versorgen zu wollen, zugeschoben wird.

Als Göring dieses Versprechen — bestimmt auf Zusicherungen seines Generalstabschefs hin — gab, konnte er ja nicht wissen, daß die bald zu startende Entsatzoffensive so schnell scheitern würde.

Alle Schuldverschiebungsversuche bzgl. der Situation bis zum 24. 12. sind also völlig fehl am Platze, und wenn die Entsatzoffensive am 24. 12. zur Verbindung mit der 6. Armee geführt hätte, würde keiner der Klugschreiber seit 1945 auch nur eine Zeile über das ‚unheilvolle Versprechen Görings' geschrieben haben.

Der Patient — die 6. Armee — lebte am 23. 12. noch.*)

Das war wesentlich dem Einsatz der Luftwaffe zu verdanken.

Daß die Operation des Patienten vom 23. 12. schief ging, war nicht Schuld der Luftwaffe.

Von den Folgen der Fehloperation konnte die Luftwaffe den Patienten nach dem 24. 12. auch nicht retten, geschweige denn ihn bis zur Möglichkeit einer neuen Operation am Leben erhalten.

Die Aufgaben, die nach dem 24. 12. von der Luftwaffe verlangt wurden, um die 6. Armee versorgen zu können, waren zu gewaltig, zumal sich später *alle* Umstände gegen sie auswirkten.

Da war in erster Linie das Wetter mit seiner Kälte und den Schneewehen.

Dazu kam das frühe Tagesende der Winterzeit, das die Tageslänge auf ein Minimum zusammenschrumpfen ließ.

Die nahen Flugbasen Tazinskaja und Morosowskaja gingen durch die fortgesetzten Durchbrüche der Russen verloren. Neue, viel weiter zurückliegende, müssen erschlossen werden, wodurch sich die möglichen Flüge zum Kessel stark mindern.

Die Zahl der einsatzfähigen Transportflugzeuge ist beschränkt, zumal zu jener Zeit auch die anderen Fronten wie Afrika usw. die Luftwaffe sehr in Anspruch nehmen.

Ich kann diesen schweren Kampf um die Versorgung der 6. Armee hier nicht mit der Ausführlichkeit schildern, wie er es verdienen würde. Folgender Auszug aus einem Bericht des Staffelkapitäns einer Ju-Transportstaffel gibt uns einen lebendigen Bericht davon: „Jedoch kann an keinem Tage das „Soll" an Transporten erreicht werden. Und dieses Soll sinkt im Dezember immer mehr ab.

*) Eine Befragung von Angehörigen der 6. Armee ergab, daß diese noch Anfang Januar in einem physischen Zustande war, der Kampfhandlungen erlaubt hätte, wenn die übrigen Voraussetzungen betr. Munition und Brennstoff vorhanden gewesen wären. Das ergibt sich auch aus nahezu der gesamten Literatur über Stalingrad.

Typische QBI-Wetterlagen, Vereisung und zunehmende Kälte machen ein Fliegen im Verband vollkommen unmöglich, nur einzelnen Flugzeugen gelingt es, zu starten und nach mehreren Anflügen in Pitomnik zu landen. Eine Landung bei Nacht ist bei den herrschenden Schlechtwetterlagen und auf Grund der fehlenden oder sehr mangelhaften Navigationshilfsmitteln beinahe unmöglich, und nur „alte Hasen" können eine Landung erzwingen. Oft müssen die Flugzeuge beim Rückflug auf die weiter zurückliegenden Plätze, — Taganrog, Novotscherkask — ausweichen, und es dauert dann immer wieder einige Tage, „bis man seine Schäfchen beieinander hat".

Immer mehr sinkt in der ersten Dezemberhälfte 1942 die Transportleistung ab, Schneestürme machen das Starten beinahe unmöglich, und russische Bombenangriffe auf die Absprunghäfen reduzieren den Ju-Bestand immer mehr. Ersatzteile aus der Heimat treffen nur spärlich ein, oft „basteln" meine Mechaniker aus drei nicht einsatzbereiten Ju's eine einsatzbereite zusammen. Und oft kann die eine dann auch nicht starten, weil die Wolken bis auf den Boden hängen, weil schon in Bodennähe Vereisung die Flugzeuge nicht in die Luft kommen läßt.

Die Stimmung unter dem Bodenpersonal ist verzweifelt, das fliegende Personal hockt in ohnmächtiger Wut in seinen Bunkern, aber es kann nur fluchen und nichts unternehmen, denn der russische Winter ist zu stark. Nur ganz vereinzelt lasse ich alte, eingespielte Besatzungen fliegen. Aber die 2 to, die dann hinübergeschafft werden, sind auch nur ein Tropfen auf einen heißen Stein. Erfreulich sind eigentlich nur die Gesichter der wenigen Verwundeten, die der „Hölle" entronnen sind. Und meistens kann ich sie dann gleich mit einer Reparaturmaschine ins Reich schicken.

Mehr als einmal habe ich erleben können, wie Soldaten hemmungslos weinten, wenn sie hörten, „morgen seid Ihr in Deutschland in Lazaretten".

Haben die Transportverbände der Luftwaffe versagt?

Auch diese Frage muß ich aus eigener Erfahrung verneinen. Das fliegende Personal, das technische Bodenpersonal haben auch ihr möglichstes getan, sie haben Leistungen vollbracht, die heute, bei ruhiger Überlegung, an das Unvorstellbare grenzen. Trotz fehlender technischer Hilfsmittel, trotz eisiger Kälte, bei der Hände und Haut am Metall kleben blieben, haben sie immer wieder improvisiert, um die Maschinen einsatzbereit zu halten. Das fliegende Personal ist bei jeder nur irgendwie möglichen Wetterlage gestartet, sie haben die schwere, vollbeladene Ju 52 trotz Vereisung im Blind-

flug in der Luft gehalten, sie haben Landungen in Pitomnik und Gumrak im wahrsten Sinne des Wortes „hingezaubert", sie haben sich durch Flakgürtel hindurch gewagt, sie sind aus Scheinwerferkegeln gestürzt, daß das Material zu zerreißen drohte."

Später natürlich, als die 6. Armee nur noch auf die Luftversorgung allein angewiesen ist und oft nicht so klappte, wie es die Armee gerne hätte, wurden von dieser manchmal Vorwürfe erhoben, die wohl in Einzelfällen zutreffend gewesen sein mögen, doch nichts an der Tatsache ändern konnten, daß seitens der Luftwaffe alles getan wurde, um ihrer Aufgabe gerecht zu werden.

Die Vorwürfe führten natürlich allmählich zu einer Steigerung der Transportleistungen, doch es reichte eben nicht für die volle Versorgung einer so großen Armee mit Munition, Brennstoffen und Lebensmitteln. Einen großen Verdienst aber hat sich die Luftwaffe damit erworben, daß sie auf ihren Rückflügen die Verwundeten aus dem Kessel mitnahm. Es waren dies über 32 000 Mann, die auf diese Weise gerettet werden konnten.

Auf die dringlichen Vorstellungen der Führung der 6. Armee schickte nun Hitler am 15. 1. 43 den Generalfeldmarschall Milch nach Taganrog, um eine Steigerung der Luftversorgung herbeizuführen. Bis zum 16. 1. waren durchschnittlich 100 to täglich in den Kessel geflogen worden. Milch konnte eine kleine Steigerung erreichen, doch wird diese wieder herabgedrückt durch die Tatsache, daß inzwischen der Kessel durch die Russen eingedrückt wurde und der Hauptflugplatz Pitomnik verloren ging.

Die Hilferufe aus dem Kessel steigern sich, es werden gegenseitig Vorwürfe erhoben, doch alles hilft nichts, denn die Macht des Winters ist unüberwindlich. – Am 16. 1. geht der Abflughafen Ssalsk verloren, am 20. 1. Bataisk und Woroschilograd.

Zu allem Unheil kommt am 21. 1. noch der Verlust des Flugplatzes Gumrak im Kessel, so daß nur noch der Flugplatz Stalingradskij übrigbleibt. Es werden Behälter abgeworfen, die jedoch oft ins Feindgebiet fallen oder überhaupt nicht gefunden werden, weil sie von den schneeweißen Fallschirmen verdeckt werden.

Am 23. 1. wird der Kessel in zwei Teile aufgespalten, so daß die Versorgung noch schwieriger wird, weil die Abwurfsgebiete immer kleiner werden. Trotzdem steigert sich die Tonnenzahl. Es kann aber alles nichts mehr helfen. Es ist zu wenig für eine Armee von beinahe 150 000 Mann.

Am 2. 2. 43 müssen die Flugzeuge am Abend mit ihrer Last von Stalingrad zurückkehren und melden, daß der Kampf in Stalingrad eingestellt ist.

DAS ENDE IN STALINGRAD

Von Anfang Dezember bis Anfang Januar war es im Kessel verhältnismäßig ruhig.

Ende Dezember flog General Hube ins FHQ, um Hitler über die Lage im Kessel zu berichten. Es wurden ihm dort eine Steigerung der Luftversorgung und eine Entsatzaktion für den Anfang des Jahres zugesagt. Bis dorthin müsse die 6. Armee aushalten. Hube selbst wurde, nachdem er Paulus Bericht erstattet hatte, zur Heeresgruppe beordert, um dort den Nachschub für die Luftversorgung zu organisieren.

Da sich trotzdem immer wieder Mängel herausstellten, wurde auch noch Toepke zur Quartiermeisterabteilung der Heeresgruppe versetzt.

Das konnte aber alles nichts an der Tatsache ändern, daß die Luftversorgung wegen der bereits geschilderten Umstände nicht mehr gesteigert werden konnte.

Größere Kampfhandlungen gab es im Kessel bis Anfang Januar nicht und von einer ‚Ausblutung vor Stalingrad' im Sinne des Schemajargons konnte schon nach den Verlustziffern keine Rede sein.

Obwohl die 6. Armee durch die Einkesselung den größten Teil ihrer Versorgungslager, also auch die Bekleidungsvorräte verloren hatte, war es bis Mitte Dezember gelungen, die Bekleidungsfrage einigermaßen befriedigend zu lösen.

Schröter leistet sich nämlich in dieser Frage einen tollen Schnitzer, der so richtig die Vergewaltigung der Wahrheit zu Gunsten des Schemas beweist. Obwohl er selbst zugibt, daß die vorgeschriebene Winterbekleidung sich am 10. Oktober bis zum letzten Stück in der Hand der Truppe befunden habe, worüber sogar ein besonderer Führerbefehl Vollzugsmeldung verlangt habe, behauptet er an anderer Stelle daß Hitler, als Feldmarschall von Brauchitsch im August 1942 erneut die Bereitstellung besonderer Winterbekleidung anforderte, geantwortet habe:

> „Für eine Besatzungsarmee, die nicht mehr in Kampfhandlungen verstrickt ist, genügt in Rußland durchaus die vorhandene normale Winterkleidung."

Bei seiner Erfindung hat Herr Schröter leider übersehen, daß Feldmarschall v. Brauchitsch seit Dez. 1941 aber nicht mehr im Amt war.

Am 8. Januar unterbreiteten die Russen durch Parlamentäre der 6. Armee ein Kapitulationsangebot, in dem alles versprochen wurde, was bolschewistische Friedenstauben versprechen können, und von dem später, als die Truppen in die Gefangenschaft kamen, auch nicht das allergeringste gehalten wurde.*)

Dieses Angebot wurde abgelehnt. Aus der Tatsache, daß Paulus das Angebot seinerzeit Hitler meldete, schließt Doerr, daß dieser dessen Annahme selbst nicht für unehrenhaft gehalten habe, was seine Bestätigung zu finden scheint durch die Tatsache, daß sich Hitler über diese Anfrage aufregte.

Ich glaube dagegen, daß Paulus die Angelegenheit für zu bedeutsam hielt, um sie alleine entscheiden zu wollen.

Manstein selbst schreibt hierzu:**)

„Ich glaube nicht, daß man mir vorwerfen kann, den militärischen Entschlüssen oder Maßnahmen Hitlers kritiklos gegenübergestanden zu haben. In diesem Fall jedoch stehe ich durchaus auf der Seite seines Entschlusses, weil derselbe zu jenem Zeitpunkt noch eine Notwendigkeit war, mochte diese — menschlich gesehen — auch noch so hart sein.

Ich will ganz absehen von dem rein soldatischen Standpunkt, daß eine Armee nicht kapitulieren darf, solange sie noch irgendwie in der Lage ist zu kämpfen. Die Aufgabe dieses Standpunkts würde das Ende des Soldatentums überhaupt bedeuten. Solange das glückliche Zeitalter noch nicht gekommen ist, in dem die Staaten ohne bewaffnete Macht auskommen können, solange es also Soldaten gibt, wird dieser Standpunkt soldatischer Ehre auch aufrechterhalten werden müssen. Auch die anscheinende Aussichtslosigkeit eines durch eine Kapitulation vermeidbaren Kampfes ist an sich noch keineswegs eine Rechtfertigung für eine Aufgabe. Wenn jeder Befehlshaber, der seine Lage für aussichtslos hält, kapitulieren wollte, so würde man niemals einen Krieg gewinnen. Auch in anscheinend völlig aussichtslosen Lagen hat sich oft genug noch ein Ausweg gefunden. Vom Standpunkt des Generals Paulus aus gesehen war jedenfalls die Ablehnung der Kapitulation soldatische Pflicht. Es sei denn, daß die Armee keine Aufgabe mehr gehabt hätte, daß also weiteres Kämpfen völlig nutzlos gewesen wäre. Damit aber kommt man erst zu dem springenden Punkt in dieser Frage, der den

*) Interessant ist, daß in einem 4 Tage zuvor abgeworfenen und von den Kommunisten Ulbricht und Weinert verfaßten Flugblatt die Truppe zur Kapitulation mit den Worten aufgefordert wurde: „Ihr sitzt als Todeskandidaten im Kessel, weil die Armee Manstein, die zu Euch durchstoßen sollte, bei Kotelnikow zerschlagen wurde."
Das erschien ihnen also als der wichtigste Grund.

**) v. Manstein, ‚Verlorene Siege', Seite 383/384.

Befehl Hitlers zur Ablehnung der Kapitulation rechtfertigt und der auch eine auf ihre Genehmigung hinzielende Einwirkung der H.Gr. zu diesem Zeitpunkt ausgeschlossen hat. Die 6. Armee hatte — so aussichtslos auf längere Sicht auch ihr weiterer Widerstand sein mochte — im Rahmen der Gesamtlage noch, solange es irgend ging, eine entscheidende Rolle zu spielen. Sie mußte versuchen, solange wie möglich die ihr gegenüberstehenden Feindkräfte zu binden. . . .

Die Armee konnte noch kämpfen, wenn auch der Kampf für sie selbst auf die Länge aussichtslos war. Ihr aushalten war für die Lage des Südflügels von entscheidender Bedeutung. Jeder Tag, an dem sie die feindlichen Kräfte noch festhalten konnte, war ausschlaggebend für das Schicksal der Ostfront. Man möge nicht jetzt nachträglich sagen, daß der Krieg doch verloren gegangen sei, daß sein beschleunigtes Ende unendliches Leid erspart haben würde. Das ist nachträgliche Weisheit. In jenen Tagen war es noch keineswegs sicher, daß Deutschland den Krieg militärisch verlieren mußte."

Nach der Ablehnung der Kapitulation begann der Russe unter stärkster Artillerievorbereitung seine Angriffe gegen den Kessel an dem Punkt, an dem dieser am weitesten nach Westen ragte. Die Stellungen im Karpowkatal und die Orte Dimitrijewka, Rakotin und Zybenko gingen verloren.

Das Ziel der Russen war der wichtige Flugplatz von Pitomnik, der auch leider schon beim Auftauchen der ersten Panzer im Stich gelassen wurde. So bedauerlich dies war, so war es verständlich, weil inzwischen der Kräftezustand der Truppe stark abgesunken war. Das AOK 6 forderte die Luftzuführung einiger Bataillone, um die Stellungen halten zu können, doch v. Manstein lehnte dies ab, einmal weil er keine gehabt haben will und weil er es für sinnlos hielt.

Paulus schickte in seiner Not einen Frontoffizier, den Hauptmann Behr, zu Hitler, worauf Feldmarschall Milch zur Steigerung der Luftversorgung in Taganrog eingesetzt wurde.

Da auch dies nicht zu einer wesentlichen Besserung führte, begannen im Kessel die Auflösungserscheinungen, wenn auch Disziplin und Einsatzbereitschaft noch gut waren.

So traten die Truppen noch am 22. Januar bei Woroponowo zu Gegenangriffen an und schlugen den Feind in die Flucht.

Auch russische Angriffe konnten noch abgewiesen werden. Trotzdem gelang es den Russen dank ihrer Übermacht, den Kessel allmählich zusammenzudrängen, so daß die Armee am 24. 1. folgende Meldung an das OKH richten mußte:

‚Festung ist nur noch wenige Tage zu halten. Ausbleiben Versorgung hat Männer entkräftet und Waffen unbeweglich gemacht. Letzter Flugplatz wird in Kürze verloren gehen, damit Versorgung auf ein Minimum absinken. Grundlage für Kampfauftrag zum Halten Stalingrad ist nicht mehr vorhanden. Schon jetzt kann Russe an einzelnen Fronten durchstoßen, da ganze Strecken durch Sterben der Männer ausfallen. Heldenmut von Führern und Soldaten trotzdem noch nicht gebrochen. Um dies zu letztem Schlag auszunutzen, beabsichtige ich kurz vor dem Zusammenbruch Befehle für alle Teile zum organisierten Durchschlagen nach Südwesten zu geben. Einzelne Gruppen werden durchkommen und hinter russischer Front Verwirrung stiften. Während bei Stehenbleiben mit Sicherheit alles umkommt, da auch Gefangene an Hunger und Erfrierungen sterben werden. Schlage vor, wenige Männer, Offiziere und Mannschaften, als Spezialisten noch auszufliegen, um sie für die weitere Kriegführung nutzbar zu machen. Befehl dazu muß bald ergehen, da voraussichtlich nur noch kurze Zeit Einflugsmöglichkeit. Offiziere bitte ich namentlich zu bestimmen. Meine Person scheidet dabei selbstverständlich aus. gez. Paulus'."*)

Generaloberst Zeitzler antwortete Paulus, daß Hitler diese Vorschläge billige, sich aber die Entscheidung vorbehalte. Wenn nun Manstein schreibt, daß Hitler bzgl. des Ausbrechens kleinerer Gruppen nie eine Entscheidung getroffen habe, daß dagegen die Heeresgruppe versucht habe, für solche Gruppen, denen ein Durchschlagen gelingen ‚sollte', Lebensmöglichkeiten zu schaffen, indem sie an verschiedenen Stellen hinter der feindlichen Front Lebensmittel abwerfen und durch Flugzeuge nach solchen Gruppen suchen ließ so ist dies billige Stimmungsmache, denn die Ausnahme, die Schröter**) unter dem bezeichnenden Titel „Der verlorene Haufen" genau schildern kann, weil ein einziger Mann von 56 durchkam, beweist die Regel, daß solche sinnlosen Ausbruchsversuche erfolglos endeten.

Dieser Gruppe hatte man versucht, durch Flugzeuge zu helfen, doch konnte nichts ihr trauriges Ende verhindern, und auch der eine gerettete Mann starb, als er seine Erlebnisse erzählt hatte.

Am 22. bat Paulus Hitler um Erlaubnis, mit den Russen Übergabeverhandlungen einleiten zu dürfen.

Manstein schreibt, daß dies Hitler wiederum abgelehnt habe, obwohl auch er um die Genehmigung zur Kapitulation bat:

*) E. v. Manstein, ‚Verlorene Siege', Seite 388/389.
**) H. Schröter, ‚Stalingrad bis zur letzten Patrone', Seite 198.

„Hitler vertrat die Ansicht, daß, auch wenn die 6. Armee eine zusammenhängende Front nicht mehr bilden, der Kampf in verschiedenen kleineren Kesseln doch noch einige Zeit fortgesetzt werden könne. Schließlich erklärte er, daß eine Kapitulation zwecklos sei, da sich der Russe doch nicht an irgendwelche Abmachungen halten werde. Daß er mit letzterem zwar nicht wörtlich aber dem Sinne nach recht behalten sollte, zeigt die Tatsache, daß von den 90 000 Gefangenen, die schließlich noch in sowjetische Hand gefallen sind, heute wohl nur noch wenige Tausend am Leben sein dürften. Dabei muß hervorgehoben werden, daß die Sowjets intakte Nachschubbahnen bis nahe Stalingrad heran hatten, daß also bei gutem Willen die Versorgung und der Abtransport der Gefangenen möglich gewesen sein muß. Wenn auch hohe Todeszahlen infolge der Kälte und Entkräftung unvermeidbar gewesen sein dürften, so übersteigt doch die Todesrate in diesem Falle jedes Maß."

Am 26. 1. gelang den Russen die Spaltung des Kessels in zwei Teile, und am 28. wurde der südliche Teil nochmals gespalten.

Der Kampf ging dem Ende zu.

Hitler schickte Paulus als Antwort auf dessen Glückwünsche zum 30. Januar folgendes Telegramm:

„Mein Generaloberst Paulus.
Schon heute blickt das ganze deutsche Volk in tiefer Ergriffenheit zu dieser Stadt. Wie immer in der Weltgeschichte, wird auch dieses Opfer kein vergebliches sein.
Das ‚Bekenntnis' von Clausewitz wird seine Erfüllung finden.
Die deutsche Nation begreift erst jetzt die ganze Schwere dieses Kampfes und wird die größten Opfer bringen.
In Gedenken immer bei Ihnen und Ihren Soldaten.

Ihr Adolf Hitler."

Am gleichen Tage kapitulierte der Kessel ‚Mitte', am Tage darauf der Südkessel mit dem Hauptquartier der 6. Armee. Verhandelt wurde nichts, sondern die Truppe ergab sich, weil sie einfach nicht mehr kämpfen konnte.

Der letzte Funkspruch von Paulus an das Führerhauptquartier lautete:

„Die 6. Armee hat getreu ihrem Fahneneid für Deutschland bis zum letzten Mann und bis zur letzten Patrone eingedenk ihres hohen und wichtigen Auftrages die Position für Führer und Vaterland bis zuletzt gehalten.

Paulus."

Der Nordkessel unter General Strecker hielt noch bis zum 2. Februar. Er beendete seinen Kampf mit dem Spruch:

„XI. Korps hat mit seinen Divisionen bis zum letzten Mann gegen vielfache Übermacht gekämpft. Es lebe Deutschland."

Deutschland war in tiefer Trauer um seine verlorene Armee. Dr. Goebbels versuchte, mit folgenden weitsichtigen Worten den Sinn dieser fürchterlichen Tragödie zu deuten:

. . .

„Der fast sagenhaft anmutende Kampf um die Schicksalsstadt Stalingrads ist für die tiefere Problematik dieses Ringens überhaupt um die Zukunft unseres Erdteils das in seinem einsamen Schweigen doch sprechendste Symbol. Die Männer der 6. Armee werden in der Geschichte für alle Zeiten bewundert und verehrt werden als die Vorposten Europas in seiner Sicherung gegen die Steppe. Ihre Helden fielen für alles, was uns lieb und teuer ist und gewannen im Tode ein ewiges Leben. Die deutsche Nation nimmt von ihnen mit Wehmut und Trauer, aber auch mit Stolz und einem Tatbekenntnis, das ohne Beispiel sein soll, Abschied. Es gibt Ereignisse in der Geschichte eines Volkes, die sich in verhältnismäßig kurzer Zeit aus der tiefsten Tragik in fortwirkende Kraft verwandeln. Der Heldenkampf um Stalingrad ist ein solches. Man wird unter den Menschen und Völkern nie mehr von Aufopferung unter den übermächtigsten Bedingungen und schweigenden Heroismus sprechen können, ohne dabei an die 6. deutsche Armee zu denken, die an der Wolga getreu ihrem Fahneneid ausharrt, um den Sturm aus Asien aufzuhalten, wenigstens so lange, bis ihre Kameraden sich in neuen Bereitstellungen festgesetzt hatten. Das ist die große Lehre, die von nun an über dem Kampf der Giganten im Osten stehen wird. . . . Die Führung kann immer nur so viel Kraft anwenden und ausgeben, wie ihr das Volk zur Verfügung stellt."

GEFANGENSCHAFT

Als Feldmarschall Paulus und sein Stab zu der Auffassung gekommen waren, daß ein weiterer Widerstand schon wegen des physischen Zustandes der Truppe keine nennenswerte Bedeutung mehr haben könne, entschlossen sie sich, jedem Einzelnen die Entscheidung darüber freizugeben, was er nun wählen wolle: Kampf bis zum Tode – Selbstmord – oder Gefangenschaft. Er und die meisten seiner Offiziere entschieden sich für die Gefangenschaft, für eine Entscheidung, der sich natürlich auch die Mannschaften anschlossen. Es war die Entscheidung, vor der sie alle wegen der Ungewißheit ihres Schicksals trotz der verlockenden russischen Versprechungen so gebangt hatten. Gewiß war es keine offizielle Kapitulation mit förmlichen Vereinbarungen, die Hitler immer wieder abgelehnt hatte, weil er gar zu gut wußte, daß diese von den Russen doch nie eingehalten würden, aber es war eine stillschweigende Kapitulation von wehrlosen Menschen, die bis zur physischen Unmöglichkeit kämpften und eine Behandlung verdient hätten, die einigermaßen den Versprechungen und selbstverständlichen soldatischen Gepflogenheiten entsprach.

Wie war sie in Wirklichkeit? Um es kurz zu sagen: Sie war grausiger, als sie sich die ärgsten Pessimisten je vorgestellt hatten! Mit dieser Feststellung könnte man eigentlich das Buch beenden, denn die Schlacht selbst war ja am 1. Februar 1943 zu Ende, aber ewig werden sich anständige Menschen auch für das tieftraurige Schicksal der tapferen Kämpfer interessieren, werden wissen wollen, wie grausam ein heuchlerisches System seine hohlen Versprechungen gebrochen hat. Da dieses Schicksal aber niemand besser beschreiben kann als diejenigen, die es selbst erleben mußten, habe ich aus der Fülle der vielen Schilderungen solche ausgesucht, die mir als die eindrucksvollsten und besten erschienen. Der Oblt. Pilipp Humbert, letzter Adjutant des Generals v. Seydlitz, veröffentlichte 1949 im „Spiegel" (Nr. 5–11) einen sehr interessanten Bericht über seine Erlebnisse, von den ich folgende Stellen wiedergebe:

„Allein auf einem LKW reiste ich südwärts. Ein Stück vor dem Ziel blieben wir in Schneewehen stecken. Zu Fuß ging es im Abenddunkel durch Schluchten weiter. Ich mußte vorangehen, den Weg konnte ich nicht verfehlen. Er war markiert von erstarrten, ver-

stümmelten Leichen. Der Sowjetoffizier mit seinen beiden MP-Schützen stapfte hinter mir. Am Ende jeder Schlucht erwartete ich die Garbe, denn was sollte sonst der Sinn dieses Weges sein.
Nach dem Sinn zu fragen, gewöhnte ich mir später in der Sowjetunion ab. Ich kam zuerst nach Kiseljakow, eine armselige Ansammlung von Hütten im großen Donbogen. In den meist offenen Schneelöchern aus der Kampfzeit hausten 13 000 Kriegsgefangene zwei Wochen lang. Sie waren schon geschwächt in Gefangenschaft geraten und mußten die vielen Kilometer bis Kiseljakow im Fußmarsch zurücklegen. Das hatten nur etwa sechzig Prozent überstanden, ich konnte mir nun die Leichen entlang meines Weges erklären.
Hier erfroren und verhungerten sie bei lebendigem Leibe. Denn an Verpflegung gab es so gut wie nichts. Die nicht fortgeschafften Toten und die wochenlang nicht verbundenen Wunden verpesteten die Luft und trieben die Leute in eine Wahnsinnspsychose. Ich sah Fälle von Kannibalismus ...
Aus Moskau direkt kam der Befehl, alle Offiziere müßten abmarschieren. Nicht marschfähige Offiziere und „alles übrige" blieb sich selbst überlassen. Es ist wohl kaum einer lebend aus dem Lager herausgekommen. 120 Kilometer mußten wir in fünf Tagen ohne eine Nachtunterkunft durch die Schneewüste marschieren.
Was auf diesem Marsch geschah, würde ein Buch „Stalingrad II. Teil" füllen. Die diversen Vernichtungsmethoden zu schildern, würde zu weit führen. Nur einige Schlaglichter: Mit Kolbenschlägen und Hunden wurden wir vorwärts getrieben. Die meisten waren dem Marschtempo nicht gewachsen und brachen zusammen. Wer zusammenbrach, bekam einen Genickschuß. Wir Jüngeren schleppten die Älteren weiter und bildeten einen abschließenden Kordon, um die Prügel abzufangen und das Marschtempo zu bremsen. Mancher junger Mann war diesen Anstrengungen nicht gewachsen und blieb selber liegen. Wenn die Straße vorher bereits von den einzelnen Leichen der auf dem Hinweg Erschossenen gezeichnet war, so wurde sie jetzt zu einem Band von Toten.
Nachts gönnte man uns vier Stunden Rast in der Steppe. Wie die Schafe mußten wir uns einpferchen. Wer außen lag und nicht mehr die Kraft hatte, alle halbe Stunde aufzustehen und sich durch Bewegung zu erwärmen, erfror. Dies Kraft konnten viele nicht mehr aufbringen. Feuer durften nicht gemacht werden. Drei Tage marschierten wir an der Bahnstrecke entlang. Leerzüge rollten an uns vorbei gen Beketowka. Aber wir mußten marschieren.
Nur einmal während dieser Tage bekamen wir jeder eine Handvoll

Hirse, und sollten uns einen Brei kochen. Dazu wurden wir bei Gumrak in eine enge Schlucht gestoßen, wo der Hauptverbandplatz der 295. ID. gewesen war. Die Sohle der Schlucht war jetzt übersät mit den ehemaligen Verwundeten. Man hatte ihnen mit Kolben die Schädel eingeschlagen, auch ihre Körper waren verstümmelt. Gipsverbände starrten in die Luft. Den Schnee in diesem Leichenfeld kratzten wir uns zum kochen des Breies zusammen ...
In Beketowka, 15 Kilometer südlich Stalingrad, endete unser Marsch. Hier war eines der Hauptsammellager für die gefangenen Deutschen, Rumänen und Kroaten. Hier allein starben 36 000 Mann, etwa 75 Prozent aller dort Untergebrachten. Zu je tausend Mann bekamen sie ein Riesengrab in den Schluchten südlich des Wolgabogens.
Das große Sterben in diesem Lager, dem die anderen Sammellager Dubowka, Kraßno-Armejsk, Ilmen Frolow und Kiseljakow in nichts nachstanden, wurde in keinem russischen Bericht erwähnt. Von den in Richtung Astrachan verschleppten Gefangenen habe ich nie wieder etwas gehört.
Doch sowjetischerseits wollte man von vornherein der Gefahr vorbeugen, daß der Verbleib der Stalingrader einmal nachgerechnet würde. Die Gefangenenzahlen des offiziellen Berichtes lauteten deshalb: 91 000 Unteroffiziere und Mannschaften und 2700 Offiziere. In Wirklichkeit sind mindestens 125 000 in Gefangenschaft geraten. Nachweislich lebten nämlich in den bekannten Sammellagern 5000 Offiziere, von denen etwa 2300 sogar noch die späteren Epidemien überstanden und in den Lagern Jelabuga, Oranki, Susdal und Krasnogorsk zu zählen waren ...
Beketowka war Verladeplatz. Ein kleiner verriegelter Waggon faßte 56 Mann, die meisten fleckfieber- oder ruhrkrank. Ab und zu bekamen wir einen Sack Trockenbrot und einige Salzfische in den Waggon geworfen. Wasser gab es nicht. Als die Durstqualen am größten waren, brachen wir eine der zugenagelten Luken auf. An zusammengebundenen Gurten ließen wir Kochgeschirre im schmutzigen Schnee des Bahndammes schleifen, das gab Wasserersatz. Nur mit angezogenen Beinen konnten wir hocken. Das dauerte sechzehn Tage lang. Da lebten noch 43 in meinem Waggon.
90 Kilometer Fußmarsch folgte. Da wir inzwischen von der Roten Armee an die NKWD übergeben und namentlich registriert waren, wurden die beim Marsch Liegenbleibenden nicht mehr erschossen, sondern auf Schlitten nachgefahren, auf denen sie sich die Glieder erfroren. Denn wir hatten das „wärmere" Klima des südlicher liegenden Stalingrads mit dem russischen Winter des tatarischen

Landes vertauscht. Die alte Klosterstadt Jelabuga an der Kama war für die Aufnahme aller in Stalingrad gefangenen Offiziere vorgesehen. Wir waren die ersten.
Abseits von der im byzantinischen Barock erbauten ehemaligen Bischofsresidenz lagen wir in einem 1917 liquidierten Nonnenkloster nördlich der Stadt. Wenn auch die ersten Tage pausenlos Entlausungen durchgeführt und Millionenheere von Läusen vernichtet wurden, war die bereits ausgebrochene Fleckfieber-Epidemie nicht mehr einzudämmen. Sanitäre Hilfsmittel fehlten fast völlig. Das Lager wurde hermetisch abgesperrt, auch das russische Personal war auf Gedeih und Verderb zu den Kriegsgefangenen gesperrt. Russische Ärztinnen, deutsche Ärzte kämpften verzweifelt gegen die Epidemie, der sie schließlich selbst erlagen. Nur 80 von den 1094 in Jelabuga registrierten Gefangenen wurden offiziell nicht krank. Ich rechnete dazu, obwohl ich Fleckfieber hatte. Nach Abklingen der Epidemie zählten wir 608 Opfer. Von den einst 500 in Kiseljakow mit mir abmarschierten Offizieren lebten noch ganze 70. Man muß sich mit der Tatsache abfinden, daß nicht mehr als 6–7000 Mann von der einstmals über 300 000 Mann starken 6. Armee am Leben geblieben sind. Ein Drittel hiervon sind Offiziere, denn sie wurden „bevorzugt" behandelt, während die wenigen Soldaten, die die Auffanglager überstanden hatten, in den mörderischen Torflagern verschwanden."*)

Da es Herr Plievier im Dienste des Bolschewismus für zweckmäßig fand, in seinen Roman „Stalingrad" die Dinge wahrheitswidrig so darzustellen, als ob die deutschen Soldaten am 1. Februar nur noch vom Tode gezeichnete Wracks gewesen seien, die selbst durch beste Behandlung in der russischen Gefangenschaft nicht mehr gerettet werden konnten, will ich den Originalbericht des rumänischen Sergeanten Bouaro bringen, der schon am 19. November – beim großen Durchbruch der Russen – in Gefangenschaft kam, zu einer Zeit also, als an der Front die Truppe noch im besten physischen Zustand war:
„Im November 1942 befanden wir uns mit unserer Division im Don-Knie. Eines Tages hatten die Sowjets unsere Frontlinie durchbrochen und uns anschließend eingekesselt. Wir befanden uns gerade in einem Tal, als die Sowjets auf einer vor uns liegenden Anhöhe aufkreuzten. Da ein Widerstand vollkommen zwecklos

*) Als der Spion Foote 1945 bei seinem ‚Direktor' in Moskau war und dort als Stalingrader Gefangener eingestuft werden sollte, erhob er den Einwand, daß ihm ein wirklicher Stalingrader begegnen und den Schwindel aufdecken könne. Der Direktor erwiderte darauf, daß er sich solche Gedanken deswegen nicht zu machen brauche, weil 90% der Stalingrader Gefangenen an Typhus gestorben seien.

war, warfen wir die Waffen weg und hißten weiße Fahnen. Aber die Sowjets kümmerten sich einen Dreck darum; sie setzten ihr auf uns gerichtetes Feuer fort. Es war ein reines Gemetzel. Schließlich kamen sie auf uns zu, rissen uns die Schulterklappen ab, bespuckten uns und ‚befreiten' uns von unseren Uhren und Füllfederhaltern. Ein Sowjetrusse stürzte sich auf einen im Schnee liegenden schwerverwundeten rumänischen Leutnant und zog ihm die Stiefel von den Füßen, indem er sich mit einem Fuß auf dessen Geschlechtsteil stellte. Der Leutnant hatte wirklich ein Paar sehr schöne Stiefel an, so daß die ‚Mühe', die sich der Bolschewik machte, verständlich war. Dann wurden wir in Marsch gesetzt.
Die Nächte mußten wir im Freien im Schnee verbringen. Und es war bitter kalt. Während dieses ganzen achttägigen Marsches bekamen wir bloß zweimal je 250 Gramm Weizenmehl. Da wir weder Wasser hatten noch Feuer anfachen konnten, vermengten wir dieses Mehl mit Schnee und aßen es dann so. Unsere ganze Marschstrecke war mit stinkenden Pferdekadavern besät. So oft wir hielten, stürzten wir uns, vor Hunger fast wahnsinnig geworden, auf diese Pferdeleichen. Diejenigen von uns, die noch ein Messer besaßen, waren glücklich, denn sie konnten sich damit größere Fleischstücke abschneiden. Die anderen waren gezwungen, vor die Pferdeleichen in den Schnee niederzuknien und mit ihren Zähnen Fleischstücke herauszureißen. Aber ich will mich nicht länger mit der Schilderung dieses sowohl entwürdigenden als auch schmerzenden Bildes aufhalten.
Jeden Morgen, wenn wir uns erneut in Marsch setzten, blieben viele von uns, für immer erfroren, im Schnee liegen. Sie hatten es geschafft. Andere konnten sich nur mühsam erheben, brachen dann aber wieder in sich zusammen. Sie wurden an Ort und Stelle erschossen.
Am Ende dieses achttägigen Marsches erreichten wir eine Bahnstation. Die einzelnen Waggons wurden mit je 52 Menschen vollgepfercht! Wieder waren wir acht Tage unterwegs. Die einzige Nahrung, die wir während dieses Eisenbahntransportes jeden Morgen bekamen, waren 50 Gramm Mehl pro Mann. Sonst nichts. Aber das Schlimmste war, daß man uns keinen einzigen Tropfen Wasser gab! Und der Durst quälte uns unbeschreiblich. Da sich in jedem Waggon einige befanden, die ihre Kochgeschirre noch hatten, wurden diese nachts mit Bindfaden aneinander gebunden und durch das kleine viereckige Waggonfenster bis auf die Schneedecke heruntergelassen. Dann zogen wir sie schneegefüllt wieder hoch. Das war die einzige Möglichkeit, unseren schrecklichen Durst einiger-

maßen zu stillen. Während dieser acht Tage wurde es uns nicht ein einziges Mal gestatttet, die Waggons zu verlassen. Auch nicht zur Verrichtung unserer menschlichen Not! Viele von uns starben nachts. Morgens wurden dann immer von den russischen Bewachern die Waggontüren für einen Moment geöffnet. Aber dies nicht etwa, um uns eine Suppe, ein Stückchen Brot, oder auch nur einen Tropfen Wasser zu geben, ja auch nicht, um uns draußen in der frischen Luft ein bißchen hin und her gehen zu lassen. Nein, keinesfalls. Es tauchte bloß vor jeder Waggontür ein Iwan auf und dieser fragte: „Skolky", d. h. wieviele. Wir antworteten, je nachdem, zwei, drei oder vier; worauf uns der Mann befahl, diese Toten durch die geöffnete Waggontür in den Schnee herauszuwerfen. Wir kamen der Anordnung nach und so wurden die Leichen unserer Kameraden eine Beute der sibirischen Raben. Dann teilte uns der Iwan unsere Tagesration — 50 Gramm Mehl — aus und schlug die Waggontür für die nächsten 24 Stunden wieder zu.
Doch sollte der Höhepunkt des grausigen Infernos erst gegen Ende unserer schrecklichen Fahrt eintreten. Der Hunger hatte uns alle um den Verstand gebracht. Entsetzlich, daß die Leichen der in der Nacht Geendeten auf uns noch Übriggebliebene eine magische Anziehungskraft bekamen. In uns begann ein stummer, harter Kampf. Einige wollten mit dem Messer auf die Leichen ihrer Kameraden stürzen, die anderen widersetzten sich diesem Vorhaben. Ich kann nur sagen, daß in unserem Waggon das Ehrgefühl bis zum Ende des Transportes triumphierte. Wir warfen unsere Toten jeden Morgen den Raben zum Fraße vor, ohne daß wir sie vorher angeschnitten hätten. Was sich diesbezüglich in den anderen Waggons zugetragen hat, kann ich nicht wissen.
Endlich sind wir in einem Lager gelandet, das sich inmitten eines riesigen Waldes in Sibirien befand. Es herrschte hier eine verteufelte Kälte, aber wir bekamen für unsere Holzbaracke dennoch nur 18 Kilogramm Holz täglich mit der Begründung, dieses Quantum Holz entspräche voll und ganz der Tagesration der rumänischen Kasernen. Aber noch schlimmer als die Kälte war unser Hunger. Er forderte die meisten Opfer. Nach kurzer Zeit waren wir alle nur mehr wandelnde Skelette. Inmitten des Lagers befand sich ein Keller, der zur Hälfte mit Wasser angefüllt war und der als ... Totenkammer diente. Dorthin wurden also jeden Morgen die Verendeten geschleift. Sehr bald tauchten dann hie und da im Lager bzw. in den Baracken Fleischstücke auf. Wie das kam? Ein jeder von uns schlich des nachts in die Totenkammer und schnitt sich dort ein Stück Fleisch von den Leichen ab. Ich selbst habe während dieser

Zeit viermal Menschenfleisch verzehrt. Als es den Russen zu Ohren kam, daß sich die rumänischen Gefangenen auf diese Art zusätzliche Rationen verschafften, wurden vor der Totenkammer Wachposten aufgestellt. . . .
Im Februar 1943 wurden 2400 Italiener in unser Lager gebracht. Da die Baracken schon mit uns vollbesetzt waren, errichtete man für diese Italiener inmitten des Lagerhofes Zelte. Im darauffolgenden Sommer lebten von diesen 2400 Italienern noch ganze 400! Zugleich mit dem Frühjahr tauchte im Lagerhof auch das Gras auf. Allerdings nur für kurze Zeit, denn wir Ausgemergelten machten uns wie die Schafe darüber her. Und jenseits des Stacheldrahtes konnte man herrliches, direkt verführerisches Gras sehen. Ein Glück, daß die Sowjets kurz darauf Waldarbeitskommandos aufstellten. Wir wandelnden Skelette meldeten uns zu Hunderten dazu, denn alle wollten wir aus dem Lager heraus, damit wir uns endlich einmal gierig auf dieses herrliche Gras stürzen können. Wir träumten ja Tag und Nacht nur mehr von diesem Gras!
Dies war auch die Periode, in welcher unser Lager den höchsten Prozentsatz an Toten hatte. Denn die Ruhr fuhr mächtig zwischen unsere Reihen und mähte uns dahin, wie die Sense die Halme. Im Herbst 1944 zählte unser Lager nur noch 1000 Überlebende. Und am Anfang waren wir 4000."

Diese Feststellungen werden bestätigt durch die Schilderung des russischen Offiziers Sabik-Bogolow, die dieser in seinem Buche ‚Im besiegten Deutschland' gibt: „Ich erinnere mich an den Dezember 1942, als sich uns fast ohne jeden Kampf die rumänische und die italienische Armee ergaben und viele Hunderttausende von Kriegsgefangenen in Richtung Sowjetunion abtransportiert wurden. Der Weg, den die Kolonnen zurückzulegen hatten, war geradezu übersät von erfrorenen Soldaten oder solchen, die die Begleitmannschaften einfach niedergeschossen hatten, wenn sie nicht mehr weiter konnten." Zum Schlusse seien aus dem erschütternden Buche von Hans Dibold ‚Arzt in Stalingrad' zwei Abschnitte zitiert, die beweisen, daß die Verluste und die schlechte Behandlung der Gefangenen sich nicht auf die Anfangszeit beschränkten und auf Transport- und Verpflegungsschwierigkeiten zurückzuführen waren, sondern daß es noch bis Sommer 1943 dauerte, bis die alarmierende Gefahr der Verbreitung von Seuchen auf die russischen Soldaten und Bevölkerung selbst die Russen zwang, ihre bisherigen Methoden aufzugeben, um das weitere Sterben durch drastische Maßnahmen zu unterbinden:

„Höhere sowjetische Stellen waren aufmerksam geworden: Die

Stalingrader Gefangenen starben dahin. Ein ungeheurer Seuchenherd entstand. Er raubte den Russen hochwertige Arbeitskräfte. Er belastete sie moralisch und bedrohte zudem die zurückkehrende Zivilbevölkerung. Er griff mit den Krankentransporten über ins fernste Hinterland. Tausendfünfhundert Kilometer nördlich Stalingrads infizierten sich russische Schwestern und Ärzte an fleckfieberkranken Gefangenen. Mehrere starben, viele trugen Dauerschäden am Herzen davon . . .

Oft saß er (der Chefarzt Dr. Hausmann) mit seinem Ernährungschef, dem Doktor Kranz, in schweren Sorgen inmitten von Kurven, Zahlenkolonnen und Tabellen. Ohne Unterlaß bemühten sich die beiden, den Russen handgreiflich zu zeigen, wie wenig die Leute zu essen hätten. Die Kost war bestenfalls berechnet für an Klima und landesübliches Essen gewöhnte, zähe und gesunde Arbeiter, die man knapp halten wollte, niemals für Kranke und Rekonvaleszenten, die überdies alle an Darmstörungen litten.

Dr. Hausmann sagte zu den Russen: „Ihr füttert nur den Tod — Ihr gebt den Leuten so wenig zu essen, daß sie sterben. Daher ist das ganze Essen, das Ihr hergebt, vergeudet. Gebt das Doppelte, dann habt Ihr keine Toten, sondern gesunde Arbeitskräfte."

Er ließ dies den Russen graphisch darstellen. Die Russen sagten: „Das ist richtig. Aber wir können es jetzt nicht ändern. Es wird besser werden. Denn bald kommt die zehnte Norm."

Es ist daher mehr als traurig, daß es angesichts dieser Tatsachen Dr. Joachim Wieder, der Verfasser des Buches „Die Tragödie von Stalingrad" versucht, die Schuld der Russen für die riesigen Verluste unter den Gefangenen mit verdrehenden Ausführungen zu verringern und auch auf den physischen Zustand der Truppe im Augenblick der Gefangennahme zu schieben. Nun braucht man sich über den Versuch nicht so sehr zu wundern, denn nicht nur der Titel des Artikels, in dem er diesen Versuch unternimmt: „Welches Gesetz befahl den deutschen Soldaten, an der Wolga zu sterben?" ist für seine Denkweise bezeichnend, sondern auch die Auswahl der Zeitschrift, in der er dies tut, nämlich die ‚Frankfurter Hefte' des Herrn Eugen Kogon. Er kann aber trotzdem die Tatsache nicht ändern, daß Hitler recht behalten hat, wenn er dem Generalfeldmarschall v. Manstein gegenüber zum Ausdruck brachte, als dieser ebenfalls die Kapitulation befürwortete, daß sich die Russen doch nicht an irgendwelche Abmachungen halten würden, denn von den 125 000 Gefangenen sind nur wenige tausend am Leben geblieben und diese auch nur, weil die Russen glaubten, sie für ihre Interessen irgendwie noch mißbrauchen zu können. Darüber

schweigt zwar Herr Dr. Wieder, aber wir müssen darüber, wenn auch nur kurz, berichten, weil auch dieses russische Verbrechen zur Tragödie Stalingrad gehört und weil es ebenfalls von Hitler vorausgesagt wurde. Er konnte dies voraussagen, nicht aus einer traumhaften Sicht heraus, sondern weil er in seinem an Kämpfen so reichen Leben alle Erfahrungen sammeln und danach seine Erkenntnisse und Entschlüsse formen konnte und mußte, mögen sie auch noch so hart für die Betroffenen gewesen sein. Es ist daher interessant, die stenographische Niederschrift der Lagebesprechung im Führerhauptquartier vom 1. Februar 1943 wiederzugeben, aus der dies hervorgeht:

*„Beginn: 12.17 Uhr. Der Führer: Im Deutschen Reich haben im Frieden 18.000 bis 20.000 Menschen den Freitod gewählt, ohne irgendwie in einer solchen Lage zu sein. Hier kann ein Mann sehen, wie 50.000 bis 60.000 seiner Soldaten sterben und mit Tapferkeit bis zum letzten sich verteidigen, — wie kann er sich da den Bolschewiken ergeben! Ach, das ist . . . ! Zeitzler: Das ist so etwas, daß man es eigentlich gar nicht fassen kann. Der Führer: Aber der erste (Zweifel wurde bei mir schon vorher wach). Das war der Moment, wo es hieß, er fragt an, was er nun tun soll (Paulus hatte eine russische Aufforderung zur Kapitulation nicht sofort abgelehnt, sondern erst bei Hitler angefragt, wie er sich verhalten solle). Wie kann er da überhaupt anfragen! . . . Der Führer: Mir tut das darum so weh, weil das Heldentum von so vielen Soldaten von einem einzigen charakterlosen Schwächling ausgelöscht wird, — und das wird der Mann jetzt tun. Sie müssen sich vorstellen, er kommt nach Moskau hinein, und stellen Sie sich den Rattenkäfig (die Lubljanka) vor! Da unterschreibt er alles. Er wird Geständnisse machen, Aufrufe machen. Sie werden sehen: sie werden jetzt den Weg zur Charakterlosigkeit bis nach unten gehen, bis in die tiefste Niederung. Da kann man auch sagen: Da zieht eine böse Tat fortzeugend immer neues Böses nach sich . . .“**)

Hitler sah also auch voraus:

Das Nationalkomitee freies Deutschland

*) Von den 200 000 Seiten der Lagebesprechungen sind nur 800 erhalten geblieben und diese noch teilweise durch Brand beschädigt.

In Klammern die Ergänzungen des Stenographen.

Aus: „Die Welt als Geschichte“, 1950.

Von der Niederschrift sind auch verfälschte Versionen verbreitet worden, weil der wahre Inhalt den Geschichtsfälschern nicht in den Kram paßte.

DAS NATIONALKOMITEE FREIES DEUTSCHLAND

Die Russen hatten schon frühzeitig begonnen, ihre Absicht zu verwirklichen, die in ihre Hände geratenen Gefangenen für ihre politischen Pläne auszunützen. Schon Anfang Dezember 42 war der kommunistische Dichter Erich Weinert mit einigen Kumpanen an die russische Front bei Stalingrad gereist, um deutsche Soldaten durch Flugblatt- und Lautsprecherpropaganda, in der verlogene Versprechungen gemacht wurden, zum Überlaufen und zu Handlungen zu veranlassen, die die deutsche Kampfkraft beeinträchtigen sollten. Er hat diese zunächst erfolglosen Bemühungen in einem ‚Front-Notizbuch' unter dem Titel ‚Memento Stalingrad' veröffentlicht. Es ist ein scheußliches Denkmal erbärmlichsten Menschen- und Landesverrats, andererseits aber auch ungewollt ein Beweisstück deutscher Tapferkeit und Ausdauer.

Dieser Weinert war es, der dann, als die ganze Stalingradarmee in Gefangenschaft gehen mußte, planmäßig dranging, seine Opfer für eine politische Beeinflussung mit Hilfe solcher Elemente auszusuchen, die sich wegen früherer Verbrechen sowieso nicht mehr in die deutsche Heimat getrauen konnten und sich daher auf Gedeihen und Verderben dem bolschewistischen System verschrieben hatten, um auf Kosten der wehrlosen Gefangenen ihre eigene materielle Lage zu verbessern.

Sofern bei den einzelnen Gefangenen die angesammelten Ressentiments gegen Hitler – weil er angeblich sein Versprechen gebrochen habe, die Stalingradarmee zu retten – nicht ausreichten, griffen die Kommunisten zu den gemeinsten Druckmitteln, um eine Zusage zu erreichen, sich dem ‚Kampfe gegen Hitler' anzuschließen. Diese Methoden begannen mit absichtlichen Hungerperioden, die mit vorübergehender Verbesserung der Ernährungsverhältnisse abwechselten, um dem Gefangenen vor Augen zu führen, wie leicht er seine Lage verbessern könne, wenn er sich zur Mitarbeit im Kampf gegen den verhaßten Hitler bereit fände. Wenn das nicht genügte, suchte man nachzuforschen, ob man eine dunkle Stelle in der militärischen Tätigkeit des Gefangenen während seiner Anwesenheit auf dem russischen Kriegsschauplatz fände und begann ihn dann durch Drohungen mit hohen Strafen, Verschickung nach Sibirien usw. zu erpressen und zur Mitarbeit zu zwingen. Da diese

Methoden trotzdem bei den Mannschaften ziemlich erfolglos blieben, weil die harte Wirklichkeit mit den Versprechungen zu sehr in Widerspruch stand, da die Gefangenen durch die schlechte Behandlung zu Tausenden wegstarben und weil natürlich der einzelne Gefangene selten für sogenannte militärische Verstöße gegen die Regeln der Kriegsführung haftbar zu machen war, verlegte man sich in erster Linie darauf, die Offiziere zur Mitarbeit zu bewegen, wobei auch die Spekulation eine Rolle spielte, daß die gewonnenen Offiziere später die Mannschaften doch mitziehen würden. Wie sicher die Russen und ihre deutschen Helfershelfer auf die Wirksamkeit ihrer Methoden vertrauten, beweist die Äußerung des Kommunisten Weinert dem in Gefangenschaft geratenen Pfarrer Kayser gegenüber, daß er in einem halben Jahre zu ihm kommen und mit ihm zusammenarbeiten werde, worüber sich dieser nicht genügend entrüsten konnte, obwohl es dann in noch viel kürzerer Zeit zutraf. Das Ziel der Kommunisten war die Gründung eines ‚Nationalkomitees Freies Deutschland' auf breitester Grundlage, mit dem man operieren konnte:

gegenüber dem russischen Volk, um diesem zu beweisen, daß das deutsche Volk sich von seinem Diktator bedrückt fühle und von seiner Führung befreien wollte, daß sich die tapferen Stalingrad-Kämpfer der Führung des russischen Volkes anvertrauten, usw.,
dem deutschen Volke gegenüber, um diesem zu beweisen, daß es höchste Zeit sei, sich einer Führung zu entledigen, die es ins tiefste Unglück führe,
seinen Verbündeten gegenüber, die sowieso schon immer vor deutsch-russischer Zusammenarbeit zitterten.

Für diese großen Ziele waren die Kommunisten bereit, alles einzusetzen. Mit allen Raffinessen marxistischer Taktik und Dialektik wurde diese Verwirklichung in Angriff genommen. Es ist mir natürlich nicht möglich, diese Methoden hier alle aufzuzählen. Wer sie in ihrer ganzen Teuflichkeit kennenlernen will, muß die über die Geschichte des Nationalkomitees erschienene Literatur lesen, insbesondere die Bücher:

‚Ich spreche die Wahrheit' von Assi Hahn,
‚Tagebuch der Versuchung' von Heinrich Graf von Einsiedel,
‚Irrtum und Schuld' von Jesco v. Putkamer.

Schilderungen über die persönliche Haltung einzelner deutscher Gefangener mögen sich in diesen Büchern widersprechen, doch ein-

heitlich ist die Darstellung der kommunistischen Methoden, nach denen das Nationalkomitee aufgezogen wurde.

Zunächst wurde im Lager Jelabuga eine antifaschistische Offiziersgruppe gebildet, in der man alle zusammenfaßte, die schon sowieso marxistisch angekränkelt waren. Deren Gründer war Hauptmann Hadermann, und eine wesentliche Rolle dabei spielten die Emigranten Rheyer und Wagner, zwei üble Gesellen, von denen der letztere wegen seiner Teilnahme an den Münchener Geiselerschießungen schon 1920 nach Rußland flüchten mußte. Hierzu gesellte sich später der Jagdflieger Graf Einsiedel, ein Urenkel Bismarcks, der noch besondere Ressentiments gegen den Nationalsozialismus aus seiner bündischen Zeit hegte, wo er mit der Hitlerjugend in Differenzen geraten war. Auf dessen Mitarbeit legte man besonderen Wert, da er sich schon frühzeitig dadurch als geeignet ausgezeichnet hatte, daß er ein ihm vorgelegtes Flugblatt gegen Hitler bereitwilligst unterzeichnete. Den Div. Ingenieur Hetz zwang man durch Mißhandlung und Drohungen mit einem Kriegsverbrecherprozeß zur Mitarbeit als Mitglied einer Delegation, die zusammen mit den Gruppen aus anderen Lagern das Komitee gründen sollte. Hetz wurde in dem Komitee Stellvertreter des ersten Präsidenten, zu dem die KPD den Dichter Weinert bestimmt hatte. Bewußt wurden bei der Gründungsversammlung, bei der Zeitung ‚Freies Deutschland' die schwarzweißroten Farben in den Vordergrund gestellt, obwohl diese für die wirklichen Kommunisten ein rotes Tuch bedeuteten, doch diese wußten ja, warum sie dieses Opfer ‚erdulden' mußten. Für solche Gründungsversammlungen wurden nun jene Redner aufgeboten, welche es am besten verstanden, mit bombastischen Phrasen die Tatsachen zu verdrehen und die Gefangenen über die tatsächlichen Zusammenhänge zwischen Ursachen, Anlässen und Wirkungen hinwegzutäuschen. Eine besondere Rolle spielt hierbei tragischerweise Graf Einsiedel, weil dieser ja in seinem jugendlichen Leichtsinn alles glaubte, was man ihm einbleute, und sich daher geradezu als besonders eifriger Mitarbeiter betätigte. Die Verblendung dieser Leute ging sogar so weit, daß sie Beifall klatschten, als bekanntgegeben wurde, daß Schweinfurt bombardiert worden war und dabei 60 000 Menschen ihren Tod fanden. Die Neigung, sich zur Mitarbeit beim NK zu melden, wurde gefördert durch eine bessere Verpflegung für die Mitglieder des Komitees. Man nannte diese spöttisch ‚Kaschisten', weil der bevorzugt servierte Hirsebrei im Russischen ‚Kascha' heißt.

Die Anständigen unter den Soldaten und Offizieren, und das war erfreulicherweise die Mehrheit, hielten trotz größter physischer

Opfer diesen Verlockungen stand, doch war es unausbleiblich, daß eine große Anzahl weniger Charakterfester umfiel und sich allmählich zur Mitarbeit entschloß. War es erst so weit, so war es auch nicht mehr schwer, sich besonders anzustrengen und dadurch seine materielle Lage noch mehr zu verbessern und zu einer führenden Rolle zu gelangen. Zu den kommunistischen Agitatoren zählten natürlich auch die Herren Ulbricht und Pieck. Da dies den Offizieren nun gar zu toll war, und gegen ihre Standesehre ging, gelang es nicht, deren Mehrheit zu gewinnen, und die Russen schmiedeten einen neuen Plan. Sie inszenierten auf Anraten und unter Führung eines raffinierten Professors Arnold, der wahrscheinlich Emigrant war, die Gründung eines unpolitischen ‚Bundes deutscher Offiziere', der angeblich nur die Interessen der Offiziere vertreten und die Auswüchse im Komitee bekämpfen sollte. Obwohl diejenigen, die sich hierzu hergaben, von den Einsichtigen vor diesem raffinierten Schachzug der Russen gewarnt wurden, traten viele dem Bund bei, an ihrer Spitze der bekannte General v. Seydlitz, obwohl er genau wußte, daß sich die Zusammenarbeit mit den Russen letzten Endes doch nur gegen Deutschland selbst richten würde. Die Bildung dieses Bundes wurde nunmehr von den Initiatoren groß aufgezogen und dazu aus allen Lagern Mitglieder des Komitees hineingeschleust. Kurz darauf wurde der Bund kollektives Mitglied des NK und v. Seydlitz wurde Nachfolger des Ingenieurs Hetz und saß an einem Tisch mit Deserteuren und Kriminellen, gegen deren Zusammenarbeit er sich kurz zuvor noch gewehrt hatte. Immer mehr schwach Gewordene gesellten sich hinzu, so der General Korfes, der v. Seydlitz den Floh ins Ohr setzte, daß seine ‚Tat' sich mit dem Entschluß des Generals v. York bei Tauroggen vergleichen lasse. Nachdem es soweit war, begann man die sich noch vor der Mitarbeit Sträubenden dadurch unter Druck zu setzen, daß man sie als Landesverräter und Feinde der Sowjetunion bezeichnete. Man bekämpfte sie besonders scharf und versuchte, sie mit allen Terrormaßnahmen zu zwingen, dem Komitee oder dem Bund beizutreten. Die besonders Standhaften organisierten sich insgeheim und griffen sogar zum Mittel des Hungerstreiks in den verdunkelten Zellen. Es ist klar, daß ihr Verhalten viele davon abhielt, sich dem NK anzuschließen. Nachdem das NK und der Bund konstituiert waren, begann die praktische Arbeit. Es wurden von den Offizieren laufend Flugblätter verfaßt und vor der Front abgeworfen. Graf Einsiedel hat in seltener Offenherzigkeit diese ganzen Aktionen, die ihn bis zur deutschen Front führten, in seinem ‚Tagebuch der Versuchung' geschildert. Es tut mir bitter leid, für

dieses Buch werben zu müssen, aber es ist ein Buch, das wirklich jeder Deutsche gelesen haben müßte — hier heiligt der Zweck das Mittel.

Nach dem 20. Juli 44 und dem Zusammenbruch der Heeresgruppe Mitte gelang es den Herren, auch den Feldmarschall Paulus als Mitglied des Bundes zu gewinnen, nachdem er sich so lange und so hartnäckig mit Erfolg gesträubt hatte. Dadurch bekam natürlich das NK Auftrieb, zumal ja wieder eine zahlreiche Menge von Offizieren neu in Gefangenschaft geraten war und die den Gefangenen zugänglichen Meldungen das Attentat, seine Hintergründe und Auswirkungen völlig entstellten und daher zu falschen Schlußfolgerungen führten. Zu prominenten Mitgliedern des NK wurden die Generale Lattmann, Korfes, v. Lenski, Vinzenz Müller — alles Männer, die heute in der Sowjetzone eine führende Rolle spielen. Die Tätigkeit des NK war insofern auch eine verhängnisvolle, als seine Mitglieder von den deutschen Gefangenen eine freudige Mitarbeit in den Arbeitslagern als ‚Kampfbeitrag gegen Hitler‘ verlangten — ohne natürlich dafür zu sorgen, daß die Hauptvoraussetzung einer solchen Mitarbeit gegeben war, nämlich gute Verpflegung und Behandlung. Die Gefangenen waren ihren rohen Bewachern und den primitiven russischen Lager- und Ernährungsverhältnissen und den Antreibereien ihrer ‚Kameraden‘ ausgeliefert. Diese Seite des Wirkens des NK schildert G. Ph. Humbert in seinem Bericht im „Spiegel“ vom 12. März 49 ‚Ich bitte erschossen zu werden‘ mit folgenden Worten:

> „Die Gefangenenlager in der Sowjet-Union waren zu unerbittlichen Todesmühlen geworden. Das Arbeitssoll wurde höher und höher geschraubt und preßte die letzte Kraft aus den abgezehrten Körpern. In den Lagern saßen die wohlgenährten Neo-Kommunisten. Sie überschlugen sich in der Annahme von Resolutionen, die begeistert freiwillige Sonderschichten forderten: „Wir wollen besser und mehr arbeiten!“ Stachanow-Monate wurden auf den Altar der Wiedergutmachung gelegt. Die Zwangsarbeit der deutschen Gefangenen beantwortete den Sowjets die Frage, wieviel ein Mitteleuropäer aushalten kann. Es war die Generalprobe für die Menschenausbeutung in der Sowjet-Zone heute. Es ist die Schuld des National-Komitees und damit der Offiziere, die mit den Kommunisten kollaborierten, daß viele Zehntausende deutscher Gefangener durch die Arbeitslager zu Tode gepeinigt wurden. Denn sie forderten die Zwangsarbeit in einem Maße, wie

sie die Sowjets ohne ihre Hilfe nicht hätten durchführen können. Die Beihilfe der NK-Funktionäre verlieh allen Maßnahmen der Russen den Schein des Rechts. Die Generale, die durch ihre Unterschrift den anderen Offizieren den unheilvollen Weg zum National-Komitee gewiesen hatten, waren zu dieser Zeit schon völlig in der Versenkung verschwunden. Wir hörten nichts wieder von Seydlitz und Paulus, während in den amerikanischen und britischen Stabsquartieren und in Deutschland von der geheimnisvollen schlagbereiten Armee der Stalingrad-Kämpfer unter dem Befehl hoher deutscher Generale gefaselt wurde. Wir lächelten nur darüber, wenn wir davon durch Zeitungen und Briefe hörten. Wir wußten besser, wo die Hunderttausende Stalingrad-Soldaten geblieben waren. Moskau spekulierte nur auf die Nervosität des Westens ... Die alten Kommunisten und viele Offiziere, die ihre kommunistische Schule erfolgreich durchlaufen hatten, wurden in jenen Tagen zur besonderen Verwendung nach Deutschland gebracht. Am 2. November 1945 wurde das NK aufgelöst. Das System in den Gefangenen-Lagern änderte sich dadurch nicht."

Interessant wird es nun für den Leser sein, zu erfahren, zu welchen Erkenntnissen ein so ‚hervorragendes' Mitglied des Nationalkomitees, der Graf v. Einsiedel gekommen ist, nachdem jenes Land den Sieg über Deutschland errungen hatte, in dessen Heimat er so überzeugt und tapfer für den Sieg der bolschewistischen Ideologie kämpfte. Er erzählt uns in seinem ‚Tagebuch der Versuchung':*)

„Lange habe ich geschwankt, ob ich nach der Heimkehr nicht den ganzen politischen Kram hinwerfen und zu meinen Angehörigen in den Westen fahren soll. Aber ich habe es nicht über mich gebracht. In Gefangenschaft war es ja schließlich kein Kunststück, sich zur deutsch-sowjetischen Zusammenarbeit, zum Sozialismus und zum Kommunismus zu bekennen. Ich stand ja damit einfach auf der Seite der stärkeren Bataillone. Schon deshalb kann ich jetzt nicht einfach von der Position desertieren, jetzt, wo es gilt, in Freiheit und gegen die allgemeine Meinung die Konsequenz aus der Haltung zu ziehen, zu der ich mich in den letzten fünf Jahren mehr und mehr bekannt habe.

Es ist natürlich ein aussichtsloses Unterfangen, die Menschen in Deutschland von der Richtigkeit dieser politischen Anschauung überzeugen zu wollen. Das Kriegsgefangenenproblem, die Oder-Neiße-Linie, die Deportationen, die KZ, das Spitzelunwesen und

*) Heinrich Graf v. Einsiedel, ‚Tagebuch der Versuchung', Seite 197/198.

die schrankenlose Rechtlosigkeit machen beinahe jede Diskussion unmöglich. Es ist mein erster allgemeiner Eindruck, daß man hier sogar bereit gewesen wäre, die furchtbaren Exzesse der Roten Armee beim Einmarsch zu vergessen, wenn nicht diese schreckliche Gegenwart wäre. Gegenüber solchen Tatsachen aber bleibt jede theoretische Erörterung über die bitteren Notwendigkeiten des revolutionären Kampfes und die Schwierigkeiten beim Aufbau der sozialistischen Gesellschaftsordnung reine Rhetorik. Bestenfalls wird man als naiver Illusionist angesehen, wenn man sich dazu bekennt, häufiger jedoch als Opportunist und käufliches Subjekt.

Ich habe mir ja keine großen Hoffnungen gemacht über die Zustände, die ich hier in der sowjetischen Besatzungszone antreffen würde. Aber selbst sie wurden enttäuscht.

Von einer Selbständigkeit der deutschen Kommunisten kann keine Rede sein. Genau wie im Komitee ist Ulbricht auch hier der entscheidende Mann, der Apparat, der die Befehle der Sowjets automatisch registriert und ausführt. Die Russen haben das richtige Wort für seinen Typ geprägt: „Apparatschik". Dieser Mann herrscht wie eine gekrönte Kröte über die Partei, vergiftet die Luft mit Mißtrauen und Angst und züchtet seine sklavischen Kreaturen groß, hinter denen die NKWD steht und alle Fäden in der Hand hat. Sklavisch, ohne Rücksicht auf alle historischen, kulturellen und politischen Umstände, werden die Sowjeteinrichtungen nachgeäfft und uns aufgezwungen, wahrscheinlich oft genug gegen die bessere Einsicht der sowjetischen Besatzungsfunktionäre, die es aber nicht wagen dürfen, eine selbständige, den deutschen Verhältnissen angepaßte Entscheidung zu treffen, weil sie dabei riskieren würden, sich einer Abweichung, eines Sakrilegs schuldig zu machen."

Es blieb ihm aber auch nicht erspart, zu Erkenntnissen über den freien Westen zu kommen, als er gelegentlich einer Fahrt nach Westdeutschland von den Amerikanern einige Wochen lang eingesperrt wurde:

„Hat der Westen denn eine bessere Lösung gefunden? Hat man seit 1918 oder 1932 etwas vergessen oder etwas dazugelernt? Haben die Westmächte nicht fast alle Entscheidungen über den Besiegten mit den Sowjets gemeinsam getroffen? Wendet man nicht mit Reparationen, Demontagen, Kriegsgerichten und Entnazifizierungen im Prinzip dieselben Methoden an, nur daß dort nicht das sozialistische Endziel sondern der nationale und wirtschaftliche Konkurrenzkampf dahintersteckt?

Wo hält man sich denn im Westen an die Prinzipien der Freiheit, des Selbstbestimmungsrechts der Völker und der Gerechtigkeit? Gibt es denn irgendein Zeichen, daß die kapitalistische Welt nicht in absehbarer Zeit — wenn die Zerstörungen des Krieges beseitigt sind — in derselben Katastrophe wie früher landet? Im Wirtschaftschaos und Massenarbeitslosigkeit?
Es ist so furchtbar billig, sich über die Mängel und Schwierigkeiten des sozialistischen Rußlands lustig zu machen, wenn man selbst in den entwickeltsten Industrieländern bei Vorhandensein aller technischen, materiellen und zivilisatorischen Voraussetzungen sich unfähig gezeigt hat, die Katastrophe von 1929, 1933 und 1939 zu verhindern.
Natürlich ist es verlockender, sich zur westlichen Demokratie zu bekennen, wenn sie dazu noch von anständigen Dollaranleihen begleitet ist — als zum Sozialismus, der in der Gestalt der Sowjetunion im Augenblick wie ein verhungernder, räuberischer Landsknecht aufzutreten gezwungen ist, der nicht bestechen, sondern nur vergewaltigen kann.
Aber ist der Amerikanismus eine Perspektive? Haben nicht die Jagd nach dem Dollar, das Fließband, der Wolkenkratzer, die Krimi-nalreißer, die Jazzekstase die Welt mehr entgöttert und den Menschen mehr zum Massentier gemacht, als je eine kollektivistische, vom sozialistischen Ideal gelenkte Parteidiktatur es vermag? Wo ist denn die überragende kulturelle Leistung Amerikas, die dem Reichtum seiner herrschenden Schicht innere Berechtigung verleihen würde?"

Man muß Respekt vor Herrn v. Einsiedel haben, wenn er abschließend ausruft:

„Welche Umwege habe ich gemacht, um diese einfachen Dinge zu begreifen!"

Manstein berichtet in seinem Buche ‚Verlorene Siege' gleich zweimal, daß Hitler am 6. Februar, als er ihn in das FHQ befohlen hatte, sofort die volle Verantwortung für die Niederlage mit folgenden Worten übernommen habe:

„Für Stalingrad trage ich allein die Verantwortung! Ich könnte vielleicht sagen, daß Göring mir ein unzutreffendes Bild über die Möglichkeiten der Versorgung durch die Luftwaffe gegeben hat, und damit zum mindesten einen Teil der Verantwortung auf ihn abwälzen. Aber er ist mein von mir selbst bestimmter Nachfolger und deshalb kann ich ihn nicht mit der Verantwortung für Stalingrad belasten."

Das wäre damals ganz in Ordnung gewesen, denn Hitler hatte ja v. Manstein am 20. 11. als Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Don eingesetzt und damit nach seiner eigenen Staatsauffassung auch die Verantwortung für dessen Fehler übernommen. Aber vor der Geschichte nur die Verantwortung für die Fehler. Nie konnte er jedoch die Verantwortung für Dinge übernehmen, die ohne sein Wissen oder gar gegen seinen Willen geschahen, auch nicht für Mißerfolge, die durch ihm unbekannte Umstände verursacht wurden.

Wir haben einen sehr drastischen analogen Fall: Als Hitler von den Verbindungen der Männer des 20. Juli zum Auslande erfuhr, sagte er, „daß es ihn nicht wundere, auf seine offiziell vor dem deutschen Reichstag gemachten Angebote keine Antwort erhalten zu haben."

Er ist auch nicht verantwortlich für die verräterischen Taten eines Mannes wie Canaris, der 1939 im Vorwort eines Buches folgende unübertrefflich heuchlerische Sätze schrieb:*)

„. . . Die deutsche Wehrmacht hat Vorbild der nationalsozialistischen Weltanschauung zu sein . . . Wie der Offizier vor dem Weltkrieg selbstverständlich Monarchist war, so selbstverständlich ist es heute, Nationalsozialist zu sein . . . Der Soldat und Offizier ist heute wieder durch einen persönlichen Eid, in der Anrufung des allmächtigen Gottes als Zeugen, an seinen Obersten Befehlshaber

*) ‚Wehrmacht und Partei' von Dennevert Richard.

gebunden. Ein Zweifel an dieser Treue oder aber an der nationalsozialistischen Zuverlässigkeit überhaupt, wäre die schwerste Beleidigung der Wehrmacht und ihres Offizierkorps."

Hitler kann auch nicht veranwortlich gemacht werden dafür, daß er am 23. 12. der Wegnahme der 6. Pz.Div. zugestimmt haben soll, denn, wenn dies schon zutreffen sollte, so ist ihm eben die Notwendigkeit entsprechend begründet worden.

Daß dies v. Manstein in überzeugender Weise fertig brachte, bezweifle ich nicht mehr, seit ich sein Buch gelesen habe.

Das mußte zuvor gesagt werden, weil der Leser sonst zu leicht zu falschen Schlußfolgerungen neigen würde.

Bei der Besprechung vom 6. 2. versuchte v. Manstein, Hitler „eine Lösung plausibel zu machen, die sein Prestige nicht antasten, aber doch für die Zukunft eine einwandfreie militärische Führung gewährleisten konnte. Ich bat ihn, die Einheitlichkeit der militärischen Führung durch die Wahl eines Generalstabschefs sicherzustellen, dem er sein volles Vertrauen schenken und zugleich die entsprechende Verantwortung und Machtvollkommenheit einräumen müsse".

Dieser Versuch, Hitler selbst den Oberbefehl nur noch nach außen hin, in Wirklichkeit aber durch einen ‚Generalstabschef mit Machtvollkommenheit' ausüben zu lassen, hat eine gewisse Geschichte. Als Ende Dezember 42 General Hube ins FHQ fuhr, scheint er die Absicht gehabt zu haben, Hitler einen solchen Vorschlag zu unterbreiten. Manstein glaubte, daß Hube tatsächlich Hitler den Vorschlag selbst unterbreitet habe, und daß Hitler deshalb so ablehnend gewesen sei.

Nach dem Tagebuch von Goebbels*)
scheint aber Hube seinen Vorschlag nicht selbst vorgetragen zu haben. Goebbels schreibt nämlich unterm 2. März 43:
„Die andere Generalität, zum Teil auch an der Front, nutzt die Situation aus und macht dem Führer Schwierigkeiten über Schwierigkeiten. So hat Manstein sich z.B., wie Göring mir sagt, einmal dazu hinreißen lassen, sogar die Absicht zu verfolgen, dem Führer die Niederlegung des Oberbefehls nahezulegen. Er ist zwar nicht dazu gekommen, da er vorher schon bestandpunktet wurde, aber der Führer hat das doch erfahren und Manstein gegenüber daraus seine Konsequenzen gezogen. Der Führer hatte eigentlich die Absicht, bei seiner Reise an die Südfront Manstein abzusetzen, hat aber vorläufig diese Absicht noch nicht verwirklicht."

*) ‚Goebbels Tagebücher' herausgeg. v. Louis P. Lochner, Seite 241 — Ihre Echtheit vorausgesetzt.

Hitler kannte also die Wünsche des Herrn v. Manstein schon frühzeitig. Guderian berichtet in seinem Buche*)
von seinen Versuchen in dieser Richtung:
„Ich habe in späterer Zeit, als ich mit der Wahrnehmung der Geschäfte des Chefs des Generalstabes des Heeres beauftragt war, mehrfach Hitler den Vorschlag gemacht, Manstein anstelle Keitels zum Chef OKW zu machen, aber immer vegebens. Freilich, Keitel war für Hitler bequem; er suchte jeden Gedanken an Hitlers Augen abzulesen und auszuführen, noch bevor er ausgesprochen wurde; Manstein war unbequem; er hatte eigene Ansichten und sprach sie aus. Hitler äußerte auf meine Vorschläge schließlich: „Manstein ist vielleicht der beste Kopf, den der Generalstab hervorgebracht hat. Aber er kann nur mit frischen, guten Divisionen operieren, nicht mit den Trümmern, über die wir jetzt nur noch verfügen. Da ich ihm keine frischen, operationsfähigen Verbände schaffen kann, hat seine Ernennung keinen Zweck."
Interessant ist für uns, wie sehr Hitler aufgefallen ist, daß v. Manstein nur mit ‚frischen, guten Divisionen' — aber nicht mit Trümmern operieren konnte. [1]) Nachtrag (s. Schluß des Kapitels, S. 225)

Zu einer Operation in 160 km Entfernung hat v. Manstein die ‚frische, gute' 6. Pz.Division weggenommen, obwohl es hätte möglich sein müssen, den Trümmern der ihm anvertrauten ca. 20 Divisionen so viel Impuls zu verleihen, daß sie bis zum Gelingen der Entsatzaktion keinen Meter zurückgegangen wären.

Das ist aber ein Potential, von dem v. Manstein mindestens in diesem Falle nichts hielt. Man kann es auch nicht verlangen von einem Manne, der folgenden Satz über Hitler prägte:

> „Damit komme ich wohl zu dem entscheidensten Faktor, der Hitlers Führung bestimmte: Die Überschätzung der Macht des Willens. Seines Willens, der sich nur bis zum jüngsten Grenadier in die Gläubigkeit umzusetzen hätte, um die Richtigkeit seiner Befehle sicherzustellen."

Manstein hält scheinbar nicht viel von der Erkenntnis des großen Deutschen Johann Gottlieb Fichte:

> „Nicht die Gewalt der Armee, noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemüts ist es, welche Siege erkämpft."

Er weiß vielleicht auch nicht, daß Marcus Tullius Cicero schon vor zweitausend Jahren auf dem Forum von Rom die Kraft des Glaubens mit folgenden Worten als das Geheimnis der römischen Siege bezeichnete:

*) Heinz Guderian, ‚Erinnerungen eines Soldaten', Seite 274.

„Wir haben weder durch überlegene Zahl die Spanier, noch durch Stärke die Gallier, noch durch Schlauheit die Punier, noch durch Technik die Griechen, sondern a l l e Stämme und Völker durch unseren G l a u b e n überwunden!"

So konnte sich Herr v. Manstein auch gar nicht vorstellen, welchen moralischen Gewinn für Deutschland die Rettung der 6. Armee, und welche Stärkung seiner eigenen Fronten allein die Nachricht bedeutet hätte, daß es gelungen wäre, eine Verbindung zur 6. Armee herzustellen. Generaloberst Raus scheint es dagegen vermocht zu haben, seiner 6. Pz.Div. klar zu machen, welche ehrenvolle Aufgabe ihr zugeteilt war. Gestützt auf ihre Gläubigkeit wären deren Grenadiere nach Stalingrad gedrungen. Keine Division der Ostfront wäre in den ersten vier Wochen mehr zurückgegangen. Weitere Folgen eines solchen Sieges bei Stalingrad kann sich der Leser selbst ausmalen.

Da wir schon das Tagebuch von Goebbels zitierten, wollen wir dem Leser weitere Einträge über Herrn v. Manstein nicht vorenthalten:

11. 3. 43

Abends erfahre ich aus dem Führerhauptquartier, daß der Führer sich wiederum an die Front begeben hat. Er machte Manstein aufs neue einen Besuch, um ihm seine Anerkennung für die bisherige Führung seiner Operationen im Süden auszusprechen. Mir paßt das gar nicht. Der Führer scheint gar nicht zu wissen, wie gemein Manstein sich ihm gegenüber benommen hat, und wenn er es weiß, dann verhält er sich den Militärs gegenüber wieder zu gutmütig. Auf der anderen Seite aber darf man nicht vergessen, daß der Führer sich augenblicklich in einer etwas beengten Lage befindet. Er setzt gegenwärtig natürlich sein Hauptinteresse daran, die Front wieder in Beruhigung zu bringen."

8. November 1943

„Schärfstens äußert sich Himmler gegen Manstein, den er für einen Defaitisten erster Klasse hält. Die Krise im Süden der Ostfront hätte gar nicht so groß zu werden brauchen, wenn anstelle Mansteins ein Mann von Format gestanden hätte.*)

*) Bei seiner Rede in Posen vor den Gauleitern nach dem 20. Juli führte Himmler folgende Klage über v. Manstein:

„Bei dem Herrn Marschall v. Lewinski war es ja üblich, wenn die Leibstandarte eingesetzt war, dann wurden von uns die höchstausgebildeten Instandsetzungsdienste, Schirrmeister, Waffenwarte geschickt, und die Panzerbesatzungen der Tiger mußten zu Bataillonnen zusammengefaßt werden, obwohl andere zur Verfügung standen, und bis nicht das letzte Bataillon aus den technischen Diensten, aus den Panzerleuten verreckt

Wie ich in Berlin erfahre, hat der Führer im Hauptquartier Manstein empfangen. Die Unterredung soll wider Erwarten sehr gut verlaufen sein, und man vermutet, daß Manstein wieder auf seinen Posten zurückkehren soll. Ich würde das für ein großes Verhängnis halten. Aber man muß zuerst einmal abwarten, wie diese Unterredung tatsächlich verlaufen ist."

Der gleiche Tagesbuchschreiber meinte am 3. 11. 43:

„Seit Wochen und Wochen kommt von Manstein aus dem Süden der Ostfront ein Fernschreiben nach dem anderen: Ich muß zurück ... Ich kann nicht halten ... ich muß räumen ... Und zwischen den Zeilen jedes dieser Fernschreiben steht zu lesen: Ich w i l l nicht halten, ich w i l l zurück, ich w i l l räumen. Denn das ist nicht mein Krieg, sondern dein Krieg. Da siehst du mal, wie weit du mit deinem viel gerühmten Feldherrngenie kommst. Und statt wie wir alle jeden Meter verlorenen Bodens zu beklagen, lachen sie sich ins Fäustchen. Da siehst du mal, was an deiner Feldherrnkunst dran ist, du lächerlicher Gefreiter.

Sie haben es ihm nie verziehen, daß er, der Gefreite, sie, die Generale, in den Schatten stellte, als er fast ganz Europa in einer Kette unvergleichlich kühner und erfolgreicher Operationen eroberte. Denn die revolutionären Ideen, die eben diese einmaligen Erfolge unserer Wehrmacht ermöglichten, die Motorisierung, die taktische Zusammenarbeit zwischen Heer und Luftwaffe, die Taktik des blitzschnellen Panzervorstoßes, die eine nach dem vorigen Weltkrieg nicht mehr für möglich gehaltene Umwälzung der Kriegführung bewirkten, sie sind das unbestrittene geistige Eigentum des Führers.

Gewiß die Katastrophe von Stalingrad war ein furchtbarer Rückschlag, an dem die heldenhaft kämpfende Truppe keine Schuld trifft. Wo der oder die Fehler liegen, kann heute noch nicht mit Gewißheit gesagt werden, wenn auch sicher ist, daß die Unmöglichkeit, das Göring'sche Versprechen einer Versorgung Stalingrads aus der Luft einzulösen, der *Anfang der Tragödie* war. Aber Irrtümer

---

war, vorher wurde es nicht herausgezogen. Man wird aus diesen Gründen nach dem Krieg auch verstehen, warum wir in der SS so überdurchschnittlich hohe Verluste hatten und warum von dem Führerkorps der SS so unwahrscheinlich viele schon unter dem Rasen liegen.

Man würde niemals ein Wort darüber verlieren, wenn das in vielen Fällen Sinn gehabt hätte und notwendig gewesen wäre. Wenn man aber zusehen mußte, daß es umsonst war, wenn man zusah, daß bei manchen Böswilligen nur die Absicht bestand, diese unangenehme Truppe zu schlachten und aus dem Weg zu räumen für eine etwaige zukünftige Entwicklung, dann muß ich sagen, konnte man bitter werden, wenn man dieses beste Blut verrinnen sah."

und Fehler werden in jeder Kriegführung gemacht. Wichtig ist allein, wie man mit ihren Folgen fertig wird. Und hier scheint mir das Mansteinsche Beispiel von trauriger Bedeutung zu sein. Unsere Generalität will Niederlagen. Ich sage nicht die Niederlage, denn für so verblendet halte ich sie nun doch nicht. Sie müßten wissen, daß mit uns auch sie an die Galgen kommen, die die Sieger nach einer Niederlage in Deutschland aufrichten werden. Aber sie wollen das Feldherrntalent des Führers widerlegen und hoffen, sich durch seine Mißerfolge selbst wieder zu Bedeutung und Macht zu bringen." [2]) Nachtrag (s. Schluß des Kapitels, Seite 225).

Es waren also nicht alle Leute so entzückt von Manstein wie Hitler. Diese scheinen aber unrecht gehabt zu haben, denn über v. Manstein ist folgende wahre Anekdote bekannt: Nach Stalingrad hatte Hitler seine Generale versammelt, um ihnen in längeren Ausführungen seine Politik, seine Entscheidungen und die Gründe hierfür auseinanderzusetzen. In einer kleinen Schnaufpause unterbrach ihn v. Manstein mit einer Gegenrede. Da er etwas weit ausholte, also der wahre Sinn seiner Worte noch nicht zu erkennen war, unterbrach ihn der erzürnte Hitler und setzte seine Rede fort.

Der nach der Rede Hitlers v. Manstein belehren wollte, war erstaunt als er vernahm, was er in Wirklichkeit hatte sagen wollen. Es sei für sie als Offiziere des Führers eine Selbstverständlichkeit, daß sie für ihn kämpfen und sterben würden.

Heute sagt der gleiche Mann in seinem Buche, daß Hitler keine Treue verdient habe. Es würde interessieren, wann er sich zu diesem Standpunkt schon durchgerungen hatte.

Jedenfalls aber kann man den Feldmarschallstitel tragen, wenn auch der Mann, der ihn verliehen hat, keine Treue verdiente. Daran hat man sich ja auch nicht gestört, als man wochenlang herumreiste, um das passende Gut auszusuchen, das man als Dotation bekommen sollte. Daß später aus der Sache überhaupt nichts wurde — hat man nur der Unfähigkeit dieses Gefreiten zu danken.

Ein Glück aber, daß dem Feldmarschall v. Manstein beinahe doch noch späte Gerechtigkeit zuteil wurde, denn Blank holte ihn als Gutachter und er durfte sagen, daß 500 000 Soldaten besser seien als 300 000, und solche mit 18-monatlicher Dienstzeit besser als solche mit 12-monatlicher. Vielleicht erlebt er noch das Glück, als Feldmarschall der Nato diese ‚frischen, guten Divisionen' zum Siege führen zu können, bestimmt zur Rettung der freien Welt! Man ist immerhin zu Dank verpflichtet, denn sogar Churchill, dieser in Aachen anerkannte Vorkämpfer für Frieden und freie Welt, hat zu den Verteidigungskosten, evtl. auch zur vorzeitigen

Entlassung beigetragen. Der Dank kann auch in einem möglichst schlechten ‚Gutachten' über den Obersten Befehlshaber bestehen, dem man den Eid geleistet hat, dem man den Siegerruhm verdankt und für den man den Degen ziehen wollte.

Die Hauptsache ist ja, daß man selbst gesund und rund geblieben ist, während dieser Oberste Befehlshaber sich bis zur körperlichen Ruine für die Freiheit seines Volkes aufopferte.

---

[1] Nachtrag.

Bei einer Besprechung mit Hitler Ende März 1944 auf dem Obersalzberg soll Zeitzler zu Manstein gesagt haben, daß Hitler der Auffassung Ausdruck gegeben habe, Manstein hätte die zahlreichen der ihm im Laufe der Zeit zugeführten Kräfte verkleckert. Das bezog sich zwar auf die Rückzugskämpfe nach Stalingrad, ist aber interessant im Hinblick auf die Tatsache, daß man der gleichen Auffassung sein muß bzgl. des Einsatzes der Manstein für die Befreiung Stalingrads zugeführten Kräfte.

[2] Nachtrag

v. Papen berichtet in seinem Buche: „Der Wahrheit eine Gasse", daß ihm v. Ribbentrop im April 1943 gesagt habe, an der Katastrophe von Stalingrad seien nur die völlig unzuverlässigen Generale schuld. Diese Auffassung kann sich v. Ribbentrop nur aus einer Äußerung Hitlers gebildet haben. Ähnlich soll sich Hitler vor seinem Tode geäußert haben.

DES TEUFELS ‚KUGELBLITZ'

Als Hitler im September 1942 den Generalstabschef Halder entlassen hatte, wurde sein Nachfolger der General Kurt Zeitzler. Man gab ihm den Spitznamen ‚Kugelblitz', weil nach Manstein sein Erscheinen im OKH wie der Einschlag eines Blitzes gewirkt habe und weil er klein und etwas rundlich gewesen sei. Bei Hitler scheint er nicht sehr ‚eingeschlagen' zu haben, da er sich später wieder von ihm trennte. Zeitzler hatte das Glück, im Juni 1944 krank zu werden, so daß er nicht beim Attentat am 20. Juli 1944 anwesend war. Hitler ersetzte ihn nach dem 20. Juli durch den Generalobersten Guderian.

Da bekanntlich „Nomen est Omen", so wollte scheinbar ‚Kugelblitz' Zeitzler auf alle Fälle ‚einschlagen'. Als solchen Einschlag – mit Gestank allerdings – sehe ich Zeitzlers Veröffentlichung über Stalingrad in dem Buche „The fatal decisions" an. Ich betrachte nämlich die Tatsache, daß ein ehemaliger Generalstabschef seinen Abneigungen (gelinde ausgedrückt) gegenüber seinem ehemaligen Chef und Obersten Kriegsherrn in einem englischen Buche Ausdruck gibt, von vornherein schon als bedauerlichen Mangel an charakterlicher Haltung, von der Form dieser ‚Abrechnung' ganz abgesehen. Leider kann ich aber trotzdem nicht an seinen Behauptungen vorbeigehen und muß zu ihnen noch kurz in diesem kleinen Kapitel Stellung nehmen, da mir das Buch erst nach Abschluß meines Manuskriptes zu Gesicht kam.

Da die Geschehnisse um die Schlacht von Stalingrad zu offensichtlich von nachträglicher Sicht aus und getreu dem ‚Schema' dargestellt sind, beschränke ich mich darauf, nur die auch dem Leser wichtigen Tatbestände zu behandeln.

Zunächst macht Zeitzler nach beliebter Methode Greuel- und Anbiederungspropaganda, indem er behauptet:

> „Unsere Osttruppen waren auf einem schlechten Weg, wenn auch nicht durch eigene Schuld. Sie hatten herrlich gekämpft und taten es tatsächlich auch jetzt noch. Ihre Haltung ist umso bemerkenswerter, wenn man bedenkt, daß sie – in einzelnen Fällen ohne Unterbrechung – fast 18 Monate im Kampf waren, und das fast immer mit einem zahlenmäßig überlegenen Feind. Natürlich hatte auch ihre Ausrüstung schwer gelitten. Die Leute selbst waren überanstrengt und übermüdet. Die Einheiten hatten

keinen gleichwertigen Ersatz bekommen und waren unter ihrem Soll, sowohl in Bezug auf Waffen wie auch auf Menschen. Das war die Lage, als man sie aufforderte, eine Aufgabe zu lösen, die selbst unter idealen Bedingungen fast unmöglich war."

Nun, wenn Raum wäre, könnte ich genügend Beweise aus der vorhandenen Literatur liefern über den guten Zustand der Truppen, die die Stalingrad- und Kaukasusoffensiven durchführten. Diese Truppen waren fast restlos schon seit April 1942 teils aus dem Kampf gezogen, teils neu für die Offensive bereitgestellt. Nur ein geringer Teil machte die Kämpfe bei Charkow im Mai mit. Alle Truppen hatten nach Abschluß der großen Schlacht bei Charkow 4 Wochen Zeit, sich auszuruhen. Zwischen den Offensiven gab es immer wieder Erholungspausen. Der Großteil der Truppen nahm seit Anfang September bis zur Offensive der Russen Ende November überhaupt nicht mehr an größeren Kampfhandlungen teil. Für jeden wirklichen Soldaten der Ostfront ist klar, was Zeitzler mit dieser abwegigen Schilderung erreichen will. Letzten Endes weiß ja der Soldat, daß er zum Kämpfen da ist.

Zeitzler behauptet weiter, daß er — nach seinen verschwommenen Zeitangaben etwa Ende Oktober — die Zurücknahme der Stalingradfront gefordert habe. Das also zu einem Zeitpunkt, als 11/12 der Stadt erobert waren und die Truppe sich die notwendigen Stellungen ausgebaut hatte. Zeitzler selbst liefert die stärksten Argumente gegen diesen Vorschlag.

„Würde das russische Klima einen solchen Rückzug gestatten, wenn der kritische Augenblick gekommen war? Diese Frage machte die zweite Lösung immer noch zu einer gefährlichen."

Er schildert nun seinen ‚persönlichen Triumph', als er am 19. Nov. von Hitler telefonisch erreichte, daß dieser das XXXXVIII. Pz.Korps (Heim) aus der OKW Reserve zum Einsatz freigab. Sowas kann auch nur ein ‚Kugelblitz' als ‚Triumph' propagieren.

Übrigens scheint nach Zeitzler Hitler in dieser Sache außer der Freigabe des Panzerkorps nichts ‚verbrochen' zu haben.

Interessant ist bei der Schilderung der Vorgänge um das Panzerkorps Heim noch die Tatsache, daß dieses über 100 Panzer verfügte, daß „es aber für jeden Kenner der Lage von vornherein klar war, daß das Panzerkorps H. zum Untergang verurteilt war, bevor es überhaupt eingesetzt war." Eine Zeile weiter: „Schließlich kam es zum Einsatz und hatte bald einige Erfolge aufzuweisen."

Zeitzler behauptet nun, daß er Hitler vorgeschlagen habe, die 6. Armee „zurückzunehmen". Er ‚vergißt' hierbei völlig, daß dies in der Situation, in der sich die 6. Armee kurz nach dem Angriff vom

19. 11. befand, gar nicht möglich war. Er weiß dies genau, doch will er es nicht mehr wissen, weil das heute so schön klingt, man habe rechtzeitig eine Maßnahme vorgeschlagen, die die 6. Armee gerettet hätte. Man verschweigt aber, daß die 6. Armee in zweieinhalb Tagen völlig eingeschlossen und so durcheinandergeworfen war, daß sie Tage der Vorbereitung brauchte, um einen Gegenangriff starten zu können, der wegen der auch von Zeitzler zugegebenen Brennstoffknappheit unmöglich war. Man verschweigt auch, daß es der 6. Armee noch nicht einmal mehr möglich war, die *befohlenen* Angriffe zur Verhinderung der Einschließung durchzuführen.

Nun erzählt uns Herr Zeitzler ein tolles Märchen, das man als gemeine Verhöhnung seines Kameraden Jodl bezeichnen muß, und das er nur erzählen kann, weil dieser das Pech hatte, in Nürnberg gehängt zu werden, sich also nicht mehr wehren kann. General Jodl, den dies eigentlich nichts anging, habe ihm vom Kommandozug aus angerufen, das „Heeresoberkommando möge es sich einmal überlegen, ob es nicht möglich ware, eine Panzerdivision bei der Heeresgruppe A im Kaukasus locker zu machen, damit sie als Reserve hinter der bedrohten Front der Heeresgruppe B dienen könne."

Diesen Vorschlag habe er als undiskutabel abgelehnt, weil es viel zu viel Zeit beanspruchen würde, bis diese Division aus dem Kaukasus beikäme. Als ob dies Generaloberst Jodl nicht von selbst gewußt hätte.

Die Unwahrhaftigkeit Zeitzlers wird aber erst recht mit der folgenden Darstellung offenbar, als er schildert, wie er Hitler noch in der Nacht vom 22. auf 23. November bei der Rückkehr von München abgewartet habe, um ihm gegen den Willen seiner Umgebung die Gefährlichkeit der Lage auseinanderzusetzen. Er habe dies mit aller Ausführlichkeit getan und mit dem Hinweis geschlossen, „daß, wenn die Ereignisse sich weiterhin wie bisher entwickeln würden, die 6. Armee unweigerlich eingeschlossen würde. Das müßte unter allen Umständen vermieden werden, denn wenn die 6. Armee einmal eingeschlossen wäre, dann würde es weder möglich sein, sie herauszuhauen noch sie zu versorgen."

Solches Pech für den Kugelblitz, zu vergessen, daß die 6. Armee *ihm selbst* am Nachmittag des 22. November schon gemeldet hatte, daß sie bereits eingeschlossen sei, was er einige Seiten weiter selbst erzählt. Lügen haben eben immer kurze Beine, auch wenn sie englisch serviert werden.

Zeitzler schildert nun zwei turbulente Besprechungen mit dem

„Diktator", in denen er diesen zur Genehmigung eines Ausbruches der 6. Armee überreden wollte. Er schrie ihn sogar an. Er will auch so mutig gewesen sein, es ihm gegenüber als Verbrechen zu bezeichnen, die 6. Armee in Stalingrad zu belassen.

Als sich Hitler seiner Argumente nicht mehr habe erwehren können, habe er Keitel und Jodl gerufen:

„Zwischen uns wurde kein Wort gewechselt bis die beiden kamen. Sie waren zur Minute da und hatten zweifellos im Nebenzimmer gewartet. Wenn dem so war, dann mußten sie unsere laute Unterhaltung durch die dünnen Wände des Kartenzimmers gehört haben. Sie werden sich auch keinen Fehlschlüssen über die Natur des Lärms haben hingeben können. Keitel und Jodl grüßten förmlich. Hitler blieb stehen, mit feierlichem Gesichtsausdruck. Er war noch ganz blaß, aber äußerlich ruhig. Er sagte: „Ich habe eine sehr schwere Entscheidung zu treffen. Bevor ich es tue, möchte ich Ihre Ansicht hören. Soll ich Stalingrad aufgeben oder soll ich nicht? Was meinen Sie dazu?"
Dann begann etwas, was man einen Kriegsrat hätte nennen können, ein Vorgang, wie ihn Hitler bisher nie geübt hatte. Keitel, der in Achtungs-Stellung stand, sagte mit blitzenden Augen: „Mein Führer! Bleiben Sie an der Wolga!"
Jodl sprach ruhig und sachlich. Er wog seine Worte ab und sagte: „Mein Führer, es ist tatsächlich ein schwerer Entschluß, den Sie jetzt treffen müssen. Wenn wir von der Wolga zurückgehen, so bedeutet das die Aufgabe eines großen Teils der Gebiete, die wir unter so schweren Opfern durch die Sommeroffensive gewonnen haben. Andererseits mag die Lage, wenn wir die 6. Armee nicht zurückziehen, ernst werden. Die geplanten Operationen zu ihrer Befreiung können Erfolg haben, sie können aber auch fehlschlagen. Bis wir die Ergebnisse dieser Operationen sehen, sollten wir meiner Ansicht nach an der Wolga aushalten."
„Jetzt sind Sie an der Reihe", sagte Hitler zu mir. Er hoffte offensichtlich, daß die Worte der beiden anderen Generale einen Gesinnungswandel bei mir verursacht hätten. Obwohl Hitler die Entscheidungen traf, so war er doch ängstlich darauf bedacht, die Zustimmung — wenn auch nur der Form nach — seiner Fachberater zu haben. Ich nahm nun selbst Acht-Stellung ein und sagte mit aller mir zu Gebote stehenden Formalität: „Mein Führer! Meine Ansicht ist unverändert. Nach meiner Ansicht würde es ein Verbrechen sein, die 6. Armee zu lassen, wo sie ist. Wir können sie weder befreien noch versorgen. Sie würde einfach hingeopfert, und das noch nutzlos."

Hitler bewahrte äußerlich seine Ruhe und Selbstbeherrschung, obwohl er innerlich vor Wut kochte. Er sagte zu mir:
„Sie sehen, General, ich stehe nicht allein mit meiner Ansicht. Sie wird von diesen beiden Offizieren geteilt, die beide einen höheren Dienstgrad als Sie haben. Ich werde also bei meiner bisherigen Entscheidung verbleiben."
Er verneigte sich steif, und wir waren entlassen."

Zur Beurteilung dieses angeblichen Vorganges muß man sich klar darüber sein, daß er Ende November stattgefunden haben muß, als man schon den Plan gefaßt hatte, die Stalingradarmee durch Manstein, bzw. die 4. Pz.Div. Hoth befreien zu lassen.

Nach Ansicht Zeitzlers sollten also die in warmen, sicheren Stellungen sitzenden Truppen der 6. Armee vor Bereitstellung der Entsatzarmee in die freie festgefrorene Steppe. Jedes weitere Argument ist unnötig.

Zeitzler schildert noch die dramatische Szene wegen der Frage der Luftversorgung der 6. Armee, die Göring als möglich bezeichnete.

Auch hier werden die Dinge verschoben gegenüber meinen Feststellungen im Kapitel ‚Luftversorgung'. Es kann ja als wahr unterstellt werden, daß sich Hitler auf die Zusage Görings verließ, doch verstand sich die Zusage sicher nie so weitgehend, daß die Luftversorgung über den Befreiungsversuch hinaus unbegrenzt durchführbar sein sollte. Für uns kann die Tatsache genügen, daß die 6. Armee solange ausreichend versorgt war, als noch eine Befreiung von außen im Bereich der Möglichkeit stand.

Den Gipfel der Geschichtsfälschung erklimmt Herr Zeitzler bei der Behandlung der wichtigsten Frage, bei der Frage der Verantwortung für die Unterlassung des Ausbruchsbefehls.

Zunächst unterschlägt der Mann, der in seinem phrasenreichen Bericht Dutzende höchst unwichtiger Einzelheiten anführt und teilweise breit behandelt, die wichtigste Tatsache, daß Manstein der Entsatzarmee die stärkste Division der Ostfront, die 6. Pz.Div. am kritischsten Tage weggenommen, also dadurch das Scheitern der Entsatzaktion verschuldet hat. Ich muß aus der Tatsache, daß Zeitzler über keine Debatte im Führerhauptquartier wegen der Wegnahme der 6. Pz.Div. berichtet, dagegen über seine sonstigen Befehle hinter dem Rücken Hitlers schließen, daß seine Behauptung mir gegenüber unwahr ist, daß Hitler mit der Wegnahme der 6. Pz.Div. einverstanden gewesen sei. Vielleicht wurde der Befehl hierzu auch hinter dem Rücken Hitlers gegeben?

Die tollste Lüge stellt aber Zeitzler mit der Behauptung auf, daß Manstein als Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Don nicht die

Befehlsgewalt über die 6. Armee erhalten habe. Hiergegen ist festzustellen:

1. Wie kommt dann Herr v. Manstein dazu, am 18. Dezember den Major Eismann zu Paulus zu schicken, um mit diesem angeblich eine Übereinstimmung der Auffassungen herbeizuführen?
2. Wie kommt dann Herr v. Manstein dazu, der 6. Armee am 19. Dezember den bekannten Befehl zu erteilen, den er selbst in seinem eigenen Buche abdrucken läßt?
3. Wie kommt dann Herr v. Manstein dazu, bei Hitler die von Zeitzler geschilderten Schritte zu unternehmen, um dessen Erlaubnis an Paulus zur Kapitulation der Stalingradarmee zu erwirken?
4. Notfalls werden noch prominente Zeugen Gelegenheit haben zu beeiden, daß die 6. Armee ohne Einschränkung der Befehlsgewalt der Heeresgruppe Don unterstand, abgesehen davon daß sich diese Unterstellung noch aus einem Dutzend anderer Beweise zweifelsfrei ergibt.

Der Versuch, diese klare Unterstellung und damit die Verantwortung für den Untergang der 6. Armee zu bestreiten ist nur bei solchen Herren möglich, denen das schlechte Gewissen keine Ruhe mehr läßt.

Zeitzler schildert nun in phrasenreichen Worten die Brutalität Hitlers, mit der er die zweimaligen Bitten von Paulus, kapitulieren zu dürfen, abgelehnt habe. Er scheint seine nunmehr einzunehmende Taktik nicht genügend mit Manstein abgestimmt zu haben, denn sonst hätte er nicht übersehen können, daß dieser selbst in seinem Buche „Verlorene Siege“ schreibt, daß er Hitlers Ablehnung der ersten russischen Kapitulationsaufforderung vom 8. Januar billigte, weil durch das Aushalten der 6. Armee russische Kräfte gebunden würden, die sonst für den Vorstoß gegen Rostow frei wären. Diesen Vorteil des Aushaltens der 6. Armee kann Manstein in seinem Buche nicht oft genug wiederholen.

Hitler wußte genau, daß die deutschen Soldaten verloren waren, wenn sie in Gefangenschaft kamen, und es wird ihm schon schwer genug gefallen sein, ihnen nicht besser helfen zu können. Wenn wir aber das Protokoll der Lagebesprechung im FHQ am 1. Februar 43 nachlesen, so können wir uns den ‚Kugelblitz‘ lebhaft vorstellen, wie er dem gleichen Hitler, der sich jetzt gegen seine Fußtritte nicht mehr wehren kann, sekundierte mit abfälligen Bemerkungen über Seydlitz und Paulus, so daß wir dieses leidige Kapitel schließen können mit Zeitzlers eigenem Ausspruch an diesem Tage: „Das ist so etwas, daß man es eigentlich gar nicht fassen kann.“

DES TEUFELS GEHORSAMER FELDMARSCHALL

Feldmarschall Paulus steht in Westdeutschland in sehr schlechtem Ruf, ja man könnte fast sagen, er sei völlig abgeschrieben.

Es ist also schon deswegen ein schwieriges Unternehmen, einige Worte der Wahrheit über ihn schreiben zu wollen. Die Sache ist aber noch schwieriger, wenn man weiß, daß eine gewisse Meute nur darauf wartet, einen Verfasser der Osthörigkeit bezichtigen zu können.

Nun hat mich das auch nicht gestört, als ich auf die Gefahr hin in die Sowjetzone gefahren bin, wegen meiner früheren ‚Flucht' aus der Zone in die Heimat verhaftet zu werden. Ich habe Feldmarschall Paulus genau so gesprochen wie andere Beteiligte der Tragödie von Stalingrad im Bewußtsein meines guten Gewissens, daß ich weder osthörig noch ostanfällig bin.

Um Fehlschlüsse zu vermeiden, muß ich auch sagen, daß ich Paulus nur Fragen gestellt habe, die den Verlauf der Schlacht selbst betreffen, und daß die Antworten rein sachlich verwertet wurden, daß also seine ‚Meinungen' nicht den geringsten Einfluß auf meine Schlußfolgerungen hatten, die bei mir feststanden, seit ich zuvor Manstein aus seinem Buche ‚gehört' hatte.

Über Paulus schreibt der Historiker Görlitz:*)

„Seit Reichenaus Tagen umgab die 6. deutsche Armee, die nun seit dem August 1942 mit ihren vier Armeekorps um Stalingrad, den starken sowjetischen Sperriegel an der Wolga, rang, so etwas wie ein Nimbus der Unbesiegbarkeit. Aber man erzählte sich auch, daß Hitler wenige Wochen vor dem viel zu frühen Tod des Generalfeldmarschalls diesem einmal gesagt hatte, mit seiner Armee könne er den Himmel stürmen ... Reichenau war tot. Der Mann, der die 6. Armee in den glühend heißen Augusttagen durch die sonnenverbrannte, staubüberwehte Steppe zwischen Don und Wolga, die nur bisweilen von den Balkas, tief eingeschnittenen Regenschluchten, durchbrochen wurde, bis vor Stalingrad geführt, Generaloberst Friedrich Paulus, war sein Chef des Stabes gewesen und war ein vorzüglicher, gründlich geschulter, menschlich empfindender und gewissenhafter Generalstabsoffizier, als Stabschef eine vortreffliche

*) Walter Görlitz, ‚Der zweite Weltkrieg', Seite 391.

Ergänzung für einen ungestümen und eigenwilligen Armeeführer wie Reichenau. Seine Tragik war eine übergroße Gewissenhaftigkeit, die ihn nur schwer entscheidende Entschlüsse fassen ließ."

Eine gewisse Tragik lag schon darin, daß die Öffentlichkeit viel zu wenig seinen Anteil an dem großen Sieg von Charkow im Mai 1942 beachtete, als Feldmarschall von Bock Charkow vorzeitig räumen wollte und Paulus von Hitler zum Ausharren bewogen worden war. Hitler dankte ihm dies mit der Verleihung des Ritterkreuzes und mit seinem vollen Vertrauen.

Diese Lehre aus der Schlacht von Charkow, daß sich das Ausharren und der Gehorsam für den Soldaten und das Vaterland doch lohne, wird in den tragischen Tagen von Stalingrad die Grundlage seiner Entscheidungen gewesen sein.

Wir haben gesehen, wie gut Paulus die ihm übertragene Aufgabe der Eroberung von Stalingrad bis zum 2. 9. 42 gemeistert hatte, und wenn die 4. Panzerarmee nicht vom 21. – 28. August vor dem Höhenriegel von Krassnoarmeijsk festgelegen, sondern im gleichen Elan wie die 6. Armee weiter vorgestoßen wäre, so würden Paulus und Hoth als Sieger von Stalingrad in die Geschichte eingegangen sein. Es wäre zu keiner Einschließung der 6. Armee gekommen.

Paulus fällte in Stalingrad seine Entscheidungen nicht allein. Ihm zur Seite stand ein tüchtiger Generalstabschef, der General Arthur Schmidt, der als der aktivere Teil dieses Gespannes galt.

Was mögen sie gedacht haben, als sie vor den größten Entscheidungen ihres Lebens standen. Verhältnismäßig leicht war die vom 24. 11. Die ‚Igelung' hatte die harte Realität der russischen Einschließung erzwungen, der voreilige Ausbruch war weder möglich noch notwendig. Man vertraute darauf, daß sich schon eine baldige Möglichkeit finden ließe, den Kessel von innen oder außen aufzubrechen.

Noch keine 4 Wochen waren vergangen und schon war diese Möglichkeit gegeben. Man brauchte nur auszubrechen. Wann? – war das einzige Rätsel in dieser ‚so einfachen' Sache. Nun, die Schematiker haben dieses Rätsel einfach gelöst, wie wir ja nun zur Genüge wissen.

Paulus aber unterstand soldatischen Gesetzen, konnte also nicht machen, was er wollte. Zunächst konnte er nur das machen, was ihm befohlen war. Befohlen war ihm, mit der 6. Armee Stalingrad zu erobern. Das war ihm bis zum letzten Zwölftel der Stadt gelungen. Dann stellte man die eigentlichen Kämpfe um die Stadt ein, um unnötige Verluste zu vermeiden, zumal eine zunächst wichtigere Aufgabe entstanden war, die Befreiung der Armee aus dem

Kessel. Da diese Aufgabe nur von außen erfüllt werden konnte, übertrug sie der Oberste Befehlshaber Hitler am 20. November — schneller ging es nun wirklich nicht — dem Manne, den er seinerzeit für den Besten zu ihrer Erfüllung ansah, dem Feldmarschall v. Manstein. Er ließ ihn eine neue Heeresgruppe bilden, gab ihm einen klaren Auftrag ohne irgendwelche Einengung und gab ihm die Kräfte zur Erfüllung der Aufgabe.

v. Manstein wurde am 24. 11. Vorgesetzter von Paulus und damit verantwortlich für das Schicksal der 6. Armee. Dessen war sich v. Manstein auch bewußt, wie sein Funkspruch vom 24. November an Paulus*) beweist.

Auch die Behauptung, die Unterordnung der 6. Armee unter seine Heeresgruppe sei eine fiktive gewesen, widerlegte er selbst mit folgendem Satz:**)

> „Er (Feldm. v. Kluge, d.V.) sagte, daß er im Bereich der Heeresgruppe Mitte vor jedem Unternehmen von Bataillonsstärke an vorher bei Hitler anfragen müsse. Wenn ich auch später derartig unmögliche Eingriffe Hitlers in die Führung unserer Heeresgruppe nicht erlebt habe, so sollte es doch Gelegenheit genug geben, bei denen wir infolge von Eingriffen Hitlers in Konflikte mit der obersten Führung gerieten."

Wir haben im Laufe der Prüfung des gesamten vorliegenden Materials die Feststellung machen müssen, daß v. Mansteins Befehlsgewalt gegenüber der 6. Armee nicht im geringsten eingeengt war. Der Wille Hitlers, die 6. Armee nur langsam vor Stalingrad abzubauen, kann nicht als Einengung der Aufgabe angesehen werden, sondern war nur eine Folge der Tatsache, daß eine andere Lösung im Hinblick auf die Lage und Zustand der 6. Armee völlig unmöglich war. Zunächst kam nur das Schlagen eines Korridors in Frage. Die Führung der 6. Armee fühlte sich voll der Heeresgruppe des Herrn v. Manstein unterstellt und hatte nichts anderes zu tun, als deren Befehle zu befolgen. Eigene Entscheidungen konnte sie schon deswegen nicht treffen, weil ihr Überblick über die Gesamtlage durch die Grenzen des Kessels eingeschränkt war. Überblick über die Lage konnte nur die Heeresgruppe haben. Nur sie konnte wissen, wann und wo sie die Befreiungsaktion ansetzen könne und würde, mit welchen Kräften und welchen Zielpunkten. Nur sie konnte Operationen der 6. Armee zur Unterstützung der Befreiungsaktion zeitlich und geographisch richtig durch ihre klaren

*) Siehe Seite 96.

**) E. v. Manstein, ‚Verlorene Siege', Seite 315.

Befehle auslösen. Die Führung der 6. Armee hatte nichts anderes zu tun, als sich vorzubereiten, solche Befehle schnell und gut ausführen zu können — und das hat sie wirklich getan. Sie hatte Vertrauen zu dem ihr übergeordneten Oberbefehlshaber, der ihr die Befreiung versprochen hatte, und konnte gar nichts anderes tun, als gehorsam auf den Ausbruchsbefehl zu warten. Auch das tat sie mit verhaltener Geduld, wie dies echten Soldaten gebührt.

Auszubrechen ohne Befehl — um eine York'sche Tat zu zaubern, wie die Schematiker heute meinen — konnte die sicher klugen Pläne des siegesgewohnten Feldherrn v. Manstein nur gefährden, denn auf den Gedanken, daß dieser, von seinem überragenden Feldherrntum selbst so überzeugte Oberbefehlshaber den Befehl viel zu spät bzw. überhaupt nicht geben könnte, konnte ein so gewissenhafter Mann wie Paulus sicher zu jener Zeit nicht verfallen.

Um die Logik dieses Ablaufes der Dinge zu begreifen, brauchte Paulus noch nicht einmal Rechts- und Staatswissenschaften studiert zu haben. In jener Lage, in die sich ein normaler Mensch überhaupt nicht hineinversetzen kann, da sie zu ungeheuerlich ist, hätte nur geholfen, wenn Paulus seinem genialen Vorgesetzten mit Rückschein geschrieben hätte: „Wenn Du mir bis morgen keinen Befehl zum Ausbruch erteilst, so betrachte ich dies als Dein Einverständnis, daß ich ausbreche."

Damit wäre der Herr Oberbefehlshaber der H.Gr. festgenagelt gewesen vor der Geschichte. Zu solchem Festnageln aber bestand seinerzeit kein Anlaß. Paulus kann man also höchstens hinterher den Vorwurf machen, daß er nicht zu jener Entscheidung griff, die ohne Abstimmung mit der Heeresgruppe mit 99% Sicherheit eine Katastrophenlösung bedeutet hätte.

Übrigens hat Paulus in Nürnberg als Zeuge auf die Frage des Verteidigers Professor Exner:

> „Sagen Sie, warum haben Sie nicht — als in Stalingrad die Lage so hoffnungslos und furchtbar wurde, wie Sie heute schon angedeutet haben — trotz des Gegenbefehls des Führers den Ausbruch versucht?"

unter Eid geantwortet:

> „Weil mir es damals so hingestellt wurde, als ob durch das weitere Aushalten der von mir geführten Armee das Schicksal des deutschen Volkes abhinge."

Wie wäre es aber, wenn sich der Leser einmal in jene Situation des zur tragischen Persönlichkeit verurteilten Paulus hineinversetzen würde:

Die Verschwörer wollten doch seinen Ausbruch als Signal eines Aufstandes gegen Hitler benutzen. Beck soll Paulus durch einen Brief entsprechend orientiert haben. Wir wollen einmal annehmen, daß er diesen Brief erhalten hat. Konnte sich der gewissenhafte Paulus nicht ausrechnen, daß im Falle des eigenmächtigen Ausbruches ein Bürgerkrieg und der Zusammenbruch der ganzen Ostfront mit viel größeren Verlusten die automatische Folge sein würde? Zu was sollte er sich solche Verantwortungen aufladen, wo sie durch Gesetz ein anderer, nämlich sein legaler Vorgesetzter hatte? Paulus war ja nicht allein, sondern hatte noch seinen Stabschef Schmidt bei sich und beide waren nicht auf den Kopf gefallen. Für beide gab es zu jener Zeit keine Lösung für das Rätsel, warum der Ausbruchsbefehl nicht kam. Für sie gab es nur eine Aufgabe: gehorsam auf den Befehl zu warten!

Heute werden sie alles begreifen, wenn sie dieses Buch gelesen haben.

Hitler hatte von Paulus den Selbstmord erwartet — statt den Gang in die Gefangenschaft. Nun, auch diese Frage wird sich der gewissenhafte Paulus vorgelegt haben. Wir wissen nicht, wie er seine Entscheidung vor seinem Gewissen rechtfertigen wird, und dürfen ihn auch nicht darnach fragen.

Dr. Goebbels hat darüber folgende Gedanken einem Vertrauten gegenüber geäußert:

> „Wir machen dem General Paulus den Vorwurf, daß er sich in Stalingrad hat gefangennehmen lassen. Es muß ja heute füglich bezweifelt werden, daß er überhaupt den Willen hatte, den Fall Stalingrad nicht zu überleben. Aber nehmen wir einmal an, er hätte den Willen gehabt, lieber zu sterben, als dem Feind in die Hand zu fallen. Hatte er dann die Möglichkeit, diesen Willen überhaupt in die Tat umzusetzen? Ist man in einem Nahkampf überhaupt noch Herr über sein eigenes Leben, um es zu beenden, wenn es einem richtig erscheint? Und trifft einen eine Kugel, gibt sie die Gewähr, daß man sofort tot ist und nicht etwa verwundet in die Hand des Feindes fällt?"

Paulus und die meisten Offiziere entschieden sich für die Gefangenschaft.

In der Gefangenschaft hielt er sich zunächst sogar von der Gründung des ‚Bundes deutscher Offiziere' zurück und weigerte sich entschieden, dem Nationalkomitee beizutreten. Erst nach dem Attentat vom 20. Juli und dem Zusammenbruch der Verschwörung hat Paulus am 8. August 44 eine Erklärung gegen Hitler unterschrieben,

die von anderen Generälen mit unterschrieben und von den Russen in Flugblättern über der Front abgeworfen wurde.*)

Die Gerüchte von der Existenz einer Paulus-Armee, die in Rußland bestanden haben soll, basierten auf reiner Phantasie. Erfreulicherweise erzählt man sich von seinem Generalstabschef, General Schmidt, daß er sich die ganzen Jahre seiner Gefangenschaft von einer Betätigung für das Nationalkomitee fern- und auch sonst gut gehalten habe.

Daß Paulus aber dann 1946 in Nürnberg Aussagen im Interesse der Russen machte, die seine Kameraden und Deutschland belasten mußten, ist – gelinde gesagt – mehr als bedauerlich. Dazu muß allerdings bemerkt werden, daß das, was er unter Eid aussagte, in gewissem Sinne der Wahrheit entsprach. Er sagte über seine Mitarbeit bei der Planung des russischen Feldzuges aus, und seine Aussagen konnten nichts an der Tatsache ändern, daß Deutschland, wie Generaloberst Jodl so überzeugend nachwies, durch die bekannt gewordenen russischen Vorbereitungen zum Präventivkrieg gezwungen wurde, diesen also auch vorbereiten mußte. Daß sich Paulus heute ‚im Interesse des Weltfriedens' in der Sowjetzone betätigt, ist nicht anders zu beurteilen wie die Gutachtertätigkeit seines ‚Gegenspielers' v. Manstein.

Uns interessiert in erster Linie beider Verhalten bis zum 1. Februar 43, dem Tage, an dem sich diese größte militärische Niederlage Deutschlands erfüllte. Darüber möge der Leser selbst urteilen!

*) Paulus' Name war in den Rundfunksendungen vorher von den Kommunisten des Nationalkomitees mißbraucht worden.

HÖLDERLINS WORTE

Wenn der Leser dies Buch zu Ende gelesen hat, wird er sich vielleicht die Frage stellen, wie der Verfasser angesichts des grausamen Schicksals der Soldaten der 6. Armee, und der Umstände, die zur Niederlage führten, es wagen könne, Hölderlins Worte zu zitieren:

> „Lebe droben, o Vaterland
> und zähle nicht die Toten!
> Dir ist, liebes! nicht einer zu viel gefallen."

Er wird sich auch fragen: Warum hat Gott so viele Gegner und Umstände zusammenwirken lassen, um eine so tapfere Armee, ein so tapferes Volk in diese Niederlage zu führen: die bolschewistischen Mächte des Ostens, verbündet mit den kapitalistischen des Westens, den Feind im Rücken, den grausamen Winter und die vielen unglücklichen Zufälle?

Nun, manche werden sehr schnell bei der Hand sein mit der ‚Weisheit':

„Gott wollte Hitler, den Antichristen vernichten."

Aber ich meine, daß er dazu nicht eine ganze Armee vernichten, nicht ein ganzes Volk in eine Niederlage mit so schrecklichen Folgen stürzen mußte. Ein gelungenes Attentat gegen Hitler hätte genügt. Ich glaube daher, daß es Gott getan hat, damit sich das alte Gesetz erfülle:

„Die Macht, die das Böse will, die schafft doch stets das Gute."

Sie macht die ‚störrische' Welt, die immer noch das Strahlende zu schwärzen liebt, reif für die einzige Alternative zwischen den pseudodemokratischen Extremen des westlichen Hyper-Kapitalismus und östlichen Bolschewismus — für die Alternative nach deutschen Vorbild.

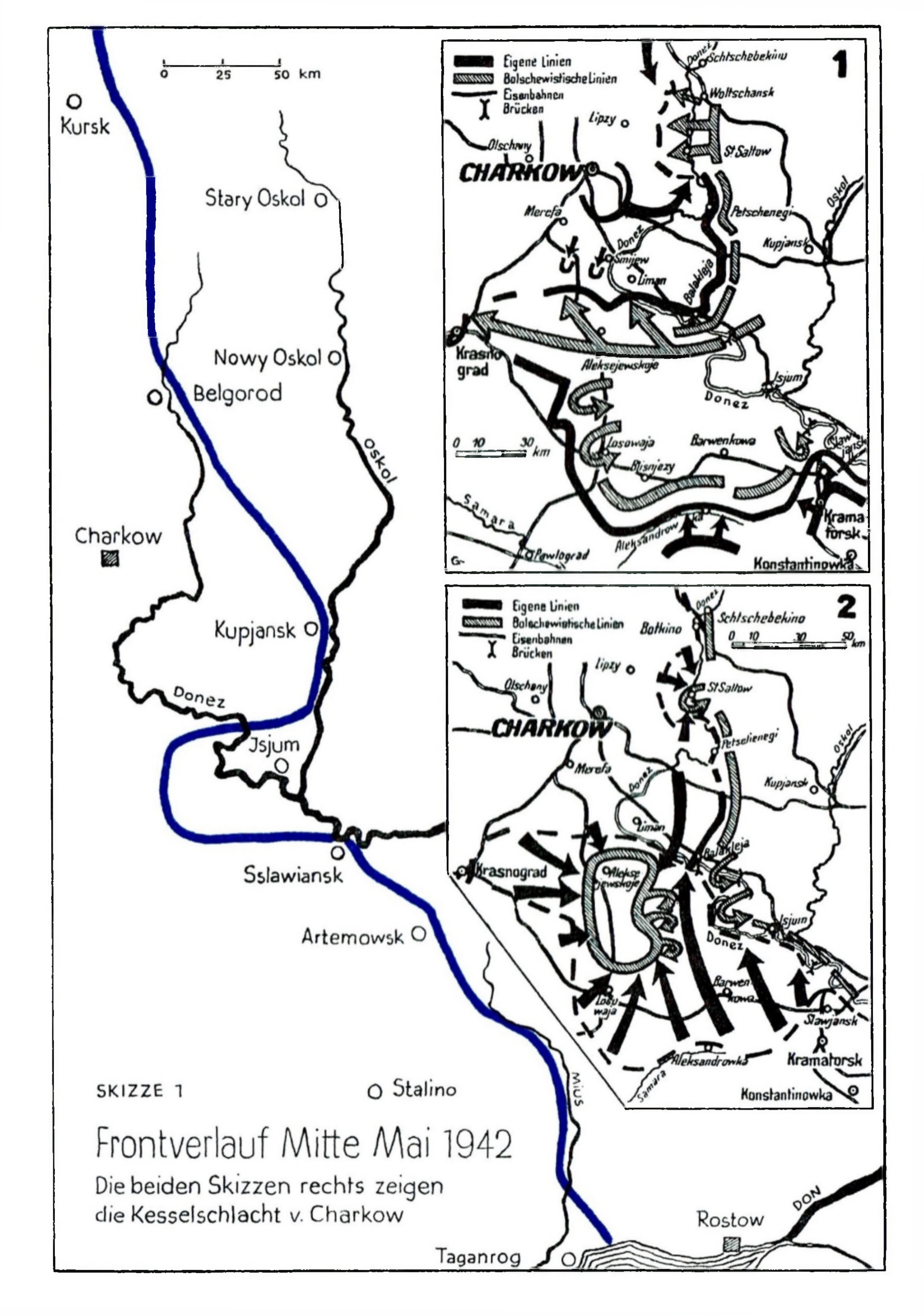
Wir wollen daher dieses Buch beschließen mit den Worten zweier großer deutscher Soldaten:

> „Ich glaube und bekenne, daß selbst der Untergang dieser Freiheit nach einem blutigen und ehrenvollen Kampf die Wiedergeburt des Volkes sichert und der Kern des Lebens ist, aus dem einst ein neuer Baum die sichere Wurzel schlägt."

General Karl v. Clausewitz, gest. 1831.

„... Vielleicht muß ein Gerechter fallen, damit sein Grab die Wiege eines neuen Menschengeschlechtes wird, vielleicht rettet er mit seinem Opfer vielen andern das Leben, vielleicht hilft er sogar anderen Geschlechtern zu einer langen Periode des Friedens, während unser Leben nichts anderes gekannt hat als Krieg und Revolution. Ein solches Opfer kann nur ein Mensch bringen, der in seinem nationalen Idealismus eine Weltordnung verkörperte."

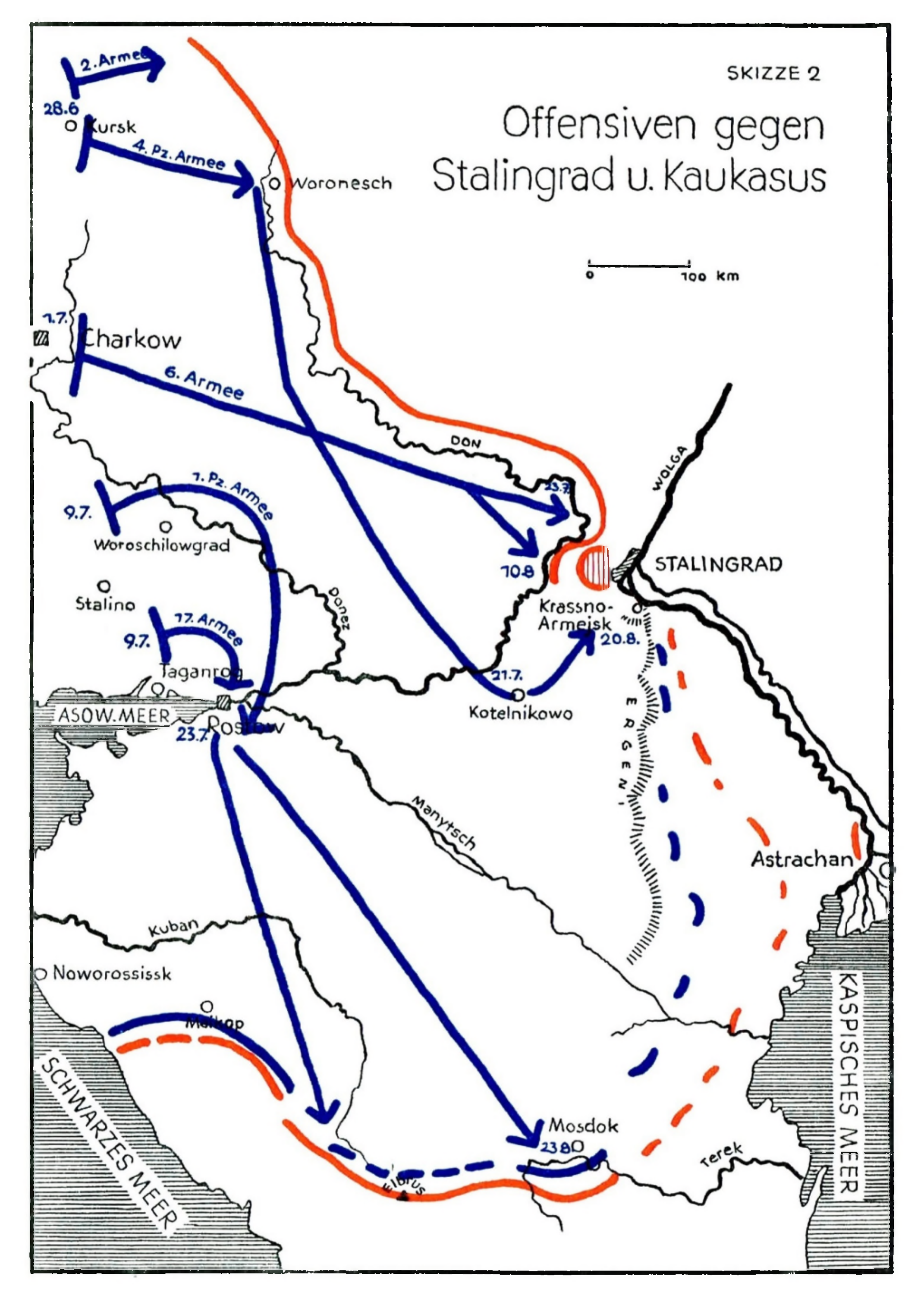
Generaloberst Jodl, gehängt zu Nürnberg 1946.



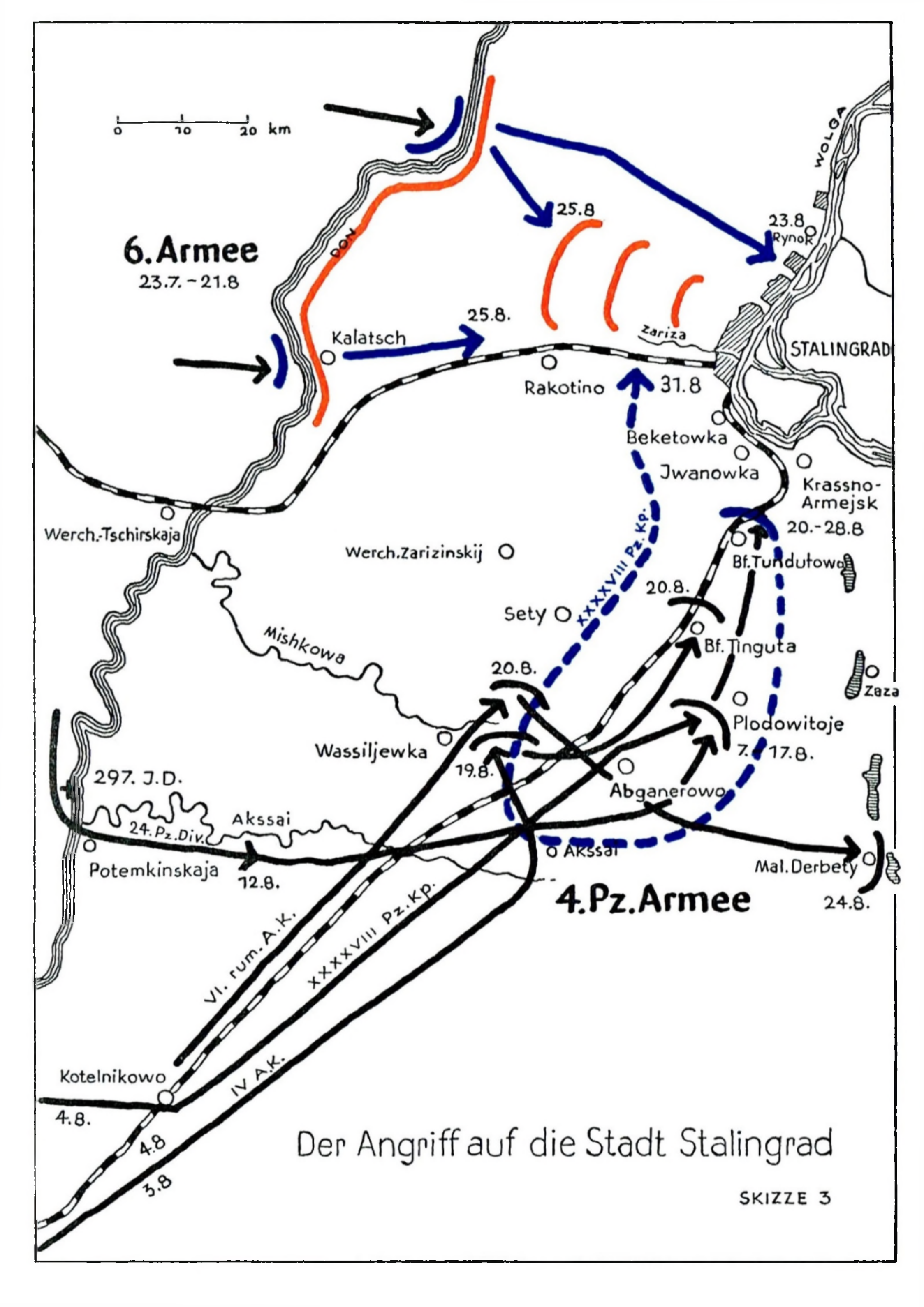
SKIZZE 1

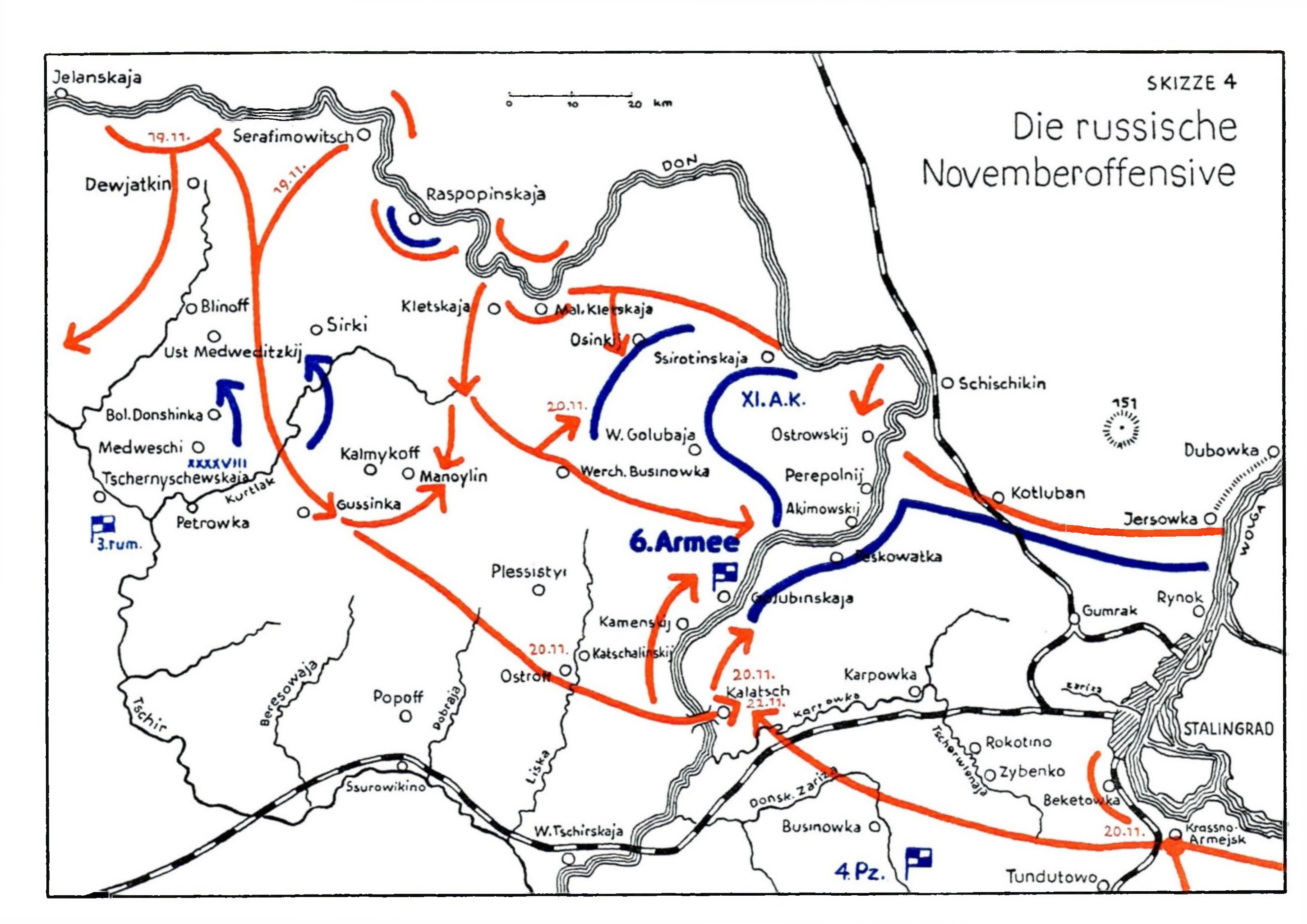
Frontverlauf Mitte Mai 1942

Die beiden Skizzen rechts zeigen die Kesselschlacht v. Charkow

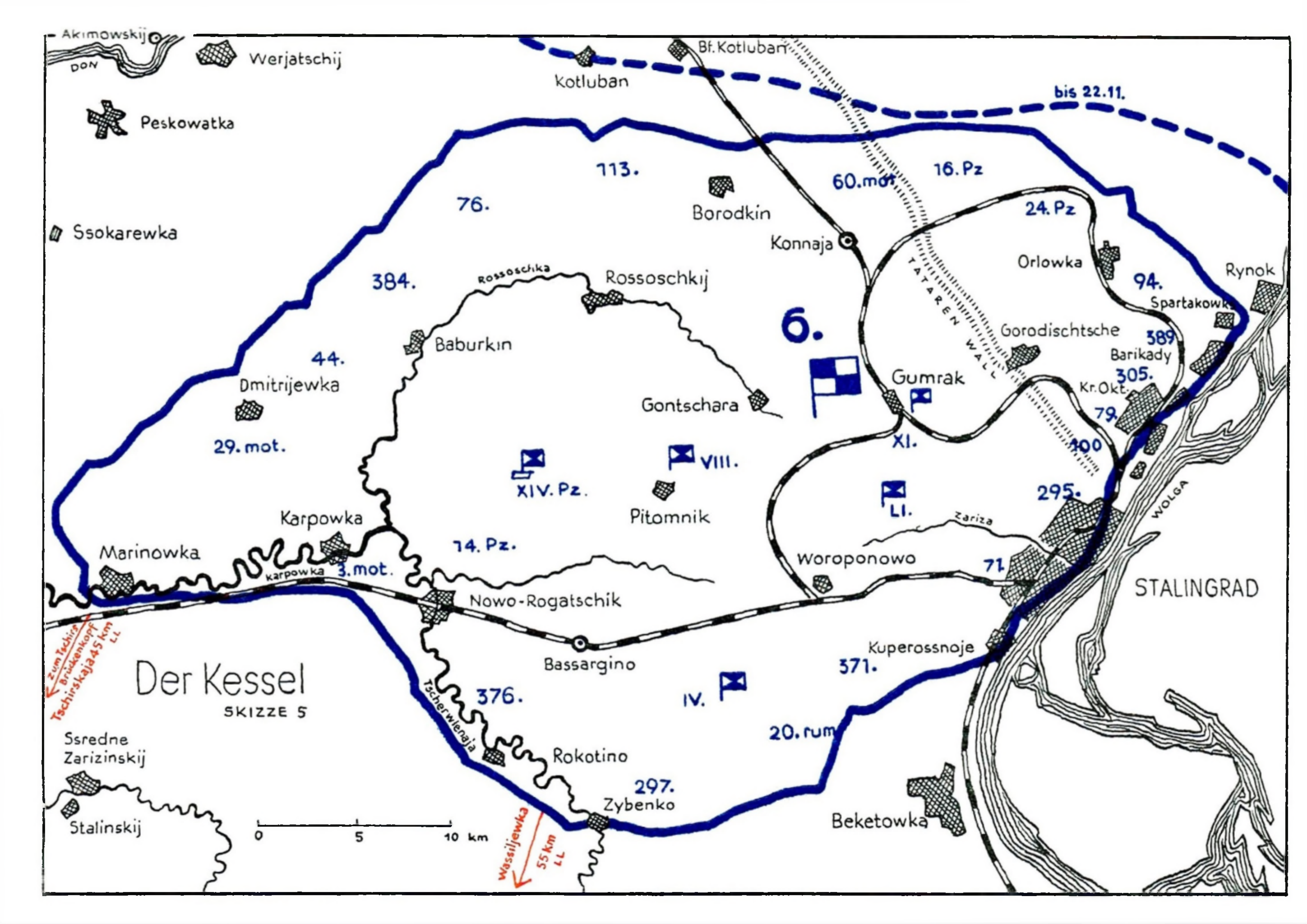


SKIZZE 2
Offensiven gegen Stalingrad u. Kaukasus
0
100 km
2. Armee
28.6
Kursk
4. Pz. Armee
Woronesch
1.7.
Charkow
6. Armee
DON
WOLGA
23.7.
1. Pz. Armee
9.7.
Woroschilowgrad
10.8
STALINGRAD
Stalino
Donez
Krassno-
Armeisk
17. Armee
9.7.
20.8.
Taganrog
21.7.
Kotelnikowo
ASOW.MEER
23.7.
Rostow
ERGENI
Manytsch
Astrachan
Kuban
Noworossissk
Maikop
SCHWARZES MEER
KASPISCHES MEER
Mosdok
23.8.
Elbrus
Terek

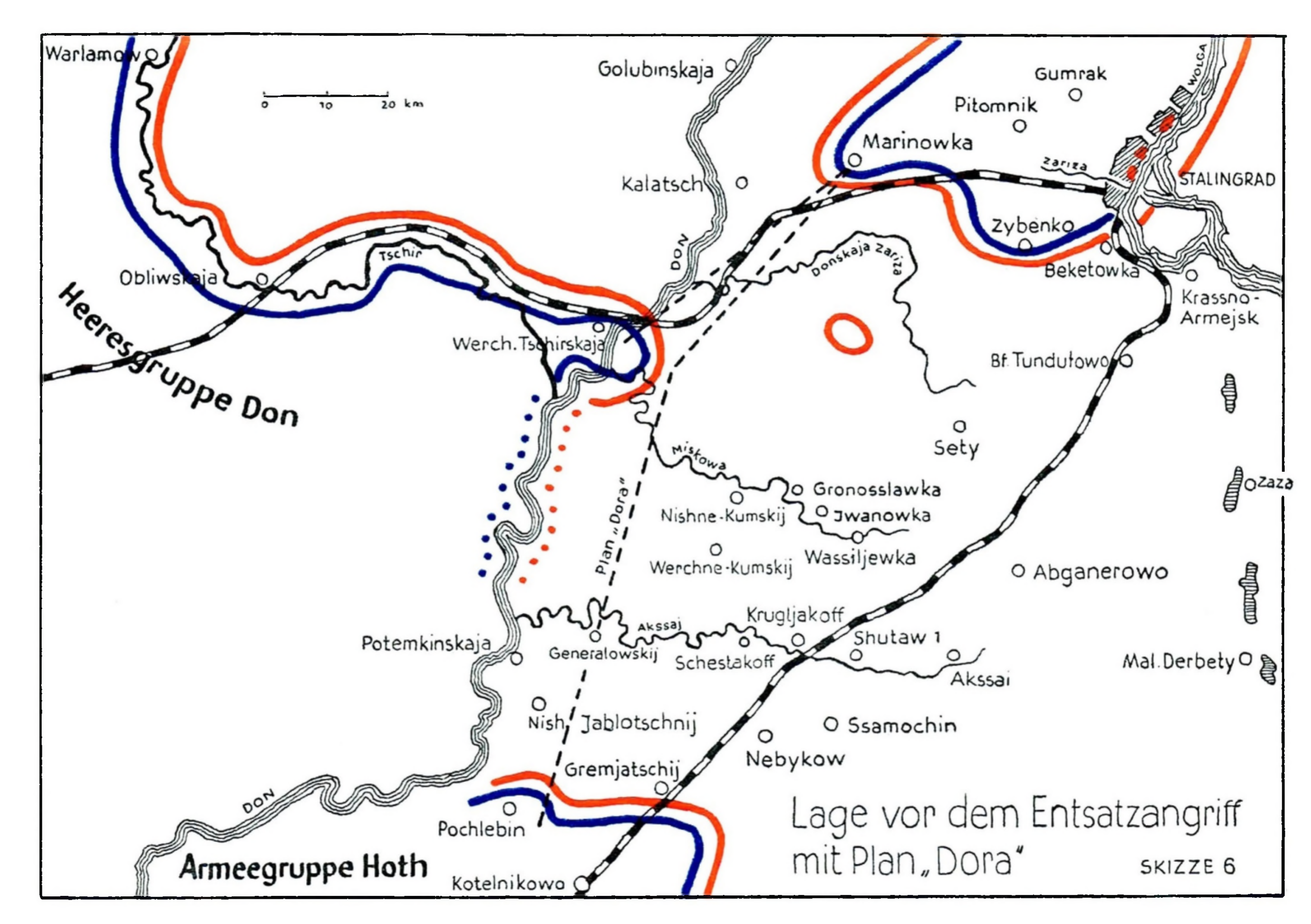

0 10 20 km
6. Armee
23.7.-21.8
DON
Kalatsch
25.8.
25.8
23.8
Rynok
WOLGA
Zariza
STALINGRAD
Rakotino
31.8
Beketowka
Jwanowka
Krassno-Armejsk
20.-28.8
Werch.-Tschirskaja
Werch.Zarizinskij
Bf. Tundutowo
XXXXVIII Pz. Kp.
20.8.
Sety
Bf. Tinguta
Mishkowa
20.8.
Zaza
Plodowitoje
7.-17.8.
Wassiljewka
19.8.
297. J.D.
Abganerowo
Akssai
24. Pz. Div.
Potemkinskaja
12.8.
Akssai
Mal. Derbety
24.8.
4. Pz. Armee
VI. rum. A.K.
XXXXVIII Pz. Kp.
IV A.K.
Kotelnikowo
4.8.
4.8
3.8
Der Angriff auf die Stadt Stalingrad
SKIZZE 3



SKIZZE 4
Die russische Novemberoffensive
0 10 20 km
DON
WOLGA
Jelanskaja
Serafimowitsch
19.11.
19.11.
Dewjatkin
Raspopinskaja
Blinoff
Sirki
Ust Medweditzkij
Kletskaja
Mal. Kletskaja
Osinkij
Ssirotinskaja
XI. A.K.
Schischikin
151
Bol. Donshinka
Medweschi
XXXXVIII
Tschernyschewskaja
Kurtlak
Petrowka
3. rum.
Kalmykoff
Manoylin
Gussinka
20.11.
W. Golubaja
Werch. Businowka
Ostrowskij
Perepolnij
Akimowskij
Dubowka
Kotluban
Jersowka
6. Armee
Plessistyi
Kamenskij
Katschalinskij
20.11.
Ostroff
Golubinskaja
Gumrak
Rynok
Popoff
Beresowaja
Tschir
Dobraja
Liska
20.11.
Kalatsch
22.11.
Karpowka
Karpowka
Zariza
STALINGRAD
Rokotino
Zybenko
Tscherwlenaja
Beketowka
Ssurowikino
W. Tschirskaja
Donsk. Zariza
Businowka
20.11.
Krassno-Armejsk
4. Pz.
Tundutowo

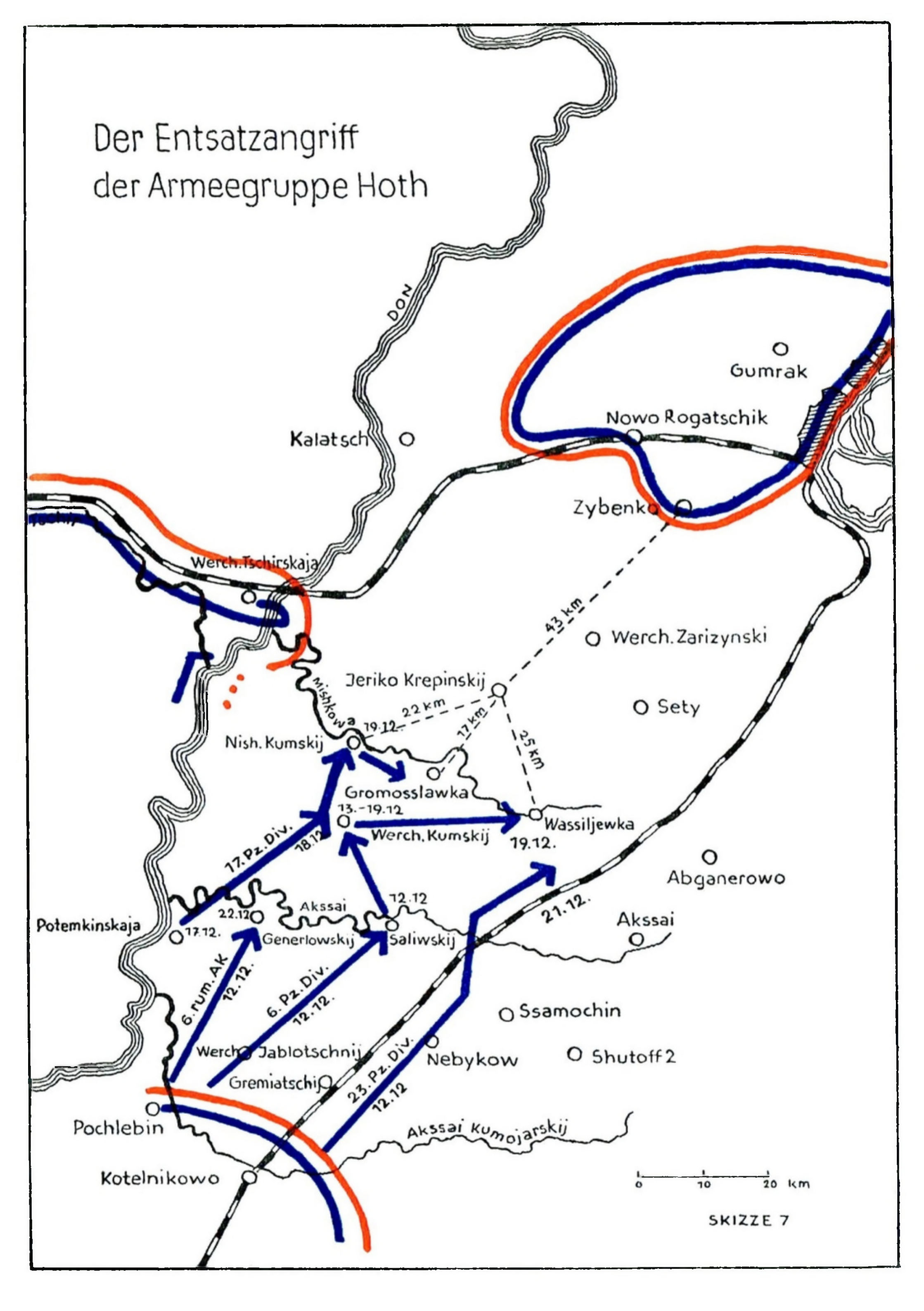


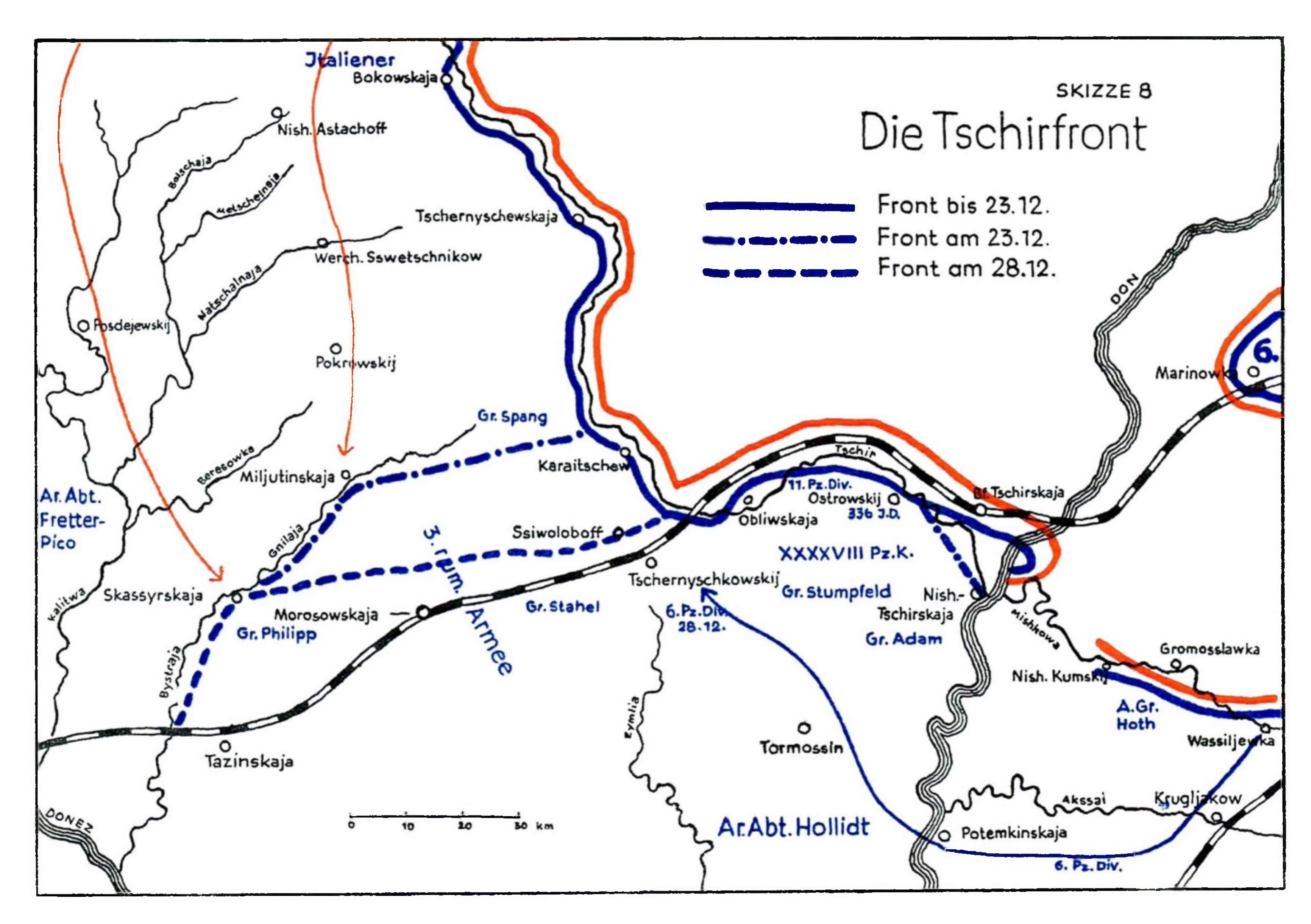
Der Kessel
SKIZZE 5
Akimowskij
DON
Werjatschij
Peskowatka
Ssokarewka
Kotluban
Bf. Kotluban
bis 22.11.
113.
76.
384.
44.
29. mot.
60. mot.
16. Pz
24. Pz
94.
389
305.
79.
100
295.
71.
371.
20. rum.
297.
376.
14. Pz.
3. mot.
XIV. Pz.
VIII.
XI.
LI.
IV.
6.
Borodkin
Konnaja
Orlowka
Rynok
Spartakowka
Gorodischtsche
Barikady
Kr. Okt.
TATAREN WALL
Gumrak
Rossoschka
Rossoschkij
Baburkin
Dmitrijewka
Gontschara
Pitomnik
Karpowka
Marinowka
Nowo-Rogatschik
Woroponowo
Zariza
STALINGRAD
WOLGA
Kuperossnoje
Bassargino
Tscherwlenaja
Rokotino
Zybenko
Beketowka
Ssredne Zarizinskij
Stalinskij
0
5
10 km
zum Tschirb Brückenkopf Tschirskaja 45 km LL
Wassiljewka 55 km LL



Lage vor dem Entsatzangriff mit Plan „Dora"

SKIZZE 6


Der Entsatzangriff
der Armeegruppe Hoth
DON
Kalatsch
Gumrak
Nowo Rogatschik
Zybenko
Werch. Tschirskaja
43 km
Werch. Zarizynski
Jeriko Krepinskij
Mishkowa
22 km
17 km
25 km
Sety
19.12.
Nish. Kumskij
Gromosslawka
13.-19.12
Werch. Kumskij
Wassiljewka
19.12.
17. Pz. Div.
18.12
Abganerowo
12.12
21.12.
Akssai
Akssai
Potemkinskaja
17.12.
22.12
Generlowskij
Saliwskij
6. rum. AK
12.12.
6. Pz. Div.
12.12.
Ssamochin
Werch. Jablotschnij
Nebykow
Shutoff 2
Gremiatschi
23. Pz. Div.
12.12
Pochlebin
Akssai Kumojarskij
Kotelnikowo
0
10
20 km
SKIZZE 7



SKIZZE 8
Die Tschirfront
Front bis 23.12.
Front am 23.12.
Front am 28.12.
Jtaliener
Bokowskaja
Nish. Astachoff
Bolschaja
Metschetnaja
Tschernyschewskaja
Werch. Sswetschnikow
Natschalnaja
Posdejewskij
Pokrowskij
Gr. Spang
Beresowka
Miljutinskaja
Karaitschew
Ar. Abt. Fretter-Pico
Gnilaja
Ssiwoloboff
3. rum. Armee
Kalitwa
Skassyrskaja
Morosowskaja
Gr. Philipp
Gr. Stahel
Bystraja
Tazinskaja
DONEZ
0 10 20 30 km
Tschir
11. Pz. Div.
Ostrowskij
336 J.D.
Obliwskaja
Bf. Tschirskaja
XXXXVIII Pz.K.
Tschernyschkowskij
Gr. Stumpfeld
Nish.-Tschirskaja
6. Pz. Div. 28.12.
Gr. Adam
Mishkowa
Zymlia
Tormossin
Ar. Abt. Hollidt
DON
6.
Marinowka
Gromosslawka
Nish. Kumskij
A. Gr. Hoth
Wassiljewka
Akssai
Krugljakow
Potemkinskaja
6. Pz. Div.

